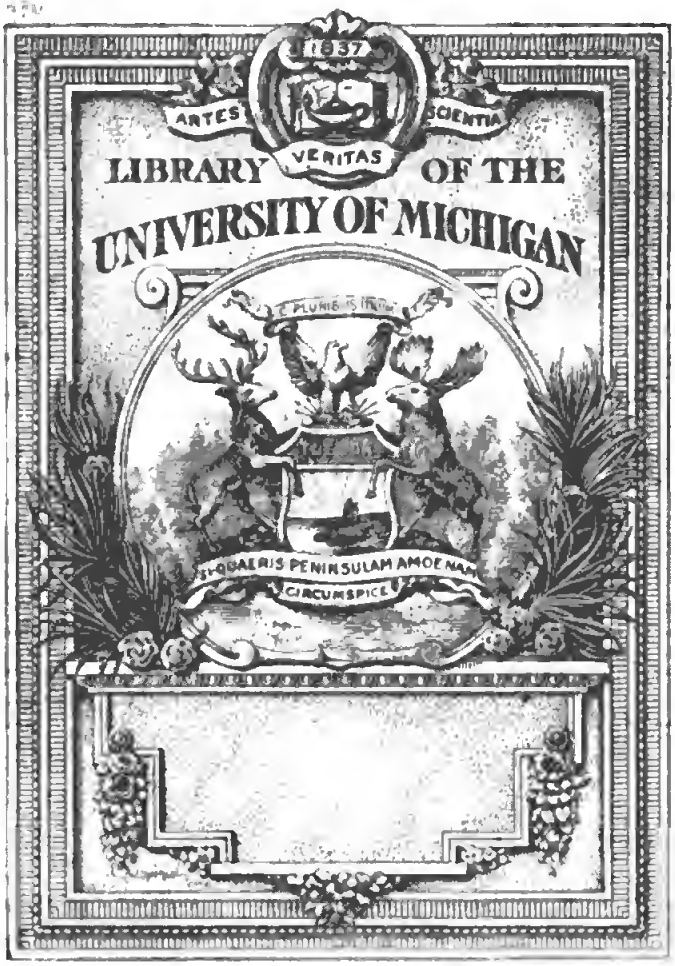
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF
Dr. H. R. Obetz.

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

wohlschmeckend.

Garantirt rein. Schnell-löslich.

Dosen	1/2	1/4	1/8 Ko.
Mk.	2.40.	1.25.	0.65.

Verkaufsstellen durch Firma-Schilder kenntlich.

Von Autoritäten der Kinderheilkunde und tausenden Ärzten empfohlen. Im Gebrauch der grössten Kinderhospitäler Deutschlands, Österreich-Ungarns etc.

Kufeke's Kindermehl

Beste Nahrung für gesunde und darmkranke Kinder

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die **Muttermilch.** Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an **Verdauungsstörungen.** Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei **Brechdurchfall, Darmkatarrh** und **Diarrhoe** etc. als **BESTES** in Anwendung.

Bestes im Gebrauch Billigstes.

Gratis. Die Broschüre „Der Säugling". Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt, und erhältlich in Apotheken u. Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schweiz etc. und von der Fabrik:

R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien VI/2.

Nützliche Gelegenheitsgeschenke!

Prima Sicilianische Roth-Weine

vorzügliche Qualität, besser als Bordeaux
verzollt ab Konstanz zu **70 Pfg. per Liter.**
Postkistchen m. 2 ganzen Flaschen franco gegen Einsendung von **Mk 2 50**
1 Probekiste = 10 ganze Flasch. ab hier „ **10.–**

Griechische Weine

1 Probekiste = 10 Flasch. in 10 auserlesenen Sorten incl. Verpack. **Mk. 15.–**

Samos-Süss-Weine

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine
verzollt ab Konstanz zu **Mk. 1.– per Liter**
1 Postkistchen m. 2 Flasch. franco **Mk. 2.80.**

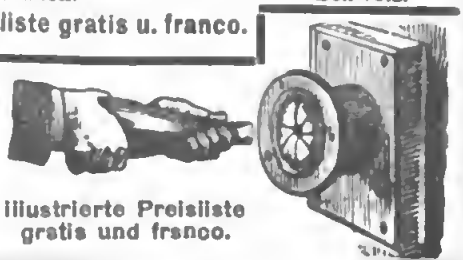
Ziegler & Gross,
Konstanz, 59, Baden. und **Kreuzlingen,** Schweiz.

Preisliste gratis u. franco.

Verbesserte
Universal-Flaschen-Verkapsel-Maschine

Preis Mk. 6.–, steht bis jetzt in jeder Beziehung unerreicht ds., redactionell bespr. in Nr. 2296 der illustr. Zeitung, Leipzig.

Ziegler & Gross, Konstanz 59.



Illustrierte Preisliste gratis und franco.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Erzählung „Unsere Johanne“ von C. Eysell-Kilburger. (S. 78)
Originalzeichnung von Georg Schöbel.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 • Fünfter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Fata Morgana. Roman von Gustav Johannes Krauss (Fortsetzung) 7

Unsere Johanne. Eine Weihnachtsgeschichte für Hausfrauen. Von L. Eysell-Kilburger 68
Mit Illustrationen von Georg Schöbel.

Aus den Werkstätten der deutschen Elektrotechnik. Eine Umschau an der Jahrhundertwende. Von Fr. Regensberg 88
Mit 9 Illustrationen.

Der liebe Neffe. Novelle von A. Oskar Klaussmann . 105

Holzer und Holzabtrieb im Hochgebirge. Skizze aus dem „deutschen Hinterwald". Von Otto Häussler . 160
Mit 10 Illustrationen.

Die Freierprobe. Humoreske von Paul Bliss 179

Der Kongostaat. Geographisch-geschichtliche Schilderung. Von Professor E. Koller 196
Mit 13 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Eine deutsche Weihnachtsfeier unter hohen Breiten . 219

Grüne und blaue Menschen 223

Neue Erfindungen: Seite

I. Der Etagen-Dampftopf 225
Mit Illustration.

II. Die Luxfer-Prismen 227
Mit 2 Illustrationen.

Seltsame Kur 228

Rentabilität der Geflügelmast 229

Noch einmal die „Feuerprobe“ 232

Das Gebiet und die Bevölkerung der angelsächsischen, lateinischen, slavischen und deutschen Völker von 1800 bis 1900 234
Mit 2 Illustrationen.

Verbotene Weihnachten 237

Alles mit Mass 239

Ein interessanter Liebesbrief 240

Originelle Wirtshäuser 241

Die Probe der Mutter 244

Die Kaul 245

Orientalisch 246

Ein künstlerischer Zimmerschmuck 246

Beigelegter Zwist 247

Herzen und Seelen 248

Die Zeiten ändern sich 248

Fata Morgana.

Roman von Gustav Johannes Krauss.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In der Werkstätte waren Meister Weinzierl, Franz Kubik, der zweite Geselle, ein mürrisch blickender hagerer Mensch von unbestimmtem Alter, und der Lehrjunge Karl bei Matthias' Ankunft schon fleißig bei der Arbeit. Moosdörfer vertauschte eilig seinen schwarzen Rock mit der Arbeitsjacke, die er an der Stubenthür hängen hatte, setzte sich dann an seinen Platz und griff eifrig zu.

Während er den Faden behend durch den hellen Sommeranzugstoff zog, ging ihm gar viel Sonniges und Seliges so rasch durch den Sinn, daß er höchst verwundert aufblickte, als die Meisterin an die Werkstattthür klopfte und zum Essen rief. Es mußten also mindestens schon drei Stunden sein, seit er sich hergesetzt hatte, und ihm war zu Mut, als sei das vor einer halben gewesen.

Bei Tische war das Brautpaar so weit auseinander gesetzt worden, daß ein heimliches Geflüster oder auch nur die Fußspitzentelegraphie unter dem Tische ein Ding der Unmöglichkeit war. Früher hatten Pepi und Matthias nebeneinander gesessen, Frau Weinzierl aber hatte diese Aenderung für nötig gehalten. Da ihr Eheherr einmal

angeordnet hatte, die Sache müſſe noch geheim bleiben, ſo durfte dem Pärchen auch nicht zu viel Gelegenheit gegeben werden, ſich zu verraten.

Die Mahlzeit wurde ziemlich beſchleunigt, da trotz der Abkürzung des Arbeitstags möglichſt viel geſchafft werden ſollte. So ſaßen denn die vier oder, wie Kubik ſpöttiſch zu ſagen pflegte, um den Lehrbuben zu ärgern, die dreieinhalb Mann bald wieder in der Schneiderſtube. Die Nadeln der Handnäher ſtachen zuckend in die Luft, und die Nähmaſchine, an der Karl ſaß, raſſelte und ſurrte gewaltig.

Die Nachmittagsſchicht zog ſich freilich ſchon etwas länger hin als die des Vormittags, aber Matthias wunderte ſich doch, als der Meiſter ſeine Uhr zog und dann ſagte: „Na, ſo woll'n m'r halt in Gottsnamen Feierabend machen!" Die Zeit war ihm wieder ſehr ſchnell vergangen. Hurtig ſprang er auf, hing den Arbeitsrock an den Nagel und ſchlüpfte in den guten. Dann huſchte er eilig zur Thür hinaus.

Seine Hoffnung, Pepi noch ein halbes Stündchen für ſich zu haben, ehe die Gäſte kamen, wurde nun freilich zu Waſſer. Frau Weinzierl und Marie legten gerade die letzte Hand an den in der guten Stube, dem „Salon", gedeckten Feſttagstiſch, und Pepi mußte indeſſen die kleine Miezl in der Wohnſtube halten, damit das Kind ſein friſch geplättetes weißes Kleidchen nicht draußen in Hof und Garten verderbe oder gar noch ſchlimmeren Unfug anrichte. Nun meinte Moosdörfer wenigſtens mit den zweien ein Weilchen allein zu bleiben und der bildhübſchen jungen Tante, die in ihrem hellblauen Sonntagskleide ganz entzückend ausſah, in Blicken und Andeutungen allerlei ſagen zu können, was das Nichtchen nicht verſtand und daher auch nicht ausplaudern konnte. Aber auch daraus wurde nichts, denn ſehr bald nach ihm trat auch ſein Mitgeſelle Kubik in das Zimmer, den der Meiſter

gleichfalls eingeladen hatte, ſetzte ſich zu der kleinen Geſellſchaft und begann von ſeinem Aufenthalt in Amerika zu erzählen. Wenn aber der ſonſt wortkarge, mürriſche Menſch einmal den Galanten ſpielen wollte und von Amerika erzählte, dann ſchnitt er auf wie der Jahrmarktsakrobat im Bauernwirtshaus. Und Pepi hatte ſo viel Sinn für Fahrten und Abenteuer und Schilderungen der kurioſen Sitten der Menſchen draußen in den fremden Ländern. Sie hörte dem Kerl ſo andächtig zu, daß dem eiferſüchtigen Matthias der Seſſel unter dem Leibe heiß zu werden ſchien.

Aber es ſollte noch ſchöner kommen. Als erſter von den Gäſten erſchien „natürlich", wie Moosdörfer grimmig brummte, Herr Johann Meſſerſchmidt, der wohlhabende Weißzeughändler aus der Herrengaſſe. Und wie infam ſinnig der Menſch das Geſchenk, das er dem Meiſter machte, ausgetüftelt hatte! Bei einem ſeiner früheren Beſuche hatte er der Hausfrau ein Kinderbild des ertrunkenen Ferdinand, den die Photographie an der Wand als ſiebzehnjährigen Jüngling darſtellte, aus ihrem Album geſtohlen und danach und nach ſeinen Angaben von dem geſchickteſten Meiſter dieſes Fachs, den es in Graz gab, ein Oelporträt anfertigen laſſen, das niederträchtigerweiſe ganz ausgezeichnet geraten war. Mit einem protzigen goldenen Rahmen drum herum, auf einer ſchönen Staffelei befeſtigt, ſtand das Bild nun in der beſtbeleuchteten Ecke des Salons, und davor die ganze Familie Weinzierl, mit gerührten Blicken in die ſo lieblich trauten und durch die Länge der Jahre doch wieder faſt fremd gewordenen Züge des runden, geſunden, luſtigen Bubengeſichts verſunken, das aus dem dunklen Hintergrunde des Gemäldes ſo lebendig hervortrat. Das war doch mehr als klar, daß der Leinwandkrämer mit dieſem Geſchenke den Meiſter auf ſeine Seite bringen und dem Töchterlein ſich als edel-

ſinnigen, zartfühlenden Mann allererſter Ordnung aufſpielen wollte. Dazu noch die raffinierte Art, in der der Menſch beſcheiden that, als ob jeder andere ebenſogut auf dieſen Einfall hätte kommen können. Und wie beſtechend dieſer Herr Meſſerſchmidt ausſah! Dieſe elegante, biegſame Geſtalt, dieſes ein wenig blaſſe Geſicht mit der dunklen Vollbartumrahmung und den ernſten Augen. — Matthias kam ſich ſelbſt auf einmal ganz fürchterlich unbedeutend vor neben ſeinem Widerſacher.

Der von Eiferſucht gemarterte Burſch atmete ordentlich auf, als nun faſt zugleich auch die anderen Gäſte eintraten: Bäcker Leinkauf mit ſeiner umfangreichen, im Geſicht farbloſen Ehehälfte, die ausſah, als ſei ſie im Teige mißraten und im Backofen bloß halb gar geworden, Fleiſchhauer Dörfel mit Frau und Tochter, alle drei gar appetitlich rot und weiß im Geſicht und ihre Haut ſo ſtramm ausfüllend wie wohl geſtopfte Würſte, an denen es keine ſchlaffen Stellen giebt, und noch etliche andere Leute.

Die Hoffnung auf eine ungeſtörte Minute mit dem lieben Mädchen war ja nun für heute gründlich und endgültig geſcheitert, denn das Haustöchterchen mußte da und dort und überall ſein, ſich von den Vätern in die Wange kneifen laſſen, den Müttern Rede und Antwort ſtehen und mit den drei jungen Mädchen unter den Gäſten die Köpfe wichtigthueriſch zuſammenſtecken.

Aber wenigſtens war Matthias das wurmende Gefühl los, den „verflixten alten Kerl", der ſich vermaß, um ſo vieles jüngere Leute auszuſtechen, wie einen inkognito reiſenden Fürſten von der Familie umringt zu ſehen, es mit ſtiller Wut mit anſehen zu müſſen, wie dieſer Menſch ſich ganz unverhohlene Mühe gab, die ſchöne Pepi zu beherzen.

Man ſetzte ſich nun bald zu Tiſche. Matthias dachte

nicht einmal daran, ſich darüber zu ärgern, daß er ſo weit von ſeiner Liebſten ſaß. Das hatte er gar nicht anders erwartet. Reſigniert aß und trank er von den guten Dingen, die es gab, hielt ſich aber mehr an das Trinken als ans Eſſen. Er wollte mit Gewalt luſtig ſein.

Schien doch jetzt ihm ſelbſt ſeine ganze Empörung ein bißchen dumm. Mochte der Leinwandkrämer ſich doch um Pepi bemühen. Das Mädel gehörte ihm, dem Matthias Moosdörfer, und damit Punktum.

Trotz aller Bemühungen, ſeine kindiſche Eiferſucht los zu werden, fühlte ſich der junge Mann doch ſchon wieder ſteinunglücklich, als nach einer Reihe mehr oder minder gelungener Trinkſprüche auf das Geburtstagskind Herr Meſſerſchmidt an ſein Glas ſchlug und dann eine Rede hielt, gegen die alles vorher zu Gehör Gebrachte unbehilfliches Stammeln war. Der Mann konnte ſich, wie Matthias widerwillig bei ſich feſtſtellte, ruhig in die Landſtube zu Graz und ins Wiener Parlamentsgebäude entſenden laſſen.

Von dieſer Rede an fieberte der Burſch ordentlich dem Augenblick entgegen, in dem er ſeine Künſte zeigen wollte. Eine Rede wollte er nicht halten. Eigentlich hätte ſich's für ihn, das Mündel, geſchickt, ſeinem Vormund und zweiten Vater an ſeiner Geburtstagstafel ein paar dankbare Worte zu ſagen und auf ſein Wohl zu trinken — aber trotzdem wollte Matthias ſich ſchön hüten. Dumm wäre er geweſen, ſich auf ein Feld zu begeben, auf dem ihm ſein Widerſacher um ſo vieles überlegen war. Aber er hatte etwas, was Herr Meſſerſchmidt doch nicht beſaß, eine gute Tenorſtimme, und den Weiberohren klingt das einfachſte Lied lieblicher als die ſchönſte und geiſtreichſte Rede. Damit konnte er ihm die Vorhand abjagen, dem Geiſt- und Gemütsprotzen, dem ſchwarzbärtigen Gigerl.

Sowie es nur halbwegs anging, erhob ſich der Geſelle, ging unauffällig hinaus und kehrte gleich darauf mit ſeiner Zither zurück, die er ſchon am Morgen mitgebracht hatte.

„Bravo!“ rief der Fleiſchhauer, ein großer Muſikfreund, beim Anblick des Inſtrumentes. Und eines der jungen Mädchen, das ſchon in dem Alter war, in dem ſie ihre Jugendlichkeit gern hervorheben, wo ſich's irgend machen läßt, ſchlug die Hände zuſammen wie ein Schulkind.

„Is das aber ſchön von Ihnen, Herr Matthias!“

Moosdörfer hatte indeſſen das Inſtrument vor ſeinen Platz auf den Tiſch gelegt und Kubik mit den Augen gewinkt. Der ſetzte ſich neben ihn, die beiden räuſperten ſich und begannen zu ſingen, während die ganze Geſellſchaft andächtig zuhörte.

Das Duett klang auch wirklich ganz vorzüglich. Matthias ſchlug ſeine Zither gar nicht ſchlecht und ſchmetterte die höchſten Töne des verliebten ſteiriſchen Schelmenliedels, mit dem die beiden begannen, ſo leicht und rein heraus, daß die Lauſcher ſich immer wieder erſtaunt und beifällig anſahen. Auch Kubik war ſeiner Aufgabe gewachſen. Für den Einzelgeſang wäre ſein Baß vielleicht ein wenig zu dumpf und brüchig geweſen, zur Begleitſtimme aber taugte er. Und Kubik verſtand zu begleiten. Er ſang nicht, wie andere thun, einförmige, ſchwerfällige Brummtöne, die ſo ziemlich zu jeder Weiſe paſſen, ſondern eine richtige Gegenweiſe, die ſich mit der führenden verſchlang, bald unter ihr blieb, bald über ſie emporſtieg, wobei Kubik den ſchwierigen Ueberſchlag in die Fiſtellage mit großer Leichtigkeit nahm, aber immer harmoniſch zu ihr ſtimmte. So kunſtfertig zu begleiten hatte der weitgereiſte Schneider in Amerika gelernt, wo er eine Zeitlang mit Landsleuten in einem Aelplerquartett von Stadt zu Stadt gezogen war.

Dem Schelmenliedel folgte ein wehmütiger Klagegeſang, der die Weiberaugen feucht glänzen machte, dann wieder etwas Verliebtes, und ſchließlich kamen Trutzliedel, die die Männer hell heraus lachen machten.

Als Matthias endlich aufatmend Pauſe eintreten ließ, die Zither, in deren tönendem Holzleibe noch der Schlußdreiklang des letzten Liedes nachſummte, von ſich ſchob und nach ſeinem Weinglaſe langte, um wieder einmal eins zu trinken, blickten ſeine glänzenden blauen Augen gar ſelbſtbewußt und fröhlich über den Rand des Glaſes weg auf die aus Leibeskräften Beifall klatſchende Geſellſchaft. Auf Pepi, die vor Freude und Stolz ganz rot im Geſicht war, fiel ein heißer, ſtummberedter Blick; ein ſpöttiſcher, der zu ſagen ſchien: „Mach mir's nach, wenn's kannſt!“ auf den ſchönen Mann aus der Herrengaſſe.

Wie zur Antwort auf dieſen Blick nickte Meſſerſchmidt dem jungen Mann wohlwollend zu. „Ganz wunderſchön, Herr Matthias! Eigentlich Sünd' und Schad', daß Sie ſich nicht haben ausbilden laſſen. — Und Ihre Begleitung war auch vorzüglich!“ ſchloß der gewandte Mann höflich, indem er ſich an Kubik wandte.

Für ſein Leben gern hätte Moosdörfer dem herablaſſenden Beifallſpender eine ſpitze Antwort gegeben. Aber es fiel ihm nichts Rechtes ein. Auch mußte er den Herren und Damen, die von allen Seiten mit begeiſterten Lobſprüchen auf ihn eindrangen, Rede ſtehen.

Der vergnügte Abend fand nun bald ſein Ende. Die Mädchen hätten ja für ihr Leben gern ein wenig getanzt. Der Lehrling Karl, der das Zitherſpiel ſo einigermaßen verſtand, hätte dazu aufſpielen ſollen, da Matthias als Tänzer nicht zu entbehren war. Aber etliche dahin zielende Andeutungen fielen bei den Vätern auf ſteinigen Boden.

„Dös giebt's nit! Wir ſind G'ſchäftsleut' und morg'n is wieder Werktag. Wir müaſſen aufſtehn.“

So ging es denn bald nach zehn Uhr an ein allgemeines Abschiednehmen, von dem sich Moosdörfer nicht ausschließen durfte, wenn er den Spürnasen der Nachbarinnen keine Witterung von seiner neuen Stellung zur Familie verschaffen wollte. Betrübt schüttelte der junge Mensch seinem Vormunde die Hand, der ihn durch die Brillengläser schalkhaft ansah, als mache er sich über den heimlichen Aerger seines Gesellen lustig, melancholisch empfahl er sich von Frau Weinzierl und ihrer ältesten Tochter. Da Miezl bereits längst zu Bett gebracht worden war, hatte Matthias nur noch von Pepi Abschied zu nehmen. Er erhaschte dafür mit vieler Schlauheit einen Augenblick, in dem die anderen besonders laut und lustig durcheinander redeten, und das junge Mädchen ein wenig abseits stand.

So konnte er es wagen, der Geliebten die eilige Frage zuzuraunen: „Hast mi' gern, Pepi?"

„Ach, so gern, Matthias!" hauchte das Mädchen zurück.

„Gute Nacht, mei' Herzensschatz! — Schlaf recht süß!" flüsterte der Bursch.

„Gute Nacht, Matthias!"

Da ein längeres Zusammenstehen auffällig geworden wäre, riß der junge Gesell sich nun gewaltsam los und mischte sich in den Schwarm der Abziehenden, denen der Hausherr mit der brennenden Kerze in der Hand das Geleite gab, um dann hinter ihnen das Thor abzusperren. An der Hausthür wurde noch einmal adieu gesagt, die bereits zehnfach ausgesprochenen Glückwünsche für das neue Lebensjahr des Meisters wurden noch einmal bekräftigt, und Weinzierl wiederholte seinen Dank zum elftenmal, dann schloß sich endlich knarrend das Thor.

Moosdörfer empfahl sich so rasch als möglich von der übrigen Gesellschaft und zog mit langen Schritten davon. Es war ihm nicht nach einem langweiligen Gespräch mit diesem oder jenem aus der Zahl der Festgenossen zu

Mute. Nach Hauſe gehen mochte er aber auch nicht. Dazu war die Frühlingsnacht zu ſchön, und er zu aufgeregt.

Er wanderte alſo planlos durch die trotz der noch nicht ſpäten Stunde ſchon völlig ausgeſtorbenen Gaſſen der Vorſtadt hin und her, bis er in den Stadtpark kam. Da war's nun erſt recht wunderſchön. Ueber dem Schloßberg ſtand der volle Mond wie geſtern, die Bäume und Büſche ſtanden ſo geheimnisvoll dunkel in dem weißen Licht und warfen ſo tiefe ſchwarze Schatten, die Nachtigall flötete irgendwo in einem Baum . . .

Ohne daran zu denken, daß er Gefahr lief, am Abend ſeines Verlobungstages wegen nächtlicher Ruheſtörung auf die Wache gebracht zu werden, ſang auch Matthias. Erſt ganz leiſe, dann lauter und lauter, und ſchließlich ſtieg das ſchöne Lied vom „Dirndel tiaf drunt' im Thal" ſo ſchmelzend in die mondlichtdurchzitterten Wipfel empor, daß die Nachtigall verſtummte und ärgerlich über den unbefugten Wettbewerb davonflog.

Gleich darauf ſchwieg auch Matthias. Das ein wenig verwundert lächelnde Geſicht eines fein gekleideten Herrn, der an ihm vorüberging und dem nächtlichen Sänger, den er voll ſüßen Weines vermutete, verſtändnisinnig zunickte, brachte ihn zum Bewußtſein ſeines Verſtoßes gegen die Polizeiordnung.

„Na aber ſo dumm!" brummte der junge Mann, ärgerlich über ſich ſelbſt. „Wann jetzt ſtatt dem Herrn ſo ein Sicherheiter, ſo ein recht patziger, g'ſchaftelhuberiſcher, daherkommen wär' . . .!"

Im ſelben Augenblick ſprach ihn eine Damenſtimme von rückwärts an: „Bitt' Inna, ſoggen S' mir amol, wo geht da der Weech noch'm Hottell Daniel?"

Moosdörfer fuhr herum und ſah zwei Damen vor ſich ſtehen, von denen die eine, wie er im Vollmondlicht be-

merken konnte, jung, ſehr elegant und ſehr hübſch war. Die andere ſchien ältlich und unbedeutend.

In ſeinem Erſtaunen über dieſes Abenteuer und in ſeiner Verwunderung über den ſonderbaren Dialekt, den die eine der Damen, nach der klangvollen, wohllautenden Stimme zu urteilen, die junge, geſprochen hatte, ſah der feſtlich geſtimmte Schneider ſo verblüfft darein, daß die ſchöne Fragerin ihre Frage wiederholte und ſie mit einem ſchelmiſchen Blick aus ihren ſehr großen und ſehr glänzenden Augen begleitete.

Die Wirkung war, daß Moosdörfer noch mehr erſtaunte. Er war in ſeinem Leben nicht in Berlin und folglich auch auf keinem Winterfeſt des Alpenvereins geweſen und kannte daher die Art von Süddeutſch nicht, die dort geſprochen wird. Er dachte vielmehr bei ſich, daß die feine Dame eine Engländerin ſein müſſe, und begann, den Weg nach dem Hotel möglichſt hochdeutſch zu beſchreiben, wobei er gefliſſentlich langſam ſprach, damit ihn die Fremde auch verſtehen könne.

Die „Fremde“ bemerkte ſeinen Irrtum. Sie lachte allerliebſt und ſagte, als Matthias ſeine Rede geendet hatte, zum neuerlichen Erſtaunen des einfachen jungen Menſchen nun in fließendem Hochdeutſch: „Ich danke Ihnen verbindlichſt. Jetzt wiſſen wir ſchon Beſcheid. — Uebrigens ſingen Sie ganz wunderbar. Wir gehen ſchon ein ganzes Stück hinter Ihnen her und hören zu.“

Moosdörfer wußte nicht recht, was er darauf ſagen ſolle. Er ſagte alſo gar nichts.

„Darf ich fragen, was Sie in Ihrem Berufe ſind?“ fragte die junge Dame nun.

Ein wenig zögernd antwortete Matthias: „Herrenſchneider.“

Die Dame ſah ihre Begleiterin verwundert an.

„Mit der Stimme?“ fragte ſie dann erſtaunt. „Selbſtändig oder in Stellung?“

„Ich arbeit' bei meinem Vormund als Gehilf',“ antwortete Matthias.

„So ... ſo ... ſagen Sie 'mal, fertigt das Atelier auch Damenjacketts?“

„Atelier iſt's grad keins ... ein einfach's bürgerlich's G'ſchäft. — Und Jacketts ... wir machen ſchon welche, aber ob unſere Arbeit Ihnen fein genug wird ſein ...“

Die Dame wies das Bedenken mit einer energiſchen Bewegung ab. „Sie werden es ſchon können, Herr ... Herr ...“

„Moosdörfer,“ ergänzte Matthias.

„... alſo Herr Moosdörfer. Uebrigens ein reizender Name. So echt ſteiriſch. Es hängt ſo was wie Erdgeruch daran ... Moosdörfer. — Alſo, Herr Moosdörfer, wenn Sie morgen vormittag um elf Uhr zu mir kommen wollen ... hier iſt meine Karte, bitte.“

Matthias nahm die zierliche Karte mit ein wenig unbehilflicher Verbeugung entgegen, ohne etwas zu ſagen. Die ganze Geſchichte kam ihm ſo wunderlich und märchenhaft vor, als erlebte er ſie nicht ſelber, ſondern hörte ſie von Franz Kubik erzählen.

„Das Jackett müßte aber raſch gemacht werden, ich bin hier auf der Durchreiſe,“ fuhr die Dame fort. „Morgen legen Sie mir Ihre Stoffmuſter vor und nehmen Maß, übermorgen müßte die erſte Anprobe ſtattfinden, und zwei Tage ſpäter das Stück fertig ſein, da ich dann abreiſe. Werden Sie das leiſten können?“

„Ich glaub' ſchon,“ meinte Matthias.

„Alſo dann auf Wiederſehen, Herr Moosdörfer! — Morgen elf Uhr. Hotel Daniel ... Adieu!“

Die beiden Damen nickten, die junge ſehr liebenswürdig, die ältliche, die doch offenbar bloß Geſellſchafterin

der anderen oder ſonſt etwas Dienendes war, ziemlich von oben herab, und dann wandten ſie ſich zum Gehen.

Der junge Menſch, der das Kopfnicken mit einer tiefen Verbeugung erwidert hatte, ſtand eine ganze Weile und ſah den beiden Geſtalten verdutzt nach, bis ſie im Mondlicht wie hinter ſilbernen Schleiern ſeinem Blicke entſchwanden. Dann hob er das Kärtchen, das er immer noch in der Hand hielt, empor und entzifferte mit einiger Mühe den fein geſtochenen Namen:

„Frau Kommerzienrat Kitty Bothe
geborene v. Hopfgarten.
Berlin.“

Kopfſchüttelnd ſteckte er das Blatt zu ſich und wandte ſich langſam heimwärts. Das Erſtaunen war ihm ſo mächtig in die Glieder gefahren, daß er gar nicht im ſtande geweſen wäre, ſchnell zu gehen.

„Was einer für komiſche Sachen erlebt!“ philoſophierte er, während er ſo gemächlich dahinſchritt. „Am End' is do' nit alles verlogen, was er erzählt, der Kubik! — A Berlinerin is die alſo g'weſen! Warum's nur ſo g'ſpaßig g'red't hat z'erſt? Mir ſcheint gar, die hat ſi' einbild't, ſie könnt' unſer' Sprach' reden, wie wir's reden dahier in Graz! — Spaßig's Weibsbild! — Aber bildſauber, das mueß m'r ihr laſſen. — Ah was, was geht das mi' an? Gegen meiner Peperl ihr lieb's G'ſichterl kommt ſ' do' nit auf. — Kitty Bothe, g'ſpaßiger Nam', das! — Und Frau Kommerzienrat . . . bei uns thät's heißen: Rätin, und auf der Karten thät' ſtehn: Kommerzialratsgattin. — Das muß ſo a norddeutſche Mod' ſein. — Aber Kommerzienrat . . . das ſind do' immer ſteinreiche Leut', glaub' i. Da wird ſ' recht guet zahl'n. — Der Maſter wird ſchau'n morgen. Und erſt d' Peperl!“

Er ſchmunzelte vergnügt. Dann griff er mit längeren Schritten aus. Er wanderte, als er in der heimiſchen Vorſtadt angekommen war, noch einmal am Hauſe ſeiner Liebſten vorbei, nickte den finſteren Fenſtern zärtlich zu und ging dann um die Ecke in das Seitengäßlein, in dem er ſich, möglichſt nahe an der Wohnung des Vormundes, eingemietet hatte.

Er lag noch kaum recht auf dem Ohre, da träumte er ſchon das bunteſte Zeug durcheinander. Bald brummte er ärgerlich, dann lachte er wieder, einmal ſchrie er ſogar ſo laut auf, daß er in die Höhe fuhr und verwirrt in die Finſternis ſtarrte, die ſein kleines Stübchen erfüllte.

— — — — — — — — — — — —

Die Frau Kommerzienrat hatte, kurz nachdem ſie ſich von Moosdörfer verabſchiedet hatte, einen leer des Weges kommenden Fiaker angerufen und war mit ihrer Geſellſchafterin nach dem Hotel gefahren. Während der Fahrt ſprachen die Damen ſehr wenig. Frau Bothe war in Gedanken verſunken, und die Geſellſchafterin ſchien abzuwarten, ob ihre Herrin über das ſoeben erlebte kleine Abenteuer reden wolle oder nicht.

Dieſe zog es aber vor, die Sache für heute ruhen zu laſſen. Sowie ſie im Gaſthofe angekommen war, entließ ſie ihre Begleiterin, zog ſich in ihr Schlafzimmer zurück, kleidete ſich raſch aus und ging zu Bett.

Schlaf konnte ſie aber keinen finden. Nachdem ſie ſich etwa eine Viertelſtunde lang in den weichen Kiſſen ruhelos gewälzt hatte, taſtete ſie wieder nach der kleinen Glühlampe auf ihrem Nachttiſch und drehte an der Scheibe, ſo daß das Licht hell aufglühte. Auf den rechten Arm geſtützt, lag ſie dann eine Weile halb aufgerichtet und blickte träumeriſch vor ſich hin, um dann mit einem halb unterdrückten Seufzer nach dem gelben Romanbande zu greifen, der neben der Lampe auf der Platte des Tiſchchens lag.

Sie blätterte eine Weile darin. Gar zu große Luſt zum Leſen ſchien ſie nicht zu haben. Schließlich las ſie doch ein paar Seiten. Dann warf ſie mit überdrüſſiger Miene das Buch hin, legte ſich in die Kiſſen zurück, verſchränkte die Hände unter dem Hinterhaupt und blickte mit weitgeöffneten Augen wie ſehnſüchtig zur Decke des Zimmers empor.

„Wie langweilig das alles iſt!“ ſeufzte ſie. „Selbſt in den Büchern, in denen ſich doch der Herr Verfaſſer alle Mühe giebt, und es außerdem in der Hand hat, die Geſchichte ſo intereſſant als möglich zu machen. Und trotzdem langweilig, langweilig, langweilig! Wie öde ſind ſie erſt im wirklichen Leben, dieſe ewigen Rendezvous mit Männern, von denen man genau weiß, daß die Sache für ſie nur ein Spiel iſt, und die genau wiſſen, daß wir mit ihnen nur ſpielen wollen. Dieſe galanten Redensarten, denen man die Selbſtperſiflage ſo deutlich anhört, dieſe Leidenſchaft, die ſo gerne thun möchte, als lodere ſie himmelhoch, und es kaum zu einem kärglichen Glimmen bringt, weil der Amoroſo ſich ſeit ſechs Wochen keine Nacht ordentlich ausgeſchlafen hat, weil ihn ſeine Spielſchulden drücken, weil er immerzu an die nächſte Ultimoregulierung an der Börſe denken muß . . . kurz, weil es ihm überhaupt nicht einfallen würde, den Verliebten zu ſpielen, wenn's für einen jungen Mann zwiſchen zwanzig und ſechzig bloß nicht zum guten Ton gehörte, ſo ein bißchen Don Juan zu ſpielen. Flirt nennen ſie das nördliche Surrogat, mit dem wir an Stelle der echten, heißen, ſtürmiſchen Leidenſchaft fürlieb nehmen müſſen, weil unſere Herren . . .“

Sie dehnte ſich unmutig in den Kiſſen und reckte die Arme empor, daß ſie weiß und edelgeformt wie die Arme einer antiken Bildſäule aus den zurückfallenden Spitzenärmeln des hochmodernen koketten Nachtgewandes empor-

tauchten. Dann hob ſie ſich wieder auf dem rechten Ellenbogen empor und ſtarrte mit träumeriſch glänzenden Augen in das Licht.

„Wenn er nur nicht gerade ein Schneider wäre, der hübſche Burſch!“ ging es ihr durch den Sinn. „Unſinn! Wäre die Kluft zwiſchen ihm und mir geringer, wenn er ein Schuhmacher wäre, ein Schloſſer oder Tiſchler? Und daß er einer aus den oberen Ständen ſein ſollte, einer aus meinen Kreiſen, das darf ich mir doch gar nicht wünſchen. Dann wäre er eben gerade ſo wie die anderen. So aber . . . ! Dieſe Friſche, dieſe ungebrochene, jugendliche Kraft, dieſe köſtliche Naivität! Iſt er nicht rot geworden, als ich ihn anſprach, rot wie ein junges Mädchen? Wenn unſere jungen Herren, die auf ihr ausgepichtes Lebegreiſentum mit zwanzig Jahren ſo ſtolz ſind, eine Ahnung hätten davon, wie gut ſo ein Erröten einen Mann in den Augen einer Frau kleidet . . . !“

Sie verſank in heiße Träume. Wie oft hatte ſie nicht, wenn ſie, koſtbar gekleidet, in ihrem Wagen vornehm durch den Tiergarten zu Berlin fuhr und von den jungen Mädchen aus dem Volke, denen ſie begegnete, heiß beneidet wurde, dieſe friſchen Dinger in dem ſchlichten Staate der eigenhändig geplätteten Waſchkleidchen wiederum ihrerſeits beneidet! An dem höchſten Gute, das es für das Weib giebt, an der Liebe, waren die kleinen Mädchen reicher als die üppige Weltdame. Der Unteroffizier, der kleine Beamte, der Kaufmannsgehilfe oder Handwerker, der die Rieke oder Mieze Sonntags zum Kaffeekochen und Tanze hinausführte in den Grunewald, trug minder feine Kleider als die Bankiers, die Rechtsanwälte und Aſſeſſoren, die ſich um Frau Kittys Gunſt bemühten; er hatte nicht ſo gelenke Manieren, geiſtreich zu reden wußte er nicht, und die Hände, über die er ſeine Handſchuhe von der Nummer achteinhalb mühſam zwängte,

waren rot und derb. Aber wie herzhaft fühlte ſich das Mädchen von dieſen derben Händen an die Bruſt des Tänzers gepreßt, wieviel ehrliche Leidenſchaft glühte in den ſimpeln Galanterien, die der Verehrer ihr ſagte! Dieſe einfachen Männer lebten nur am Sonntag. Was eine lange, arbeitsharte Reihe von ſechs Wochentagen in ihnen an Lebensfreude und Lebensſehnſucht ſich hatte anſammeln laſſen, gaben ſie in den wenigen Nachmittagsſtunden, die ſie mit ihrem Mädchen verbrachten, aus. Der Herr Bankier aber oder der Herr Rechtsanwalt war tagtäglich in Geſellſchaft, in der Nacht ſaß er im Klub und ſpielte, und die Dame, der er den Hof machte, empfing die kärglichen Reſte, die dieſes anſtrengende Vergnügungsleben übrig ließ, in ſultanhaften Huldigungen von ziemlich impertinentem Beigeſchmack. Wenn du dich mir darbringen willſt, ſchienen dieſe Huldigungen immer zu ſagen, dann thu's, aber ein bißchen flink. Sollteſt du dich etwa erſt eine Weile zieren und ſperren wollen, dann könnte mir indeſſen die ganze Geſchichte langweilig werden, und ich ginge nach Hauſe und legte mich ſchlafen.

Frau Kitty Bothe gab ſich lange Zeit dem Vergnügen hin, ſich auszumalen, wie anders der hübſche junge Menſch, den ſie heute im Stadtpark kennen gelernt hatte, ſich benehmen werde. Und bei ihm brauchte ſie um der naturwüchſigen Friſche des Herzens willen nicht einmal rote Hände und vierſchrötiges Weſen in den Kauf zu nehmen, denn dieſer Handwerksgeſell ſah ja aus wie ein Prinz . . .

Schade nur, tauſendmal ſchade, daß im beſten Fall nichts aus dem allen werden konnte als ein flüchtiges Abenteuer! Nach Berlin konnte ſie den jungen Steirer doch nicht mitnehmen.

Nicht? — Wer weiß! Er war ihr doch zuerſt durch ſeine ſchöne Stimme aufgefallen. Wie, wenn ſie dieſe

Stimme ausbilden ließe? Wenn die natürlichen Anlagen nur einigermaßen genügten, ſo war es für Geld und gute Verbindungen, die ihr beide zu Gebote ſtanden, nicht ſo ſchwer, aus dem Grazer Schneidergeſellen einen Opernſänger zu machen. Wenn das gelang, dann konnte ſie ihn ſogar heiraten. Himmel, würde das ganze Berlin W. auf dem Kopfe ſtehen, wenn das ſo käme!

Die ſchöne Frau, die eine ziemliche Doſis Humor beſaß, lachte laut auf, als ſie ſich die ärgerlichen und neidiſchen Geſichter vorſtellte, mit denen ihre Bekannten den Gemahl anſehen würden, den ſie ſich von der Reiſe mitgebracht und erzogen hätte. Wie die Weiber ſie um dieſen Mann beneiden würden, wie die Männer ihn um das viele Geld des ſeligen Herrn Kommerzienrats. Die rangierungsbedürftigen Anbeter, die der jungen Witwe von Berlin aus nachſeufzten und ihr faſt nach jeder Station dieſer Frühlingsreiſe melancholiſch geiſtreiche Briefe ſchrieben, kamen geradezu von Sinnen. Beſonders einer ſtellte ſich der Phantaſie der jungen Frau mit leidenſchaftlich empörter Miene dar, ein ſchlanker Herr von hünenhafter Länge und Schulterbreite, das blonde Haupthaar korrekt geſcheitelt, der Schnurrbart kühn emporgeſträubt, und Frau Bothe nickte mit ſpöttiſcher Miene vor ſich hin.

„Ja, ja, mein lieber Freiherr . . .!“

Ein Weilchen ſpäter beſann ſie ſich darauf, daß ſie da die allerwindigſten Luftſchlöſſer ins Leere hineinbaute, und ärgerte ſich mächtig über ſich ſelbſt.

„Zu albern!“ grollte ſie halblaut. „Ich benehme mich wirklich, wie ein Backfiſch, nachdem er in der Tanzſtunde ſeinen erſten Leutnant kennen gelernt hat. Und über dieſen Schwärmereien durchwache ich die halbe Nacht und werde morgen gewiß wieder recht abgeſpannt ausſehen. Das iſt die richtige Vorbereitung, wenn man einen erobern will!“

Sie ſetzte ſich ganz auf, füllte aus der Karaffe, die auf dem Nachttiſche ſtand, ein Glas halb voll mit Waſſer und holte dann ein Schächtelchen aus der Lade. Von dem weißen Pulver, das es enthielt, that ſie eine Löffelſpitze voll in das Glas, rührte tüchtig um und trank das Mittel raſch hinunter.

Dann legte ſie ſich in den Kiſſen zurecht und ſchaltete das Glühlämpchen aus, ſo daß tiefes Dunkel das Gemach erfüllte.

Zwei Minuten ſpäter atmete Frau Bothe tief und ruhig. Sie war eingeſchlafen.

Drittes Kapitel.

Am anderen Morgen trat Matthias ſo frühzeitig bei Weinzierls an, daß er die Familie, die nach dem feſtlichen Abend ſamt und ſonders ein wenig über die Zeit geſchlafen hatte, gerade im Begriff fand, ſich an den Frühſtückstiſch zu ſetzen.

Als Moosdörfer in die Stube trat, antwortete der Meiſter auf ſeinen Gruß mit einem verwunderten Blick auf den ſonntäglichen Staat des jungen Mannes.

„Was is denn dir in die Kron' g'fahren, Matthias?“ fragte er. „Heut is do' Werktag, dünkt mi'.“

„Ja, ſtellen S' Ihnen vor, Maſter —!“

Moosdörfer ſchilderte ſein nächtliches Abenteuer im Stadtpark mit ſo ausführlicher Beredſamkeit, daß die Schale Kaffee, die ihm die bräutliche Pepi eingegoſſen hatte, darüber kalt wurde. Das Staunen, das die Geſchichte erregte, befriedigte ſelbſt die ſehr hoch geſpannten Erwartungen des Erzählers. Pepi blickte ein wenig betreten darein. Wie Matthias ſich ſchmunzelnd ſagte, war ſie ſchon ein wenig eiferſüchtig auf die Fremde. Das war

ihr ganz geſund. Sie hatte geſtern den Redereien Meſſerſchmidts viel zu aufmerkſam zugehört. Jetzt mochte ſie einmal am eigenen Leibe erfahren, wie ſo etwas thut. Frau Weinzierl und Marie waren ſo aufgeregt und neugierig wie nur je bei der ſchönſten Amerikanergeſchichte Franz Kubiks. Der Lehrling Karl, der eine lebhafte Einbildungskraft hatte und beſtändig von raſtloſer Sehnſucht verzehrt wurde, einmal etwas ſo recht Romantiſches zu erleben, verſank in tiefes Sinnen.

Der Meiſter aber wiegte das Roſeggerhaupt und ſagte erfreut: „Das is amal was! Arbeit hätten m'r ja jetzt ohnedem mehr als z'viel, und preſſant is die G'ſchicht' auch noch — aber freu'n thät's mi' halt do'. I mach' gern amal ſo a Stück, was recht weit hinauskommt in d' Welt und unter recht feine Leut'. Man kann ſi' ſo allerhand dabei denken, wann m'r's zuſchneid't und abſteppt und näht, ganz was anders als wie bei ein'm Firmungsg'wand für'n Nachbarn ſein'n Aelteſten oder bei ein'n Sommerüberzieher für'n Herrn Poſtoffizial vis-a-vis. Aber von ſo ein'n feinen Damentuch, wie's da dazu g'hört, hab'n m'r gar kane Muſter im Haus. Mußt halt nachher beim Tuchmacher vorbeigehn und dir a Muſterkarten geben laſſen, Matthias."

Die elegante Beſuchskarte, die der junge Mann um den Tiſch kreiſen ließ, wurde namentlich von den Damen angelegentlich betrachtet und ausführlich beſprochen. Neben der männlichen Form des Titels, der mit dem vorgedruckten „Frau" in einem ſonderbaren Gegenſatze ſtand, fiel der Vorname der Fremden ganz beſonders auf.

„Kitty!" ſagte Frau Weinzierl verdutzt. „Das is do' gar ka Chriſtennam'."

Es wurden die verſchiedenartigſten Vermutungen aufgeſtellt, aus welcher fremden Sprache der Name ſtammen und wie er auf deutſch heißen möge, bis Herr Weinzierl

die Behauptung verkündete, das sei überhaupt kein richtiger Name, sondern so ein Kauderwelsch aus der Kinderstube.

„Die Dame wird halt Karolin' oder so wie heißen," meinte er, „und hat als klein's Kind Kitty draus g'macht, und das is ihr dann 'blieben. Das is jetzt die Mod' so unter die ganz feinen Leut'. Unsere österreichischen Gräfinnen und Fürschtinnen machen's grad so. Wann m'r in der Zeitung die Beschreibung von so ein'm Hofball in Wien lesen thut, da wimmelt alles nur von Fifi und Lili und Lola und Lala — solche Namen, die in keinem christkatholischen Kalender stehn. Und denen machen's halt nachher d' andern nach. — Jetzt'n aber woll'n m'r an d' Arbeit gehn."

Er begab sich mit seinen jungen Leuten hinüber in die Werkstätte. Gleich darauf stellte sich auch Kubik ein. Dem sein Abenteuer zu erzählen, gereichte Matthias zu ganz besonderem Vergnügen. Der Prahlhans that ja immer so, als ob Leute, die nicht über dem großen Wasser gewesen waren, überhaupt nicht mitreden dürften. Jetzt hatte aber Matthias auch einmal was zu erzählen, und obendrein eine Geschichte, deren Wirklichkeit infolge der Bestellung, die die Fremde gemacht hatte, nicht anzuzweifeln war, während Kubiks Erzählungen einer solchen Beglaubigung durchwegs entbehrten. Wer gerade wollte, konnte sie dreist für eitel Flunkerei erklären.

Kubik wurde auch richtig ganz blaß vor Neid. „Wann si' d' Frau Kommerzienrat nur die G'schicht' mit dem Jackett nit über Nacht anders überlegt hat," meinte er.

Der leicht erregbare junge Mann wurde ganz purpurrot vor Aerger, als er diesen Zweifel in Kubiks überlegen grinsendem Gesichte las. Er bezwang sich aber und sagte bloß trocken: „Na, wir wer'n ja sehen."

Um halb Elf legte er seine Arbeit hin, wechselte den Rock und machte sich auf seinen Weg.

Nachdem er die langjährige Tuchhandlung der Firma Weinzierl durch die Preislage, aus der er Muſter forderte, in ſichtliches Erſtaunen verſetzt hatte, begab er ſich erwartungsvoll nach dem vornehmen Hotel, von dem er aus den Fremdenliſten in der Zeitung wußte, was für feine Leute dort abſtiegen, das er auch von außen ganz gut kannte, deſſen Innenräume er aber noch nie betreten hatte.

Der Portier, an den er ſich mit der beſcheidenen Frage, ob die Frau Kommerzienrat ſchon zu ſprechen ſei, wandte, wollte ihn erſt gar nicht vorlaſſen. Als Moosdörfer dann die Karte der gnädigen Frau vorwies, blickte der Gewaltige noch mißtrauiſch genug, er ließ ſich aber doch wenigſtens herbei, den Beſuch durch einen der Burſchen in brauner Livree, die am Fuße der breiten Treppe herumlungerten, anmelden zu laſſen. Als der Bote gleich darauf die Treppe herabgeſauſt kam und berichtete, die Frau Kommerzienrat laſſe den Herrn Moosdörfer bitten, mußte der bärbeißige Thürhüter ſich wohl oder übel fügen und den Weg nach den oberen Regionen freigeben.

Der biedere Schneider blickte neugierig um ſich, während er hinter ſeinem kleinen Führer die breiten, bequemen Stufen emporſtieg. Schon das Veſtibül hatte ihm mit ſeinen hohen Blattpflanzen, den großen Marmorbüſten des Kaiſers und der Kaiſerin, mit ſeinen bequemen Sitzgelegenheiten und der Menge elegant gebundener Reiſebücher, die auf einem großen Tiſche auslagen, mächtig imponiert. Die teppichbelegte und prächtig dekorierte Treppe machte noch tieferen Eindruck auf ihn.

Als er nun oben auf dem Flur des erſten Stockwerks ſtand, der braungekleidete Junge einen Flügel einer hohen Thür öffnete und ihm winkte einzutreten, wurde der junge Mann völlig kleinlaut und ſchritt über die Schwelle wie in die Höhle eines Löwen.

Kaum war er drin, ſo fiel hinter ihm die Thür mit

leiſem Klappen zu. Er ſtand allein in dem großen Zimmer und ſchaute betreten um ſich.

Dieſe Pracht! — Die Möbel alle vergoldet, Diwan und Polſterſtühle mit Seidenbrokat bezogen, der Teppich noch viel dicker und weicher als der auf der Treppe; der Spiegel zwiſchen den Fenſtern reichte bis an die Decke des hohen Zimmers und ſah aus wie eine geſchliffene Stahlplatte in einem Rahmen aus purem Golde, in den Fenſterniſchen, die von ſchweren Draperien umrahmt waren, ſtanden große Palmen in mächtigen, grün glaſierten und mit allerlei Buckeln und Ornamenten verzierten Porzellankübeln, und das Pianino an der Wand war nicht braun oder ſchwarz, ſondern ſchneeweiß mit vergoldetem Zierat.

In dieſem Augenblick traten die beiden Damen durch die Flügelthür links, die offenbar in ein Schlafzimmer führte, ein.

Die Frau Kommerzienrat lächelte dem jungen Mann, der ſich ſo tief verbeugte, daß ſeine Naſenſpitze faſt in eine Linie mit ſeinen Knieen kam, liebenswürdig entgegen; das ältliche dienende Etwas an ihrer Seite ſah jetzt im Tageslicht genau ſo hochnäſig und unfreundlich darein wie am vorigen Abend im Mondſchein.

„Da haben wir ja unſeren Sänger!“ ſagte Frau Bothe, indem ſie Matthias die Hand reichte. Als er dieſe Hand zögernd berührte, erſchrak er beinahe, ſo weich und glatt fand er ſie. Dagegen war ja die Hand ſeiner Pepi, die ihm bisher als das lindeſte Patſchchen von der Welt erſchienen war, rauh und derb wie eine Grobſchmiedstatze.

Der verwirrte junge Mann ſtürzte ſich mit einem Eifer auf das Geſchäftliche, der ein humoriſtiſches Lächeln auf die feinen roten Lippen der Weltdame lockte. Zu gleicher Zeit riß er mit der Linken das Centimetermaß aus der äußeren Bruſttaſche und reichte mit der Rechten Frau Bothe das Muſterbuch hin.

„Ich ... ich ... da ſind die Muſter!“ ſtammelte er hochrot im Geſicht vor Verlegenheit.

Die Dame ſah ihn aufmerkſam an und nahm langſam das Muſterbuch entgegen, wobei ihre weichen, warmen Fingerſpitzen ſeine Finger ſtreiften, die erſchrocken zurückzuckten. Ein eigentümliches Lächeln auf den Lippen, trat ſie an das Fenſter, griff in die Drapierung und zog an einer da verborgenen Schnur. Unter dem Zuge glitt das feine Spitzengewebe, das vor dem Fenſter hing, leiſe raſchelnd zur Seite und ließ das Tageslicht ungemildert hereinſtrömen.

Frau Bothe öffnete das Muſterbuch, ſah hinein und wandte dann den feinen Kopf nach Matthias um, der mitten im Zimmer ſtehen geblieben war.

„Aber warum ſtehen Sie denn dort, Herr Moosdörfer?“ fragte ihre wohlklingende Stimme in ein wenig verwundertem Tone. „Kommen Sie doch her. Ohne Ihren Rat werde ich mit dem Auswählen nicht ſo leicht zu ſtande kommen.“

Gehorſam trat Matthias heran. Nun ſtand aber der vertrackte Kübel mit der Palme im Wege, und der Raum, den er am Fenſter frei ließ, war ſo eng, daß der Schneider ſich unbeſcheiden nahe an die vornehme Dame hätte herandrängen müſſen, um mit ihr zuſammen in das Buch ſehen zu können. Das zu thun trug der junge Mann aber gerechtfertigtes Bedenken, bis ihm die Frau Kommerzienrat ein wenig gereizt ſagte: „Sie brauchen wirklich keine Angſt zu haben, Herr Moosdörfer!“

Gegen dieſen Ton half nun nichts. Matthias mußte ſo nahe hinter die vornehme Kundin treten, daß ſeine Rockklappen den Aermel ihres enganliegenden Kleides berührten, und über ihre Schulter weg auf die kleinen, viereckigen Tuchlappen blicken, die auf den weißen Kartenblättern befeſtigt waren. Dabei konnte es nicht anders

kommen, als daß ſeine Aufmerkſamkeit ſich nur zum kleinſten Teile auf dieſe Muſter richtete und im übrigen von ganz anderen Dingen in Anſpruch genommen wurde. Der feine, kaum fühlbare Duft, der von ihrem dunkelbraunen, welligen Haare, von ihrer weißen Haut ausging, verwirrte ihn, ohne daß er ſich recht klar darüber geworden wäre, was da auf ihn wirkte. Unter dieſem gleichſam elektriſchen Einfluſſe irrten ſeine Augen öfters von den Muſterblättern in der Hand der Frau Kommerzienrat empor zu ihrem klaren, reinen Profil, oder ſie folgten der ſanften, geſchmeidigen Linie ihres Nackens und ihrer Schulter, die das vortrefflich gearbeitete rehfarbene Tuchkleid wirkſam hervorhob. Als ſie ihn einmal bei einer Frage anſah, dachte er nicht an die Antwort, die er zu geben hatte, ſondern daran, daß er ſo eigentümlich graugrüne Augen in ſeinem Leben nicht geſehen habe, daß dieſe Augen aber wunderſchön ſeien.

Die Frau Kommerzienrat that nicht viel dazu, den Gedankengang Moosdörfers von dieſer ungehörigen und gefährlichen Richtung abzulenken. Sie blätterte das Muſterbuch langſam durch, ohne den Rat des Fachmannes, deſſen ſie zuvor ſo dringend zu bedürfen vermeint hatte, allzu oft einzuholen, und entſchied ſich dann für ein hellbraunes Tuch, das ihr in die Augen fiel, als ſie aufs Geratewohl zurückblätterte.

Die beiden traten nun vom Fenſter weg, und Matthias mußte an der ſchönen Frau die nötigen Maße nehmen und in ſein Notizbuch eintragen. Bei dieſem Geſchäft ärgerte er ſich bedeutend über ſich ſelbſt, weil ihm das Maßband und der Bleiſtift zwiſchen den Fingern zitterten, und vor ſeinen Augen ein Nebel flirrte, der ihn die Ziffern, die er in das Büchelchen eintrug, nur ganz undeutlich ſehen ließ. Was hatte er nur heute?

Frau Bothe ſah ihm ſchweigend bald auf die Finger,

bald ins Geſicht, das ein wenig blaß war und in ſeiner Miene deutlich verriet, daß ſich der junge Schneider gewaltſam zuſammennahm. Sie fragte Matthias aber nicht, was ihm fehle.

Endlich klappte Moosdörfer ſein Notizbuch zu und fragte mit ein wenig umflorter Stimme: „Und die Zuthaten, Frau Kommerzienrat?“

Ohne ſich zu beſinnen, antwortete die Dame: „Zum Futter nehmen Sie hellrote Seide. Sonſt iſt nichts nötig. Es ſoll ja ganz einfach werden, das Ding, wie ein Herrenüberzieher.“

Matthias antwortete mit einer tiefen Verbeugung, die offenbar zugleich ſeinen haſtigen Rückzug einleiten ſollte. Als er aber den Mund öffnete, um ſich nun zu empfehlen, ſchnitt ihm die ſchöne Frau raſch das Wort ab.

„Jetzt hätte ich aber eine große Bitte an Sie, Herr Moosdörfer!“

Der junge Mann verbeugte ſich aufs neue.

„Sie müſſen mir noch etwas vorſingen,“ fuhr Frau Bothe fort. „Ich höre die Steirer Lieder ſo gern, und Sie haben eine ſo hübſche Stimme.“

Matthias ſah ein wenig verlegen um ſich. „Aber gern, ja —! Ich weiß nur nit, ob . . . ob das nit ſtören wird . . .“

Frau Bothe lächelte. Sie ſah unendlich reizend aus, wenn ſie ſo die weißen Zähnchen unter den roten Lippen hervorſchimmern ließ und ſich dabei neben jedem ihrer Mundwinkel ein Grübchen in die volle Wange zeichnete.

„Aber Herr Moosdörfer!“ ſagte ſie. „Wen ſoll es denn ſtören, wenn ich Sie darum bitte? In dieſen Zimmern bin doch ich die Herrin. Und wozu ſtünde denn das Klavier da, wenn man um ein Viertel Zwölf vormittags nicht darauf ſpielen dürfte?“

Während ſie ſo ſprach, hatte ſie bereits das Inſtrument

geöffnet und davor Platz genommen. Zu Moosdörfer emporblickend, fragte sie: „Das „Verlassen bin i" kennen Sie natürlich?"

„Zu dienen, gnä' Frau!"

„Also singen Sie, bitte. — Ich werde begleiten."

Sie griff in die Tasten. Ein voller, weicher Akkord rauschte empor. Und Matthias setzte ein, willenlos wie eine Orgelpfeife, der Wind zugeführt wird, so daß sie ertönen muß:

„Verlassen, verlassen, verlassen bin i . . ."

Während der ersten Töne war er sichtlich befangen. Aber mit jedem Takte, den er sang, wurde seine Stimme freier und klangvoller. Das Lied machte ihn die wunderlichen Umstände vergessen, unter denen er es sang.

Die schöne Dame am Klavier lächelte ihn immer holdseliger an, während sie seinen Gesang in leisen Akkorden begleitete.

Als das Lied zu Ende war, sagte sie: „Wunderschön, Herr Moosdörfer! — Wissen Sie noch, was Sie gestern abend sangen? Das könnte ich auch begleiten, ich habe mir die Melodie gemerkt."

„Das war's: „Dirndel tiaf drunt' im Thal", Frau Kommerzienrat."

„Bitte, singen Sie auch das, ja?"

Matthias sang wieder. Er wunderte sich über sich selbst dabei. So schön meinte er in seinem Leben nicht gesungen zu haben. Es war rein, als ob seine Stimme von gestern auf heute an Umfang und Klangfülle gewachsen wäre. Und die schöne, vornehme Frau am Klavier lächelte so süß und schlug mit den weißen, schlanken Händen weiche, volle Akkorde an . . . Es war wie ein Traum.

Endlich stand die Frau Kommerzienrat auf und reichte Moosdörfer die Hand, die dieser zögernd ergriff.

„Ich danke Ihnen viel-, vielmals. — Jetzt will ich

Sie aber nicht länger aufhalten. Sie werden nach Hauſe müſſen. — Und übermorgen zur Anprobe komme ich hin. Schreiben Sie mir die Adreſſe Ihres Ateliers auf, bitte.“

Matthias kramte eine Geſchäftskarte ſeines Meiſters hervor und legte ſie auf den Tiſch. Dann verneigte er ſich ſehr tief vor Frau Bothe, etwas weniger tief gegen das ältliche, unfreundliche Frauenzimmer, das ſich die ganze Zeit hindurch nicht von ſeinem Armſtuhl in der Ecke weggerührt hatte, und ſchob ſich dann eiligſt aus dem Zimmer.

Daß auf dem Flur merkwürdig viele Stubenmädchen und ſchwarzfräckige Kellner verſammelt waren, und die Leutchen ihn alle verwundert anſahen, bemerkte er in ſeiner Aufregung gar nicht. Er ſtürmte eilig die teppichbelegte Treppe hinab und zum Thore hinaus.

Als er wieder Straßenpflaſter unter ſeinen Füßen fühlte, der Sonnenſchein herflutete um ihn, und das geſchäftige Leben der Vaterſtadt ihn umbrauſte, atmete er tief auf.

„Gott ſei Dank!“ murmelte er. „Da drin war's ja wie im verzauberten Wald, und i ſelber völlig verhext! — 's is aber aa aus der Weiſ'! Der Kubik, wann mir erzählt hätt', daß ſi' in Amerika ſo eine Dame in ein'm ſolchen Hotelzimmer von ein'm Schneiderg'ſell'n Lieder hat vorſingen laſſen, i hätt' glaubt, er ſchwindelt. Und jetzt'n bin i ſelber da oben g'ſtanden und hab' g'ſungen!“

Er lachte kurz auf, dann ſah er nach der Uhr.

„Fix Laudon — glei' Zwölfe. Und i muß no' 's Tuch und 's Futter holen! Da kann i rennen, daß i nit z' ſpat zum Eſſen z' Haus kumm. Denn die Stund' nach'm Eſſen, das is do' d' einzige Zeit über tags, wo i mit der Pepi unſcheniert beiſamm' ſei' kann.“

Er ſchob eilig davon und machte ſeine Beſorgungen ſo flink, daß er zu Hauſe war, ehe noch die anderen ſich

zu Tiſche geſetzt hatten. Kubik, der nicht bei dem Meiſter in Koſt war, befand ſich eben im Begriffe, zu Tiſch zu gehen. Da er ſeinen Kollegen aber zurückkommen ſah, gab er noch einige Minuten zu, um das feine Damentuch zu muſtern und zu hören, wie es Matthias im Hotel Daniel ergangen ſei.

Als der ſeine kurioſen Erlebniſſe zum beſten gegeben hatte, und die anderen ſich vor Erſtaunen nicht zu faſſen wußten, ſagte Kubik in dem hämiſchen Tone, den er ſchon des Morgens angeſchlagen hatte: „Nit, daß ich auf Ihnen anſpielen will, Matthias, wo wer' ich denn! Aber nur ſo fallt mir grad jetzt die G'ſchicht' von dem narriſchen deutſchen Schuſter in New York ein."

„Was is das für eine G'ſchicht'?" fragte Meiſter Weinzierl neugierig. Auch die Hausfrau und ihre Töchter zeigten geſpannte Mienen. Sie hörten alle gar zu gern von Amerika erzählen.

Franz Kubik blies ſich mit unſchuldiger und argloſer Miene ein Stäubchen vom Rockärmel. Dann begann er: „O, das war ein komiſcher Kerl! Lehmann hat 'r g'heißen und war ein Berliner. Na, und den hat's halt ſchauderhaft g'fuchſt, daß er da drüben zu kein'm rechten Anſehn hat kommen können, und alles auf die „Dutchman" g'ſchimpft hat, ſo wie wir auf die Böhm' ſchimpfen thun. Was macht der Kerl? Geht her und ſprengt überall aus, der Gould, der Millionär, hätt' bei ihm a Paar Stiefeln b'ſtellt. Jetzt'n hab'n d' Leut' no' mehr g'lacht über ihn wie früher und hab'n ihn ein' Lugenſchippel g'heißen. Setzt er ſi' nit hin, der narriſche Schuſter, macht richti' die Gould-Stiefeln aus'm teuerſten Leder mit der mühſamſten Arbeit und tragt ſ' nachher, wie ſ' fertig war'n, heimlich ins Armenhaus! — Das hat er ein paar Jahr ſo 'trieben, der narriſche Schuſter. Alle Jahr' im Frühjahr und im Herbſt hat 's

Armenhaus unter dem alten G'lump, was ſo hing'ſchenkt wor'n is, ein Paar funkelnagelneue Stiefeln g'funden, die im G'ſchäft ihre hundert Dollars 'koſt't hätten. Dann is die G'ſchicht' aufkommen, und die Leut' hab'n den narriſchen Schuſter ſo ausg'lacht, daß er vor Aerger auf'n Dachboden g'loffen is und hat ſi' aufg'hängt."

Die ganze Familie Weinzierl ſah mißbilligend auf Kubik und verlegen auf Matthias. Der Hohn dieſer Geſchichte war ein bißchen zu ſtark aufgetragen. Moosdörfer ſtand hochaufgerichtet und blitzte ſeinen Gegner, der den Unbefangenen ſpielte, nur ſo aus den Augen an. Dann ſagte er wie beiläufig: „Ja richtig, was i vergeſſen hab' vorhin: übermorgen kommt die Frau Kommerzienrat zur Anprob' her."

Da drückte ſich Franz Kubik ſachte zur Thür der Werkſtatt hinaus. Die anderen gingen zum Eſſen hinüber in die Wohnſtube.

Der Meiſter ſchmunzelte. Der wackere Mann hatte zeitlebens unter dem Kampfe zu leiden gehabt, den in ſeiner Bruſt der Ehrgeiz mit der Anhänglichkeit an das alte Haus kämpfte, auf dem die Weinzierls ſeit hundert Jahren ſaßen, das aber draußen in der Vorſtadt lag, wohin die vornehmere Kundſchaft nicht ging. Jetzt aber ſollte doch jemand aus den Kreiſen, für die er aus der Ferne ſchwärmte, zu ihm kommen, und gleich eine Dame aus der allerbeſten Geſellſchaft, eine Frau, von deren fabelhaftem Luxus Matthias ſolche Wunderdinge zu erzählen wußte. Das that dem Meiſter mächtig wohl und das Roſeggerhaupt reckte ſich ſtolz empor.

Pepi hatte bei Tiſch blaß und in ſich gekehrt dageſeſſen. Blaß und in ſich gekehrt blieb ſie auch, als ſie dann mit Matthias im Hintergarten in der Laube ſaß. Der Burſch, dem zu Mute war, als hätte er der Geliebten etwas abzubitten, herzte und ſcherzte an dem Mädchen eine ganze

Weile herum, ohne daß es ihm gelungen wäre, das trotzig geschlossene Mündchen zum Lächeln zu bringen. Endlich faßte er den Stier bei den Hörnern und fragte geradezu: „Sag amal, Schatzerl ... is's 'leicht wegen der Berlinerin?"

Pepi nickte heftig.

Matthias kraute sich hinter dem Ohr und lugte sein kopfhängerisches Lieb von der Seite an. Und da hatte er von dem gemeinsamen Musterbesehen noch gar nichts erzählt! Wenn sie das erst gewußt hätte, die Pepi ...!

Ein wenig schüchtern begann er: „Aber Schatzerl ... sie is do' verheirat't ..."

Heftig antwortete das Mädchen: „Hast ihr'n Mann g'sehen?"

Der Bursch sah verblüfft vor sich hin. Das war richtig, den Herrn Kommerzienrat hatte er nicht gesehen. Komisch, daß ihm selbst das nicht aufgefallen war, die Pepi es aber sofort aus seiner bloßen Erzählung festgestellt hatte.

Zögernd antwortete er: „N—ein!"

„Na also! Sie kann a Witfrau aa sein. Sie is sogar ganz sicher eine. Wenn eine ein'n Mann hat, geht s' nit allein mit der G'sellschafterin auf Reisen, und is der Mann mit, rennt s' nit mit der G'sellschafterin allein auf die Nacht um Elfe im Stadtpark umeinand'."

Jetzt mußte Matthias lachen. „Bist du aber a schlau's Dirndel!" sagte er neckend. „Or'ntlich fürchten könnt' m'r si' vor deiner Schlauheit. Aber was geht das uns an, ob die Witib is oder nit? Wann s' eine is, wird sie do' kein'n armen Schneiderg'sell'n nit heiraten wollen."

„Wer red't denn vom Heiraten!" antwortete Pepi ärgerlich. „Aber grad unter die Art Leut' giebt's schlechte Weiber g'nug, die ein'm Burschen aus purem Spaß und

Uebermut den Kopf verdreh'n. Denk nur an den Höllerigl-Valentin, der ſi' vor zwei Jahr' totſchießen hat wollen, weil die rotkopfete engliſche Miß, die ihm ſo ſüße Augen g'macht hat g'habt, auf einmal ohne B'hüt Gott abg'reiſt g'weſen is. Und weißt, Matthias — mir kommt's grad ſo für, als wenn du auf'm nämlichen Weg wärſt. — Nur aber is der Höllrigl bloß a dummer Kerl g'weſen, du aber biſt a dummer und a ſchlechter Kerl, Matthias! — Denn er war a lediger Burſch, du aber haſt eine Braut. Vorgeſtern . . . abends erſt . . ."

Sie hatte ſich in immer größere Aufregung hineingeredet. Jetzt konnte ſie nicht mehr weiter. Sie ſchlug beide Hände vor das Geſicht und begann bitterlich zu weinen.

Matthias war ehrlich erſchrocken. Wenn wirklich noch ein Gedanke an die Fremde in ihm geweſen war, die Thränen des geliebten Mädchens, die wie ſiedendes Blei auf ſeinem zärtlichen Herzen brannten, ätzten ihn hinweg. Er nahm die Weinende in den Arm, küßte ſie, ſtreichelte ihr Haar und gab ihr tauſend ſcherzhaft-innige Koſenamen.

„Siehſt, Pepi," flüſterte er ihr ins Ohr, „das is d' Straf' Gottes. Geſtern war mir ſo wie dir jetzt'n. Nur daß ſich unſereiner viel härter thut, weil er nit flennen kann . . ."

„Dir? — Warum wär' dir ſo g'weſen?" ſtammelte das Mädchen.

„Weil du mit'm Meſſerſchmidt ſo freundli' 'than haſt, Pepi."

Mit einem energiſchen Ruck der zarten Schultern wies ſie den Vergleich ab. „Das is ganz was anders! Der is ein alter Freund vom Vattern und war zum Beſuch bei uns . . ."

„Und die is eine Kundſchaft, weiter nix," fiel ihr Matthias ins Wort. „Wann ſie was b'ſtellen will, hab'

i do' hingeh'n müſſen, nit, Schatzerl? — Und daß ſie dann wollen hat, i ſoll ihr was vorſingen — — du mein Gott! Die Leut' draußen im Reich ſind halt amal ſo verruckt nach unſere Liedeln. Da is do' nix nit dabei, daß i ihr a paar vorg'ſungen hab'."

Pepi beruhigte ſich endlich. Sie richtete ſich auf, legte den Arm um den Hals ihres Matthias und gab ihm einen herzhaften Kuß.

„Sei nit böſ', daß i ſo kindiſch war!" bettelte ſie ſchmeichelnd. „Aber das kannſt wiſſen: Wann's einmal anders werden thät' zwiſchen uns — ins Waſſer thät' i gehn!"

Das Wort erſchütterte den Burſchen ſo ſehr, daß er nichts darauf ſagen, ſondern ſeinem Mädchen nur ſtumm die Hand drücken konnte.

Danach begannen die beiden von ihrer Zukunft zu reden, wie ſie alles einrichten wollten, wenn ſie erſt Mann und Frau wären.

Während dieſes Geſpräches ſah Matthias ſeine Pepi immer wieder an, verglich ſie in Gedanken mit der Modedame im Hotel Daniel und ärgerte ſich über ſich ſelber. Es war ihm jetzt klar geworden, daß die Fremde heute morgen wirklichen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Wo zum Henker hatte er aber bloß ſeine Augen gehabt? Sie hatte doch vor ſeiner Pepi bloß die zarteren Hände und die feinere Kleidung voraus, was keine Kunſt war, da ſie im Golde ſtak bis an den Hals und den lieben langen Tag nichts zu thun hatte, als ſich zu putzen und zu pflegen. Sonſt aber ſtand ſie in allem hinter dem herzigen jungen Geſchöpf zurück, das da neben ihm auf der Bank ſaß und ihn ſo innig lieb hatte. Pepis Haar war viel, viel ſchöner als das der Frau Kommerzienrat, ihr Geſichtchen war wie Milch und Blut, obwohl ſie eben jetzt geweint hatte, die andere aber war weiß und blaß. Und die

großen, treuen blauen Guckerln Pepis waren doch etwas anderes als die grünen Hexenaugen von heute morgen, vor denen einem ganz unheimlich werden konnte, wenn ſie einen anſahen, als wollten ſie einem das Herz aus der Bruſt herausgraben. Vor allem aber hatte Pepi vor Frau Kitty ihre holdſelige Jugend voraus. Die Frau Kommerzienrat war doch gewiß ſchon ihre achtundzwanzig, ſo wenig ihre raffinierten Toilettenkünſte das merken ließen.

Kurz, Matthias Moosdörfer ſchalt ſich im ſtillen einen Eſel um den anderen und that dabei ſo lieb mit ſeinem Mädel, daß Pepi ſich ſo wohlig fühlte wie das Kätzchen auf der Ofenbank.

Als die Stunde, die ſie für ſich gehabt hatten, zu Ende ging, wanderten die beiden einträchtig Hand in Hand dem Hauſe zu und küßten ſich hinter dem letzten Gebüſch vor der Gitterthür, die aus dem Garten in den Hof führte, ſo innig und herzlich wie geſtern morgen. —

Ungefähr zur ſelben Zeit gab Frau Kitty Bothe auf dem Poſtamte ein Telegramm auf, das folgenden Wortlaut hatte:

„Eugen da Mara, Berlin W. 35.

Kommen Sie ſofort hierher und bringen Sie einen Fachmann mit. Ich glaube einen Tenoriſten entdeckt zu haben, aus dem ein Stern erſter Größe werden kann.

Herzliche Grüße.

Frau Bothe.“

Während die ſchöne Frau dieſe Worte auf das Depeſchenformular kritzelte, ging ihre Geſellſchafterin an den Briefeinwurf und ließ ein kleines grünes Schreiben hineingleiten, das ſie gleich nach Moosdörfers Weggange verfaßt hatte, während ihre Herrin im Salon Klavier ſpielte.

Der Brief war an einen Freiherrn Wilhelm Friedrich v. Mahlow adreſſiert und lautete:

„Sehr geehrter Herr Baron!

Da Sie immer ſo liebenswürdig waren mir gegenüber, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen mitzuteilen, daß Ihren Hoffnungen Gefahr droht. Mindeſtens vertagen werden Sie Ihre Pläne müſſen. Frau B. hat ſich nämlich hier verliebt, auf den erſten Blick, aber lichterloh. Der Betreffende iſt freilich nur ein Schneidergeſelle, aber jung, bildhübſch und, was das ſchlimmſte iſt, er hat einen geradezu phänomenalen Tenor. — Soeben hat Frau B., die ſich zum Zwecke der ehrbaren Annäherung von dem Gegenſtande ihrer Leidenſchaft ein Jackett bauen läßt, das ſie gar nicht nötig hat, und das der Bauernſchneider ſicherlich verpfuſchen wird, den jungen Mann Probe ſingen laſſen und iſt ſichtlich hingeriſſen davon. Heute noch telegraphiert ſie an da Mara, damit der kommt und ſich den künftigen star anſieht. Sowie das geſchehen iſt, fahren wir nach Berlin zurück und bringen den Kleinen gleich mit.

Wie Sie nach dieſem Ereigniſſe Ihre Haltung einrichten wollen, muß ich Ihnen überlaſſen. Zu äußerſter Vorſicht muß ich jedenfalls raten. Frau B. hat heute ein Wort über Sie fallen laſſen, das für die getreue Vertreterin Ihrer Intereſſen nicht gerade erfreulich zu hören war. Jetzt wird ſich dieſe Stimmung in ihr natürlich noch weiter entwickeln.

Mein Brief hat hauptſächlich den Zweck, Sie vorzubereiten und Sie in die Lage zu verſetzen, ſich einige Tage ruhig zu überlegen, was Sie thun wollen.

Ihre beſtens ergebene

Klara Wendt.“

Viertes Kapitel.

Als die Frau Kommerzienrat den übernächſten Tag etwa nach elf Uhr zur Anprobe kam, lag Pepi ſchon ſeit zwei Stunden im Salon auf der Lauer. Durch die Ritzen der zum Schutze gegen den Sonnenbrand, der Teppich und Möbelbezüge verblichen gemacht hätte, herabgelaſſenen Jalouſie beobachtete das junge Mädchen die Straße und fuhr ſchreckhaft zuſammen, als endlich ein offener Wagen, in dem zwei Damen ſaßen, vor dem Hauſe hielt. Die jüngere war es alſo! So ſah die Frau aus, die ihr das Herz ihres Matthias ſtehlen wollte . . .!

Mit unſäglich bitterer Empfindung geſtand ſich das arme Kind, daß die Fremde alles beſaß, was die Ausführung eines ſolchen ruchloſen Vorhabens erleichtern konnte. Die Dame, die da draußen ſo leichtfüßig aus dem Wagen ſprang, ohne auf die Hilfe des Meiſters zu warten, der ihr barhaupt bis auf den Bürgerſteig hinaus entgegengeſtürzt war, war jung und ſchön, und vor allem vornehm. Sie ſelbſt hätte neben ihr kaum noch eine Zofenrolle ſpielen können, ſagte ſich Pepi. Und wie reich ſie ſein mußte . . .!

Das junge Mädchen hatte gerade noch Zeit, haſtig die verſtohlenen Thränchen fortzuwiſchen, die ihr in den Augen perlten, und ſich anzuſtellen, als ſuche ſie eifrig irgend etwas in dem Wandkörbchen, das in der Ecke hing, als auch ſchon die Thür zum Flur geöffnet wurde, und die Fremde eintrat, gefolgt von Pepis Eltern, Matthias und der Geſellſchafterin.

Die beiden Frauen, das Grazer Kleinbürgerstöchterchen und die große Dame aus dem Berliner Tiergartenviertel, ſtanden einen Herzſchlag lang ſtill und maßen ſich mit den Blicken zweier Ringkämpfer, die ſich zum erſtenmal begegnen und einander ihre Stärke und ihre Schwächen

mit den Augen ausforſchen wollen. Dann knickſte Pepi, Frau Bothe neigte das ſchöne Haupt ein wenig und wandte dann den Kopf zurück zu ihrem Gefolge.

„Ihre Tochter, Herr Weinzierl?“

Ihre Augen irrten von dem Gefragten ab und ſchoſſen einen raſchen, heimlich forſchenden Blick auf Matthias, der hinter ſeinem Meiſter ſtand.

„Zu dienen, gnä' Frau!“ dienerte der alte Mann. „Meine Jüngſte. — Pepi heißt ſ'.“

„So, ſo, Ihre Jüngſte,“ wiederholte Frau Bothe mit herablaſſender Freundlichkeit und ſah wieder Pepi an, die, ein wenig blaß, immer noch in ihrer Ecke ſtand. „Wie jung ſind Sie denn, liebes Kind?“

„Achtzehn,“ antwortete Pepi ſo gehorſam, als würde ſie vor Gericht um ihre Perſonalien gefragt.

Ueber die glatte, weiße Stirn der Fremden ging es wie ein leichter Schatten. Sie wandte ſich wieder an Weinzierl, der neben ſie getreten war.

„Haben Sie noch mehr Kinder, Herr Meiſter?“

„Eine Tochter noch, gnädige Frau. Und dann hab' ich ein klein's Enkerl im Haus. Die andere Tochter is Witwe.“

Mutter Weinzierl, die ſich ſchon danach ſehnte, der noblen Beſucherin als Hausfrau die Honneurs zu machen, und außerdem beſorgte, ihr Mann könne nun von dem ertrunkenen Ferdinand zu reden anfangen, was ihn immer auf Stunden hinaus verſtimmte, trat nun eilig vor und nötigte die gnädige Frau unter etwas altmodiſchen, mit vor Aufregung zitternder Stimme vorgebrachten Komplimenten, auf dem Diwan Platz zu nehmen. Die ſchöne Frau ſetzte ſich und ſah nun neugierig um ſich. Sie war noch nie in der guten Stube eines ſüddeutſchen Kleinbürgers geweſen, war aber bis jetzt von der Entdeckung, daß in dem Hauſe, in dem der junge Moosdörfer den

größten Teil ſeiner Zeit verbrachte, eine bildhübſche und blutjunge Tochter lebte, zu ſehr in Anſpruch genommen geweſen, um Beobachtungen anſtellen zu können.

Sie fand den Geſchmack „dieſer Leute" im ſtillen geradezu gräßlich. Als ſie an ihre behaglichen, im neuengliſchen Stil eingerichteten Räume in ihrer Villa im Tiergartenviertel dachte, hatte ſie Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken. Da das nicht völlig gelang, verwandelte ſie den Ausdruck dieſes Lächelns in einen möglichſt verbindlichen und unterbrach das Geſpräch über die Schönheiten der guten alten Stadt Graz, das ſie bisher mit den Hausleuten geführt hatte, durch den entzückten Ausruf: „Nein, wie gemütlich Sie ſich's aber eingerichtet haben, Frau Weinzierl! — Dieſes Zimmer iſt ja ſo urbehaglich, man möchte am liebſten gleich darin wohnen bleiben."

Das argloſe, gutmütige alte Weibchen, an das dieſe Worte ſich richteten, nahm die falſche Münze für echt, wurde vor Vergnügen ſo rot wie ein junges Mädel, dem ein gern geſehener Burſch eine kecke Galanterie zuflüſterte, und verbeugte ſich auf ihrem Seſſel.

„Aber gnä' Frau," ſtotterte ſie, indem ſie vor Aufregung aus dem Hochdeutſchen wieder in ihre Mundart verfiel, „da müeßt m'r ja frei glaub'n, Sie foppen ein'n . . .!"

Die Fremde hatte ſich indeſſen raſch erhoben und war an das Bücherregal herangetreten, das an der Wand befeſtigt war.

„Da haben wir den geiſtigen Steckbrief des Hausherrn," ſcherzte ſie. „Wir wollen einmal ſehen: zuerſt die heilige Schrift — Sie ſind alſo ein frommer Chriſt, Herr Meiſter. Aber auf Bildung und Aufklärung halten Sie auch, denn da ſteht ja das Meyerſche Konverſationslexikon. Und dann . . . Roſegger, Roſegger, Roſegger — das alles ſind nur ſeine Bücher? Da haben Sie ja wohl alles

beiſammen, was er geſchrieben hat, Ihr großer Landsmann?“

„Wird wohl nix fehlen,“ antwortete Meiſter Weinzierl mit beſcheidenem Stolze. „Sein letzt's Buch hab' ich erſt neulich zum Geburtstag geſchenkt gekriegt von meinem Lehrbuben.“

„Was für eine Menge!“ ſagte die Dame, während ſie mit dem Blicke die lange Reihe von Bänden entlang glitt, auf deren Rücken der Name P. K. Roſegger prangte. „Aber ein bißchen hochmütig iſt er darauf, find' ich. Ich wollte ihm einen Beſuch machen, bin aber nicht angenommen worden.“

„Er is halt jetzt ſo viel krank,“ entſchuldigte Weinzierl eifrig. „Und dann — wenn einer ſo viel ſchreiben thut wie der Herr Roſegger . . .“

„Geſehen habe ich ihn aber doch,“ fiel ihm Frau Bothe ins Wort, die fühlte, daß ſie den Mann gekränkt hatte. „Auf der Straße begegnete ich ihm und bemerkte, wie zwei Vorübergehende ſich anſtießen: das iſt Roſegger. Daß Sie ihm zum Verwechſeln ähnlich ſehen, wiſſen Sie natürlich, Herr Meiſter?“

Jetzt errötete Weinzierl genau ſo freudig verſchämt wie zuvor ſeine Frau über das Lob ihrer Einrichtung.

Indeſſen war Matthias zurückgekommen, der in die Werkſtätte hinübergegangen war, um das Jäckchen zur Anprobe zu holen. Mit ihm kam Marie, die ihr Töchterchen auf dem Arme hatte. So war denn bis auf Kubik, der ſich dem ſo unangenehm zweifelloſen Abenteuer ſeines Mitgeſellen grollend fern hielt, und Karl, der aus Schüchternheit in der Werkſtätte ſitzen geblieben war, glücklich das ganze Haus im Salon verſammelt.

Die Anprobe vorzunehmen, war natürlich Sache des Meiſters. Mit wichtiger Miene und einem ziemlich deutlichen Anfluge von Künſtlerſtolz zupfte und rückte der

alte Mann an dem halbfertigen Kleidungsſtücke, das die Frau Kommerzienrat angezogen hatte, und ſtrich mit der Schneiderkreide da und dort über den Stoff, um nötige Verbeſſerungen zu bezeichnen.

Als das geſchehen war, wandte ſich Frau Bothe zu Matthias: „Herr Moosdörfer!“

„Gnädige Frau?“

„Sie müſſen mitkommen ins Hotel. Geſtern ſind zwei Berliner Herren ganz zufällig angekommen. Ich habe dem einen, der ein großer Muſikfreund iſt, von Ihrer hübſchen Stimme und Ihrem guten Gehör erzählt, und nun möchte er ſehr gern einige Ihrer Steirer Lieder von Ihnen hören.“

Der junge Mann ſah ein wenig verlegen um ſich. Er hätte zu gern einen beratenden Blick mit Pepi getauſcht. Die zupfte aber an der Tiſchdecke und that, als hätte ſie nichts gehört. Offenbar war's ihr nicht recht. Aber konnte er denn die Ehre, die ihm da angethan wurde, überhaupt ausſchlagen?

Wie zur Antwort auf dieſe Frage, die er ſich vorlegte, ſchlug jetzt die Stimme ſeines Vormunds an ſein Ohr: „Was überlegſt denn, Matthias? Natürlich gehſt mit!“

Ein wenig ratlos ſah der Burſch an ſeinem Arbeitsanzuge herab. Er hatte heute morgen der Verſuchung, die ihm riet, ſich beſſer als ſonſt an Wochentagen anzuziehen, tapfer widerſtanden. „Ja aber . . . da müßt' ich doch erſt nach Haus, mich umziehen . . .“

„Sie wohnen nicht im Hauſe?“ fragte Frau Bothe. Der Ton klang ſehr lebhaft intereſſiert.

„Nein. Aber ganz in der Nähe.“

„So, ſo . . . ganz in der Nähe!“ Die Dame warf einen raſchen Seitenblick auf Pepi. „Da können Sie ja bald zurück ſein. Machen Sie flink, Herr Moosdörfer! Ich warte ſo lange.“

Matthias verſchwand, und die Frau Kommerzienrat ſetzte ſich wieder und begann mit Pepi zu reden, die ein wenig einſilbig antwortete. Frau Weinzierl fühlte ſich verpflichtet, nun, da die Herrin beſchäftigt war, mit der Geſellſchafterin ein paar Worte zu wechſeln, die ſeit ihrem Eintritt in das Zimmer am Fenſter ſtand und auf die Straße hinausſah. Dieſe hausfrauliche Obliegenheit wurde ihr aber ſauer genug. Fräulein Wendt erwies ſich kalt wie ein Froſch und hochmütig wie ein Pfau nach der Mauſerung, ſo daß die gute Alte in ihrem Herzen die empörte Behauptung aufſtellte, daß die preußiſchen alten Jungfern noch um einen ganzen Teil unleidlicher ſeien als die übrig gebliebenen Steirerinnen. In dieſer allgemeinen Form wäre der Satz ſchwerlich zu beweiſen geweſen. Aber wer im Aerger allgemeine Sätze ausſpricht, fragt wenig nach Beweiſen, und ſo war Frau Weinzierl von der Wahrheit des ihren tief überzeugt.

Inzwiſchen war Matthias wieder zurückgekommen. Frau Kitty Bothe ſah den jungen Mann, dem die Aufregung das hübſche junge Geſicht höher färbte und die blauen Augen in lebhaftem Glanze ſtrahlen machte, mit ſichtlichem Wohlgefallen an. Nun gab ſie raſch das Zeichen zum Aufbruch.

Die ganze Familie gab den Beſucherinnen das Geleit an den Wagen, vor dem die Pferde ungeduldig ſtampften. Wenn ſie nicht auffallen wollte, konnte Pepi ſich davon nicht ausſchließen. So ſtand ſie denn mit erbittertem, von ſchneidendem Weh erfülltem Herzen auf dem Bürgerſteig, mußte ſich vor dem Weibe, die ſie als ihre Feindin haßte, ſeit ſie ihren Namen zum erſtenmal gehört hatte, verneigen und dann zuſehen, wie ihr Matthias zu der koketten, gefallſüchtigen Perſon in den Wagen ſtieg und mit ihr davonrollte. Daß ihr Liebſter ihr vorher die Hand beſonders zärtlich gedrückt und ihr mit beredtem

Blick ein liebes Wort zugeflüstert hatte, tröstete das arme Ding wenig. Sie zweifelte ja gar nicht daran, daß Matthias sie lieb hatte — jetzt noch. Die andere aber, die Reiche, Kluge, Gebildete, die würde das Ding schon zu drehen wissen, daß der gute Matthias erst ihr neben Pepi und dann ihr allein gut sein mußte, ob er wollte oder nicht. Und Matthias — hatte der sich nicht ängstlich bemüht, den zärtlichen Abschied von seiner Braut so einzurichten, daß seine vornehme Gönnerin ihn nicht bemerkte? Und das jetzt schon!

Pepi hatte alle Mühe, die Thränen hinunterzuschlucken, als sie nun, nachdem der Wagen um die Ecke verschwunden war, mit den Ihren in das Haus zurückging. Sobald sie es möglich machen konnte, trennte sie sich von ihren Angehörigen, die das unerhörte Ereignis lebhaft besprachen, und flüchtete sich in das kleine, nach dem Hofe hinausführende Zimmerchen, in dem sie zusammen mit ihrer Schwester und deren Kinde schlief. Dort warf sie sich, das Gesicht nach unten, über ihr Bett und fing an bitterlich zu weinen.

Nach einer Weile berührte sie eine leise Hand an der Schulter. Sie hob das thränenüberströmte Gesicht und sah sich um. Da stand die Schwester neben ihr.

„Aber Pepi!“ sagte Marie mit sanftem, ein wenig traurigem Tone. „Was is dir denn?“

Das junge Mädchen richtete sich auf, so daß sie nun auf dem Bettrand saß, und verbarg das erglühende, feuchte Gesicht in den Händen.

„Mir ... mir is so bang!“ murmelte sie in erstickem Tone.

Da setzte sich Marie neben ihre Schwester, legte den Arm um Pepis Hals und zog ihren Kopf an sich, so daß die Wange des Mädchens auf ihrer Schulter ruhte.

Eine ganze Weile blieben die beiden still so sitzen.

Dann ſagte Marie leiſe: „Kind, ſchau, ſo leidenſchaftlich mußt nit ſei'! Wenn du alles ſo ſchwer nehmen willſt, nachher weinſt dir bald die Augen aus. Das Leben bringt noch ganz andere Sachen, gegen die deine Schmerzen jetzt Kindereien ſind, Kleinigkeiten."

„So?" antwortete Pepi, beinahe gekränkt darüber, daß ihr Herzeleid nicht vollgültig ſein ſollte. „Das nennſt du a Kleinigkeit, wann er zu aner anderen in 'n Wagen ſteigt und davonfahrt?"

Ueber das ernſte Geſicht der jungen Frau glitt ein leiſes Lächeln. „Tſchapperl!" antwortete ſie. „Was is denn da weiter dabei? Hätt' er auf den Antrag der noblen Frau antworten ſollen, er darf nit mitfahren, er muß auf der Kittelfalten von ſeiner heimlichen Braut ſitzen bleiben?"

„Du haſt leicht ſpotten," antwortete Pepi ein wenig ärgerlich. „Di' geht's nit an."

„Kränk dich nit," erwiderte Marie gutmütig. „Ausſpotten hab' ich dich ja nit wollen. Im Gegenteil. Helfen möcht' ich dir, die Sach' ruhig betrachten, damit du einſiehſt, daß nix dran is."

„Schönes Nixdran!" antwortete Pepi.

„Es is wirklich nix dran," wiederholte die junge Frau. „Sag ſelber: Was hätt' er denn anders thun ſollen, als mitfahren?"

Darauf wurde dem jungen Mädchen die Antwort nun ſchwer. Pepi dachte eine ganze Weile nach, dann ſagte ſie zögernd: „Ja . . . wann er nur nit ſo eifrig dabei g'weſen wär'. Er war ja ganz aus'm Häuſel vor Aufregung!"

Marie tippte mit dem Zeigefinger auf die Stirn der Schweſter. „Mir ſcheint, du Kindsköpfel, du ſiehſt jetzt ſchon ſelber ein, daß d' für nix und wieder nix g'flennt haſt. Weil er aufg'regt war! Du mein Gott, wann

einer eing'laden wird, vor ſolche Leut' z' ſingen, und mit einer ſo fürnehmen Dame in 'n Wagen ſteigen ſoll, vor die Augen von der ganzen Nachbarſchaft, die neugierig aus alle Fenſter ſchaut . . ."

„Das is no' was," warf Pepi bitteren Tones ein, „zuvor hab' i gar nit dran 'denkt. Jetzt'n wer'n mich alle die Madeln, die Toni Kaiſer, die Fürbringer Kathl und wie ſ' alle heißen, immer fragen: „Na, Pepi, was is's denn mit euer'm Matthias ſeiner noblen Liebſchaft?" Und die eine und d' andere wird recht falſch mitleidig dazu ſetzen: „Weißt, Pepi, i hab' mir immer ein'bild't, aus euch zwei wird no' amal a Paarl, aus dir und dem Matthias. Jetzt'n freilich . . ." — Das is a Kleinigkeit, aber auch recht angenehm!"

Marie ſchüttelte mißbilligend den blonden Kopf. „Kind, Kind," ſagte ſie, „ſpar dir deine Thränen für ernſtere Sachen auf! Das Leben bringt ſie ſchon, für jeden." Und leiſe fügte ſie hinzu: „Das ſchwerſte aber is, wenn man ſich ſagen muß: Du ſelber haſt d' Schuld, du ſelber ganz allein!"

In dem Tone dieſer letzten Worte lag ſo viel leidvolle Erfahrung, daß Pepi die Schweſter verwirrt anſah und ſich ihr dann um den Hals warf. Marie ſtreichelte ihr leiſe den dunklen Scheitel.

Durch den Kopf des jungen Mädchens irrten verwunderte, erſchrockene Gedanken, während ſie ſich tröſtend an die Schweſter ſchmiegte.

Was war das mit Marie? Jetzt zum erſtenmal vielleicht wurde ſich Pepi darüber klar, daß ihre Schweſter ſelbſt noch jung war, obwohl ſie ihr immer ſo ganz alt erſchienen war. Die Große, wie ſie von allen im Hauſe genannt wurde, hatte ja ſchon geheiratet, als Pepi noch ihre Büchertaſche zur Schule trug, und war nun ſchon ſo lang Witwe. Jetzt wurde das junge Mädchen inne,

daß auch die Große noch nicht über die Zeit der Herzenskämpfe, der leidenschaftlichen Sehnsucht und der todesbangen Trauer hinaus war. Und vor dem Gram, den sie soeben in Mariens Stimme gehört, in ihrem Blick gesehen hatte, kam ihr ihr eigener auf einmal so ausbündig kindisch und schulmädchenmäßig vor, daß sie sich ordentlich schämte.

Sie herzte und streichelte die Schwester mit stürmischer Innigkeit, wagte aber nicht, die Frage auszusprechen, die sich ihr auf die Lippen drängte.

„Jetzt wasch dir die Augen, Pepi," sagte Marie nach einer Weile halblaut, „und richt' dir das Haar. Die Mutter wird uns endlich suchen kommen, und die alte Frau thät' sich grämen, wenn sie bemerken thät', daß du dich so unglücklich fühlst."

Gehorsam stand das Mädchen auf und brachte ihr Aeußeres in Ordnung. Dann gingen die Schwestern miteinander nach der Küche, um der Mutter zu helfen.

— — — — — — — — — — — —

Matthias Moosdörfer war in der sonderbarsten Stimmung von der Welt mit den beiden Damen davongefahren. Es war sehr hübsch, so in einem eleganten Wagen, einer schönen und vornehmen Dame gegenüber, dahinzurollen. Er war auch mächtig stolz auf die Ehre, die er genoß, er freute sich über die verwunderten, neugierigen, neidischen Gesichter der Bekannten, die aus den Fenstern sahen oder auf der Straße stehen blieben und dem dahinjagenden Wagen nachblickten. In diese stolze Freude aber mischte sich etwas wie Beschämung und Aerger, so daß er beinahe aufatmete, als die Vorstadt endlich hinter ihm lag, und die bekannten Gesichter zu beiden Seiten der Straße seltener wurden. Der Mannesstolz in ihm lehnte sich gegen die herrische Art auf, in der die Berlinerin mit ihm umsprang. Des Nachts im

öffentlichen Park war ihr ſeine Stimme aufgefallen, ſie ſprach ihn an und beſtellte ihn zu ſich. Sie bekam Beſuch von Berliner Bekannten, ſofort fuhr ſie zu ihm und holte ihn ab, ſo wie man eine Torte vom Zuckerbäcker holt, wenn man Kaffeegeſellſchaft hat. Daß es ihm auch zuſagen würde, zu kommen, hatte ſie offenbar keinen Augenblick in Zweifel gezogen. Sie verfügte einfach über ihn wie über eine Sache.

Das ſchien auch die ſpöttiſche Miene der Geſellſchafterin anzudeuten, die Matthias ſo ärgerte, daß er ſich gewaltſam zurückhalten mußte, um das unangenehme Ding nicht grob anzufahren.

In dieſer ſchwankenden Stimmung fiel ihm ein Umſtand auf, den er ſonſt als zufällig gar nicht beachtet hätte. Die Kniee der Frau Kommerzienrat ſtreiften ziemlich oft die ſeinigen. Kam das nun einfach daher, weil man ſich in dem engen Wagen gegenüberſaß, oder war Abſicht dabei? Wenn der junge Mann dem Blicke der Dame begegnete, die nachläſſig in ihrer Wagenecke lehnte und ihm manchmal mit lächelndem Munde ein ſcherzhaftes Wort hinwarf, ſo beſchlich ihn immer wieder das Gefühl, dieſe Berührungen ſeien kein bloßer Zufall. Auch dagegen bäumte ſich etwas in ihm auf. Das Geſpräch mit Pepi fiel ihm wieder ein. Aber er war kein Höllrigl-Valentin, er nicht! Zum Spielzeug gab er ſich nicht her. Ueberhaupt brauchten ſich die Weiber ihm gegenüber nicht ſo zuvorkommend zu zeigen. Wenn ihm eine gefiel, ſo ſagte er ihr's ſchon, auch ohne ſolche Aufmunterungen. Und der, die ihm gefiel, hatte er's bereits geſagt, ernſthaft, bindend fürs ganze Leben. Nun war's aus.

Trotz dieſer heldenhaften, trotzigen Gedanken aber wurde es dem Burſchen doch heiß und wunderlich zu Sinn unter dem freundlichen, lockenden Blick der grünen Augen da vor ihm, und die ſtreifende Berührung jagte

ihm ſüße Schauer durch die Adern. Von Minute zu Minute kam ihm ſein Gegenüber ſchöner und begehrenswerter vor, und das Bild ſeiner Pepi, das er wie zum Schutze in ſeinem Herzen heraufrief, verlor immer mehr an Glanz und Leben.

Als der Wagen endlich vor dem Portal des Hotels hielt, ſprang Matthias ſo raſch aus dem Wagen, daß es beinahe ausſah, als wolle da ein Häftling ſeinem Transporteur entrinnen. Der Thürhüter, der eilig herankam, warf auch einen entſprechend geringſchätzigen Blick auf den jungen Herrn, in dem er zu ſeinem größten Erſtaunen den Schneidergeſellen von vorgeſtern erkannte. Wie kam der dazu, mit der Frau Kommerzienrat im Wagen zu ſitzen?

„Iſt Herr da Mara oben?“ fragte Frau Bothe im Ausſteigen.

Der Portier machte einen tiefen Bückling. „Jawohl, gnä' Frau.“

„Dann laſſen Sie ihm ſagen, er möge ſich zu mir herüber bemühen.“

Einer der livrierten kleinen Burſchen ſtürzte ſofort die Treppe hinauf. Hinter ihm her ſtieg langſam Frau Bothe mit ihren Begleitern die Stufen empor. Matthias, der an ihrer Seite gehen mußte, fühlte mit ziemlichem Unbehagen, daß die Angeſtellten des Hauſes, die unten herumlungerten, ihm mit mächtiger Neugier nachſahen. Es war ihm, als könne er die ſpöttiſchen Reden hören, die die Kerle einander in die Ohren ziſchelten.

Die drei waren kaum in dem Salon Frau Kittys angelangt, als es ſchon an die Thür pochte, und zwei Herren eintraten, die ſofort Moosdörfers ganzes Intereſſe feſſelten. Der eine mit dem wallenden grauen Lockenhaar und dem ſchönen langen Bart war gewiß ein Künſtler, ein Maler oder Bildhauer. Er mußte wohl auch der Muſikliebhaber

ſein, denn er ſah Matthias ebenſo aufmerkſam an, wie der ihn. Wer aber mochte der andere ſein? Ein Fürſt oder Graf oder ein großer Bankier? Der junge Mann konnte ſich darüber nicht klar werden. Das eine war ſicher, daß er ſolche Eleganz der Kleidung und des Auftretens noch nie geſehen hatte. Der Sommeranzug, den der Herr trug, war gewiß von einem Londoner Atelier angefertigt, die Lackſtiefel waren geradezu ideal, und ein Solitär, wie der Herr einen am kleinen Finger trug, war in keinem Juwelierſchaufenſter von Graz zu ſehen. Im übrigen aber war der Herr nicht zum beſten ausgeſtattet. Die kleine, zierliche Figur über alle Begriffe ausgemergelt und dürr, die Haut am Halſe und im Geſicht braun und zuſammengeſchrumpft, das ſorgſam friſierte Haupthaar, der hinaufgedrehte Schnurrbart ſo glänzend pechſchwarz, daß ſelbſt der unerfahrene junge Handwerker ſofort an die Haarfärbemittel dachte, die im Anzeigenteil der Zeitungen angeprieſen werden.

Aber welche weltmänniſche Gewandtheit! Die Art, in der der fremde Herr ſich vor der Frau Kommerzienrat verbeugte, ihr die Hand küßte, ſich nach ihrem Befinden erkundigte, imponierte Matthias ſo mächtig, daß er ſelber ſich als ein rechter Bauernlümmel daneben vorkam.

In dieſer Stimmung fiel ihn eine ziemliche Befangenheit an, als die Hausfrau nun ſagte: „Darf ich die Herren bekannt machen? — Herr Moosdörfer, Herr da Mara, Herr Profeſſor Riedel-Steinfels.“

Moosdörfer verbeugte ſich ungeſchickt und wurde dunkelrot vor Verlegenheit, als der gefärbte Stutzer, der als Herr da Mara vorgeſtellt worden war, ſich flink das Glas, das ihm an ſeidener Schnur über die Weſte hing, ins Auge klemmte und ihn mit impertinenter Neugier muſterte, wie ein Kaufmann, der ein Stück Ware unterſucht.

„Das iſt alſo der junge Mann? — Hm . . . äh . . . die Erſcheinung iſt nicht übel . . . nicht übel!“

Was zum Kuckuck ging den Moosdörfers Erſcheinung an?

Indeſſen hatte ſich der andere, der Herr Profeſſor, an das Klavier geſetzt, auf deſſen Notenpult ein Album Koſchat-Lieder lag.

„Wenn Sie nun die Güte haben wollen, Herr Moosdörfer. — Von Koſchat werden Sie wohl das meiſte kennen, nicht wahr?“

Die wohlklingende tiefe Stimme, noch mehr der höfliche Ton des Mannes thaten Matthias unendlich wohl. Er trat ſo raſch zu dem Profeſſor, als wolle er ſich zu ihm flüchten, ſich in ſeinen Schutz begeben.

„Von Koſchat kenn' ich alles,“ antwortete er.

Der Profeſſor ſchlug aufs Geratewohl das Heft auf, und Moosdörfer ſang.

Es ging ihm wie das erſte Mal: im Anfange wurde ihm ordentlich heiß vor Aerger über ſich ſelbſt, ſo unſicher kam er ſich vor, ſo umflort und matt klang ihm die eigene Stimme ins Ohr. Je länger er aber ſang, deſto leichter und freier wurde ihm zu Mut. Er vergaß alles um ſich her, er vergaß ſich ſelbſt. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — alles ſank ihm dahin in undeutlichem Nebel. Er war nichts mehr als ein muſikaliſches Inſtrument, das Töne hinausſchmetterte und unter der Kraft und dem Wohlklang dieſer ſeiner eigenen Töne wollüſtig erbebte . . .

Auf einmal ſtörte ihn, fehlte ihm etwas. Er ſang ein paar Töne weiter, ehe es ihm zum Bewußtſein kam, daß die Begleitung aufgehört hatte, und erſchrocken abbrach.

Er ſah verwirrt und verwundert den grauhaarigen Profeſſor an. Da erſt wurde er gewahr, daß der ihm beide Hände hinſtreckte. Zögernd legte er die ſeinigen hinein.

„Ich beglückwünſche Sie!“ rief Riedel-Steinfels mit ſtarker Stimme im Tone ehrlicher Bewunderung. „Einen Tenor haben Sie, wie . . . da giebt es überhaupt keinen Vergleich! — Sagen Sie einmal, Herr Moosdörfer, kennen Sie die Noten?“

„Ich ſpiel' ja die Zither,“ antwortete der junge Mann beſcheiden.

Der Profeſſor ſah ihn intereſſiert an. „So? — Stimmen Sie Ihr Inſtrument auch ſelbſt?“

„Jawohl.“

„Dann müſſen Sie ja ein ſehr gutes muſikaliſches Gehör haben?“

„Ich glaub' wohl.“

Der Mann mit den Künſtlerlocken wandte ſich auf dem Klavierſeſſel um und tauſchte mit dem des Haarfärbens verdächtigen Herrn, der neben Frau Bothe auf dem Diwan ſaß, einen ſehr beredten Blick. Dann bückte er ſich und nahm von einem Stapel Muſikalien, der neben dem Klavier auf der Erde lag, ein Heft in blauem, goldgepreßtem Deckel auf.

„Von Schubert kennen Sie wohl nichts?“ fragte er Matthias.

„Nein.“

„Na, dann hören Sie 'mal zu!“

Der Profeſſor warf das Koſchat-Album zur Seite und ſtellte das blaue Heft dafür auf das Notenpult. Matthias bemerkte mit höchlicher Verwunderung, daß die Hände des alten Herrn vor Aufregung zitterten, während ſie die Seiten wandten.

„Warum is der nur ſo aufg'regt?“ fragte ſich der Burſch.

Indeſſen hatte Riedel-Steinfels das Lied, das er ſuchte, gefunden. „Hören Sie gut zu!“ wiederholte er eifrig. „Und leſen Sie den Text mit, im ſtillen natürlich. Gute Augen haben Sie ja wohl?“

„Ja.“

„Alſo ſchön! Treten Sie da hinter mich.“

Matthias gehorchte und las über die Schulter des Spielenden weg die Worte des Liedes:

„Ich hört' ein Bächlein rauſchen
Wohl aus dem Felſenquell,
Hinab zum Thale rauſchen,
So friſch und wunderhell . . .“

Friſch und wunderhell — das war auch die Weiſe des Liedes, welche die rechte Hand des Meiſters ſpielte. Dieſes Hüpfen und Tänzeln und rüſtige Vorwärtsſchreiten! Es war, wie wenn ein junges Blut durch den frühlingsſonnengoldnen Wald auf ſeiner erſten Wanderfahrt dahinzieht und hinter jedem Haſelbuſch eine gute Fee zu ſehen meint, die nur auf ihn wartet, auf den jungen, luſtigen Wanderburſchen, um ihm das Glück zu ſchenken, das große, jauchzende, ſüße, wunderhelle Glück. Und die Töne, die unter der linken Hand des Spielers klingend emporſtoben, dieſe wiegenden, perlenden, gluckenden, rauſchenden Töne, die gemahnten Matthias an das Rauſchen und Plätſchern des Waldbachs. So war es wohl auch gemeint, denn in den Worten war ja von einem Bächlein die Rede, das zu Thale rauſchte.

Als das Spiel geendet hatte, rief Moosdörfer ganz hingeriſſen: „Is das aber wunderſchön!“

Das graue Lockenhaupt nickte freundlich. „Das will ich glauben. Der das gemacht hat, Franz Schubert, war übrigens ein Landsmann von Ihnen, ein Oeſterreicher. — So, jetzt verſuchen Sie mal, das Lied zu ſingen, ohne daß ich die Melodie mitſpiele. Wenn Sie mal ſtolpern, brauchen Sie ſich nicht zu kränken. Die wunderſchöne Muſik dieſes Herrn hat's manchmal in ſich, auch für geſchulte Sänger.“

Daß das ſtimmte, merkte der Burſch, ſobald er zu

ſingen begann. Das Klavier bot ihm nicht den geringſten Anhalt. In dem, was der Profeſſor ſpielte, hüpfte und rann und murmelte der Bach, ohne ſich um den Müllerburſchen zu kümmern, der an ſeinem Ufer dahinwanderte und in das Wellenlied hinein ſein hoffnungbewegtes Menſchenlied ſang. Aber Matthias hatte die Weiſe, die er zuvor zum erſtenmal in ſeinem Leben gehört hatte, feſt im Ohre behalten. Der Anblick der ſchwarzen Notenköpfe half ihm weiter, bei beſonders ſchwierigen Uebergängen ſchlug auch der Klavierſpieler einmal den entſcheidenden Ton an. So brachte er das ſchwierige Lied glücklich zu Ende. Er mußte es gut geſungen haben, denn die auf dem Sofa klatſchten lebhaft Beifall.

Der Profeſſor aber hatte noch immer nicht genug Muſik. Jetzt verfiel er auf ein gar wunderliches Stückchen. Er ſchlug einen einzelnen Ton an und ſagte zu Moosdörfer: „Singen Sie auf dieſen Ton ein a! Den Mund ordentlich öffnen dabei, vorher tief einatmen!“

Matthias ſang.

„So! — Jetzt ſingen Sie von dieſem Ton an die Tonleiter hinauf, ſo hoch es geht, recht ruhig. Ich werde Sie begleiten.“

Der Profeſſor ſchlug Akkorde an, und Matthias ſang die Tonleiter. Höher und höher ſtieg ſeine Stimme empor. Er ſelber meinte ſchon am Ende zu ſein, aber die Begleitung hörte nicht auf. So verſuchte er noch einen Ton, noch zwei, und ſiehe da, zu ſeiner eigenen Ueberraſchung gelangen ſie.

Dann ſanken die begleitenden Akkorde mählich wieder zur Tiefe hinab, und Matthias folgte ihnen mit der Stimme. An dem Tone, von dem die Uebung ausgegangen war, ging's vorbei und noch acht, neun, zehn Tonſtufen nach unten.

Auf einmal riß der Profeſſor die Hände von den

Taſten zurück und ſprang ſo heftig auf, daß ſeine grauen Locken wogten, als ginge ein Luftzug durch das Zimmer.

„Großartig!“ rief er. „Umfang, Stärke, Klangfarbe, Gehör — — Herr da Mara, in einem Jahr hab' ich ihn ſo weit, in einem Jahr!“

Der kleine, klapperige Herr in dem Londoner Anzug ſtand auf, kam mit kurzen Schritten an Matthias heran, der nicht wußte, was das alles bedeuten ſolle, muſterte ihn noch einmal von oben bis unten durch ſein Augenglas und fragte dann kurz: „Wollen Sie Opernſänger werden? — Ich laſſe Sie ausbilden, auf meine Koſten.“

Der junge Menſch griff mit beiden Händen in die Luft, als verſinke er in Waſſer und haſche nach einem überhängenden Aſt, an dem er ſich feſthalten könne.

„Opernſänger?!“ ſtammelte er. „Sie wollen mich ausbilden laſſen? — Ja, wie . . . wie kommen S' denn dazu?“

Der Schwarze lächelte. „Das iſt mein Geſchäft. Ich bin nämlich Theateragent und Impreſario. Natürlich würde ich mir für ſpäter gewiſſe Vorteile kontraktlich ſicherſtellen. Alſo wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

Matthias war es, als drehe ſich mit ihm alles im Kreiſe. Hilfeſuchend ſah er zu Frau Bothe hinüber, als wolle er in ihren Zügen leſen, ob man hier einen ſchlechten Scherz mit ihm treibe.

Die ſchöne Frau nickte und lächelte ihm ermutigend zu. Es war alſo doch wohl alles richtig.

„Ja, da . . . da muß ich wohl erſt . . . erſt meinen Vormund fragen,“ ſtammelte Matthias endlich.

Der Schwarze ſah ihn höchſt intereſſiert an. „Ihren Vormund? — Sie haben noch einen Vormund? — Wie alt ſind Sie denn?“

„Dreiundzwanzig.“

„Deſto beſſer, deſto beſſer!“ Da Mara nickte höchlich

befriedigt. „Fragen Sie alſo. Und ſchicken Sie mir den Mann noch heute nachmittag her. Am Abend fahre ich zurück nach Berlin.“

Er trat zu dem Geſangsprofeſſor, mit dem er halblaut eifrig zu reden begann. Auf Matthias kam nun Frau Kitty zu und drückte ihm beide Hände. Es war ein inniger, feſter Druck, ihre ſchlanken, kühlen Finger ſchmiegten ſich dabei wie liebkoſend an die des jungen Mannes.

„Ich gratuliere von ganzem Herzen!“ ſagte ſie mit ihrer wohllautenden, einſchmeichelnden Stimme, die vielleicht mehr Macht über Moosdörfer hatte, als ihre ſämtlichen übrigen Vorzüge zuſammengenommen. „Sie ſehen, es war für Sie zum Heil, daß Sie neulich im Stadtpark von der Ihnen ganz unbekannten Berlinerin ſo ohne Umſtände angeſprochen wurden. Uebrigens haben Sie eine Stimme, wie es keine zweite in der Welt geben wird, ſobald Sie ein bißchen ausgebildet ſind. Ich habe das ſofort gehört, meinem Urteil aber nicht recht getraut. Jetzt, da ſich der Profeſſor ſo begeiſtert gezeigt hat, bin ich meiner Sache ſicher. Wenn der lobt, kann man ſich darauf verlaſſen. Er iſt ein berühmter Grobian.“

„Gnädige Frau . . .“ begann Matthias ſtockend. Er wollte ſich bei ihr bedanken. Aber der Anblick ihres weißen Geſichts mit den großen, ſo eigentümlich glänzenden Augen und den kirſchroten, lächelnden Lippen machte ihn ſo verwirrt, daß der Faden ſeiner Rede abriß. Da er ſich nicht anders zu helfen wußte, neigte er ſich ein wenig ungeſchickt über ihre Rechte, die noch immer in der ſeinen ruhte, und küßte ſie.

Die ſchmale, weiße Hand antwortete mit einem kräftigen Druck auf Moosdörfers Finger, die ſie umſchloſſen hielt, und zog ſich dann langſam zurück, ſo langſam, als thäte ihr der Rückzug leid.

„Und nun gehen Sie, beſter Herr Moosdörfer," ſagte die ſchöne Frau. „Ihre Leute werden Sie erwarten. Auch ſoll ja Ihr Vormund möglichſt bald kommen. Benutzen Sie alſo meinen Wagen, der noch unten ſtehen muß."

Matthias verbeugte ſich vor da Mara, ließ ſich von Riedel-Steinfels die Hände faſt zerdrücken und eine Menge Schmeichelhaftes ſagen, das dem lebhaften Mann nur ſo von den Lippen ſprudelte, dann war er auf einmal draußen auf dem Flur und taumelte die breite Treppe hinunter wie ein Trunkener oder ein Fieberkranker.

Nach Hauſe! — Nur nach Hauſe! — Seinen Lieben das Unerhörte erzählen, Pepi, Weinzierl, der alten Frau Meiſterin!

Als wäre er's nicht anders gewohnt, ſprang er in den vor dem Hotel haltenden Wagen, rief dem Kutſcher zu, wohin er fahren ſollte, und ließ ſich in die Kiſſen des Sitzes fallen.

Frau Weinzierl und ihre beiden Töchter ſtanden in der Werkſtätte, in der die Männer eben die Arbeit aus der Hand gelegt hatten, um zum Eſſen zu gehen. Kubik hörte mit ſauertöpfiſcher Miene zu, wie die anderen von der ausbündigen Ehre redeten, die Matthias zu teil geworden war. Er ärgerte ſich offenbar zum Platzen.

Das Geräuſch eines Wagens, der vor dem Hauſe hielt, ließ ihn aus dem Fenſter blicken. Gleich darauf rief er höhniſch: „Die Ehr' is ihm aber in 'n Kopf g'ſtiegen oder in die Füß' g'fahren, dem Herrn Matthias. Da kommt er gar in einer Equipag'!"

Auch die anderen hatten geſehen, wer da draußen aus dem eleganten Gefährt ſprang. Pepi ſchrie erſchrocken auf, ihre Eltern ſahen einander groß an, alle dachten an ein Unglück, das geſchehen ſein müſſe.

Da flog die gewaltſam aufgeſtoßene Thür gegen die Wand, daß der Kalk leiſe rieſelnd herabfiel. Auf der

Schwelle ſtand Matthias und ſtotterte mühſam die Worte hervor: „Pepi ... Maſter ... Theaterleut' waren dort. — Der eine hat g'ſagt, i hätt' ein'n Tenor, wie's gar kein'n mehr giebt auf dere Welt ... der andere will mi' ausbilden laſſen ... auf ſeine Koſten ... Opernſänger ſoll i wer'n."

„Herrgott im Himmel!" — „So was!" — „Is's denn mögli'?" — „Dadrum alſo is die ſo freundli' g'weſen zum Matthias!"

Während die Familie in ſolchen wirr durcheinander klingenden Ausrufen ihrem Erſtaunen Luft machte, drängte ſich neben Matthias vorbei einer zur Thür hinaus und ſtieß den aufgeregten Burſchen dabei unſanft an.

„Platz da, Herr Opernſänger!" knurrte Kubik giftig. „Eſſen will i geh'n! — I bin freili' nur ein ordinärer Schneiderg'ſell, aber weg'n Euer Gnaden z' ſpat zum Eſſen kommen, das thu' i do' nit."

Fünftes Kapitel.

Für die arme Pepi war die Alarmnachricht, mit der Matthias nach Hauſe gekommen war, ein untrügliches Zeichen, daß ihre ſchlimmſten Befürchtungen zur Wahrheit werden ſollten. Sie, jene andere, wollte ihr ihren Liebſten alſo fortnehmen, fort nach Berlin!

Die Hauptſtadt des Deutſchen Reiches kam dem Grazer Bürgerkinde, das in ſeinem Leben noch nicht weiter von der Vaterſtadt fort geweſen war als etwa bis nach Mariagrün, ſo weltenfern vor wie etwa Peking. Sie wußte ja wohl von ihrer Schulzeit her, daß Peking an hundertmal weiter von Graz lag als Berlin, aber das war bloß verſtandesmäßiges Wiſſen. Für ihr Gefühl war das eine wie das andere gleich unerreichbar

fern. Wer dort war, war eben nicht mehr da. Dazu war mit dem Gedanken an Berlin die Vorstellung von etwas unendlich Großartigem, aber zugleich über alle Maßen Sündhaftem für ihre Phantasie verknüpft. Was erzählten die Zeitungen nicht für Greuel, die sich in dieser großen, großen Stadt zutrugen. Berlin war für Pepi Weinzierl der richtige Vorhof der Hölle.

Und da sollte ihr geliebter Matthias hin, in diesem Sündenpfuhl sollte er versinken . . .!

Im ersten Augenblick hatte das verzweifelte Mädchen einer leisen Hoffnung Raum gegeben, daß der Vater, der doch Matthias' Vormund war, das nicht zugeben würde. Diese Hoffnung zerflatterte aber vor den ersten Worten, die Meister Weinzierl zu der Sache äußerte.

Der wunderliche alte Herr hatte erst den Kopf geschüttelt über die Neuigkeit, heftig an seiner Brille gerückt, wieder den Kopf geschüttelt und dazwischen seinem Erstaunen in allerlei Ausrufen Luft gemacht. Dann hatte er aber auf einmal seinen Standpunkt zu der Sache gefunden.

Wieder sollte, wie einst durch Rosegger, das bespöttelte und gering geschätzte Handwerk der Schneiderei zu Ehren kommen, indem eine Größe aus ihm hervorging, vor der die Witzbolde kleinlaut schweigen mußten. Und aus seiner, des Meisters Joseph Weinzierl nächster Nähe, aus seiner Werkstatt sollte dem Stande dieses Heil kommen! Das alte Geschäft kam ja nun freilich in ganz fremde Hände, da Matthias ein Künstler wurde, aber das wurde doch zwanzigmal aufgewogen durch die Aussicht, daß ein ehemaliger Schneidergeselle vor Kaisern und Königen singen sollte. Der wunderliche Mann war so begeistert davon, daß es die größte Mühe kostete, ihn an den Eßtisch heranzukriegen, damit er sich stärke, bevor er sich anzog und Herrn da Mara im Hotel seinen Besuch machte.

Bei Tiſche ſprach er natürlich immerzu von Matthias' glänzender Zukunft. Er las ſeine Zeitung jeden Morgen mit vieler Sorgfalt, und da er, abgeſehen von ſeinen Schrullen, einen ſcharfen Verſtand hatte, ſo hatte er ſich aus der Zeitungsleſerei ein ziemlich zutreffendes Bild von allen möglichen Dingen gemacht, von denen ſo leicht kein zweiter Handwerker in Graz etwas wiſſen mochte. Er wußte daher auch ganz genau, wie ein hervorragender Operntenor draußen in der Welt gefeiert wurde, wie ihm das Gold in Strömen zufloß, und die allerbeſte Geſellſchaft, bis hinauf in die nächſte Nähe der gekrönten Häupter, nach der Ehre geizte, ihn bei ihren feſtlichen Veranſtaltungen unter den Gäſten zu haben.

Matthias hörte dieſen farbenreichen Schilderungen ſeiner Zukunft träumeriſch zu, ohne viel zu antworten. Erſt als Karl, der wie immer am Tiſche des Lehrherrn mitaß, das Zimmer für eine kleine Weile verließ, that er den Mund auf. „Aber jetzt, Meiſter, wo i ſo weit fort ſoll, und für ſo lang, da wer'n S' do' nix mehr dagegen haben, daß die Pepi und i uns erſt regelrecht verloben, nit wahr?"

Das junge Mädchen wäre dem Burſchen am liebſten über den Tiſch weg um den Hals gefallen vor Freude. Als ſie aber die Antwort ihres Vaters hörte, ließ ſie traurig das Köpfchen hängen.

Meiſter Weinzierl ſchüttelte nämlich das Roſeggerhaupt ſehr energiſch und ſagte: „Keine Spur! — Jetzt erſt recht nit! — Ich glaub', die großen Künſtler verloben ſich überhaupt nit. Wenigſtens lieſt man nie im Blattel, daß ſi' der und der berühmte Sänger oder Schauſpieler verlobt hat. Die heiraten auf einmal, ohne daß früher a Menſch a Idee hat. — Und dann: Seid's ihr zwei am End' deswegen älter und g'ſcheiter, weil du jetzt nach Berlin gehſt, Matthias? — Im Gegenteil! Du wenigſtens

biſt heut jünger als jemals. Denn früher warſt d' ein Schneiderg'ſell, die Lehrzeit haſt hinter dir g'habt. Von heut an aber biſt wieder ein Lehrbub' oder, wenn's dir feiner klingt, ein Student. Das ſchlagt's euch nur aus'm Kopf, Kinder! — Erſt mußt deine Sach' ordentlich lernen, Matthias, und eine Stellung haben in der Welt, dann kannſt ans Heirat'n denken."

Dieſer Beſcheid war nicht bloß dem jungen Paare äußerſt unerwünſcht, auch Frau Weinzierl und Marie ſuchten den Vater umzuſtimmen. Die junge Frau trat für ſofortige öffentliche Verlobung der beiden beſonders lebhaft ein. Es klang beinahe, als verfechte ſie ihre eigene Sache.

Der Meiſter blieb aber mit zäher Hartnäckigkeit bei ſeinem Sinne. Er beendete das Geſpräch bald, indem er ſich vom Tiſche erhob. „I muß mi' jetzt anzieh'n," ſagte er. „Soll halt der Kubik mit'm Karl allein anfangen, bis i z'ruckkomm', denn daß der Matthias heut keine Geduld zu der Arbeit haben wird, das is klar."

Er zwinkerte dabei ſo ſchlau hinter der Brille, daß Pepi und ihr Liebſter ſofort verſtanden, was er meinte. Der Nachmittag ſollte alſo ihnen gehören! Das war doch wenigſtens etwas, ein kleiner Troſt. Sie zogen ſich auch raſch zurück und wanderten über den Hof in den Garten.

Frau Weinzierl folgte ihrem Gatten in das gemeinſame Schlafzimmer, um ihm bei ſeinem Anzug zu helfen. Dabei begann ſie neuerdings von Matthias und Pepi zu reden.

„I verſteh' di' nit, Vatter," ſagte ſie, während Weinzierl, der ſich eben gewaſchen hatte, ſich pruſtend das Geſicht mit dem Handtuch bearbeitete. „Warum biſt du ſo gegen die Verlobung? Denk do' an unſer arm's Madel! Für d' Pepi wär's do' a rechter Troſt, wann

ſ' wenigſtens wüßt', daß ſ' ſeine richtige Braut is, jetzt, wo er fort muß."

Weinzierl ſchüttelte mit wehmütiger Miene das Haupt. „Der Troſt kunnt' ihr ſpäter teuer z' ſtehn kommen. Wenn eine heimliche Verlobung z'rückgeht, giebt's wenigſtens nit ſo viel Tratſch . . ."

Die alte Frau mußte ſich an der Kante des Waſchtiſches feſthalten, um nicht umzuſinken vor Schrecken. „Vatter!" ſtieß ſie entſetzt hervor. „An ſo was denkſt du? Und da biſt du no' ſelber dafür, daß er geht? Da haltſt 'n nit z'ruck?"

Der Mann, der ſich gerade den Kragen an das friſche Hemd knöpfte, das er angezogen hatte, ſah ſie groß an. „Aber Mutter! Soll i mi' ſein'm Glück in 'n Weg ſtell'n, wegen meiner Tochter? I bin do' ſein Vormund. Da thät' i mi' doch gegen meine beſchworene Pflicht vergehen."

Frau Weinzierl hörte aber nicht auf dieſen Einwand. Sie bemühte ſich vielmehr, ſich ſelber die Möglichkeit auszureden, daß ihrem Kinde ſo Schlimmes bevorſtehen könnte. „Nein, nein, nein!" ſagte ſie in ein wenig kläglichem Tone. „So is er nit, der Matthias! Solang er bloß ein Handwerksg'ſell war, wär ſ' ihm gut g'nug g'weſen, d' Pepi, und jetzt'n auf amal nit? Da wär' er ja ein ganz ſchlechter, niederträchtiger Kerl!"

Der Mann ſah ſie mißbilligend an. „Wie ungerecht du biſt, Mutter!" ſagte er unzufrieden. „I ſag' ja nit, daß die Sach' zurückgeh'n muß. Aber wann's ſo kommen thät', ſo dürften wir deswegen auf den Matthias nit ſchimpfen. Er is ſo jung! Wenn ſ' ihm draußen in der Welt den Kopf verdrehn, ſo muß er deswegen no' nit ſchlecht ſein. Und dann vor allem anderen: die Pepi paßt ja heut gar nit mehr zu ihm. So leid mir's Madel thut, ſo muß i das ſagen."

„So?" antwortete die alte Frau aufgebracht. „Warum denn? — Weil er auf'm Theater ſingen wird? — Du thuſt ja grad, als wann er ein Baron oder ein Graf wer'n ſollt', der Matthias."

„Ein berühmter Künſtler is mehr als a Graf!" erwiderte Weinzierl weihevoll. „Er kann ſich's ſogar erlauben, ein einfach's Mädel z' heiraten und zu ſagen: Die is jetzt meine Frau, und wem's nit paßt, der kann's bleiben laſſen. Keiner wird ſi' auflehnen dagegen."

„Na alſo!" rief die Frau.

„Jawohl," bekräftigte der Meiſter ſeine Rede. „Aber dazu muß die Lieb' groß und echt ſein. Ob's die vom Matthias is? — Jetzt'n is das Probejahr no' viel notwendiger als früher. Kommt er nach dem Jahr zu mir, wie er vor drei Tagen 'kommen is, ſo wer' i ihm mit Stolz und Freuden mei' Kind geben. Kommt er nit, ſo müſſen wir uns mit dem Gedanken tröſten, daß 's ſo viel beſſer is, als wann er die Pepi g'heirat't hätt', aus Pflicht und Schuldigkeit, weil er verlobt war mit ihr und ſie der Rederei von die Leut' nit hat ausſetzen wollen. Eine zurück'gangene Liebſchaft is beſſer wie eine unglückliche Eh'."

So ſehr die ganze Sache der alten Frau wider das Gemüt ging, ſo fand ſie gegen dieſe Rede ihres Gatten doch nichts Rechtes einzuwenden. Mit betrübter Miene leiſtete ſie ihm den nötigen Beiſtand, bis er fix und fertig angekleidet vor ihr ſtand und in ſeinem ſchwarzen Rocke, den blankgebürſteten Cylinderhut auf dem Kopfe, das von Matthias geſchenkte Pfefferrohr mit dem altſilbernen Knopf in der Hand, einen äußerſt ſtattlichen und anſehnlichen Eindruck machte.

Der alte Mann reichte ſeiner treuen Lebensgefährtin, deren Kummer ihm ſichtlich zu Herzen ging, die Hand.

„Kopf hoch, Mutter!" ſagte er tröſtend. „An 'n

lieben Herrgotten muß m'r immer denken, und in ſo einer Sach', in der ſein Finger ſo deutlich ſichtbar is, erſt recht. Wie er's fügt, ſo wird's kommen, um kein Haarl-Haar anders. Der Menſch aber muß grad darum ſeine Schuldigkeit thun, ohne ſich 'n Kopf z' zerbrechen drüber, ob's ihm ſelber zum Schaden oder zum Nutzen ausgeht. — Und ſo mach' i mi' halt jetzt auf mein'n Gang. B'hüt di' Gott, Mutter! Und ſuch die kleine Miezl auf. So ein herzig's Kinderg'ſichterl is 's beſte gegen unnütze Sorgen."

Feſten Schrittes verließ der alte Mann das Zimmer.

(Fortſetzung folgt.)

Unsere Johanne.

Eine Weihnachtsgeschichte für Hausfrauen. Von L. Eysell-Kilburger.

Mit Illustrationen von Georg Schöbel.

(Nachdruck verboten.)

Es wird doch nichts weiter übrig bleiben, als daß ich ihr zu Neujahr kündige. — Nein, rede nicht dazwischen, Viktor! Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß es nie gut thut, ein Mädchen länger als drei Jahre im Hause zu haben."

„Das sehe ich aber wirklich nicht ein," murmelte mein Gatte, „es giebt doch Dienstmädchen, die fünfundzwanzig Jahre und länger in einer Stellung sind, die sogar eine Verdienstmedaille für ihre Leistungen erhalten, und der Haushalt hat sich dabei ganz gut befunden. Du warst doch sonst zufrieden mit Johanne —"

„Das wohl — wenigstens früher. Aber in der letzten Zeit wird sie mir „zu — groß". Das kann so nicht weitergehen." Dabei schob ich meinen Mann, der auf dem Sofa saß und rauchte — er raucht leider immer — zur Seite, setzte mich neben ihn und begann, mit jenem schönen Fluß der Rede, der uns Frauen immer

zur Verfügung ſteht, wenn wir über unſere Dienſtmädchen ſprechen, ihm auseinanderzuſetzen, wieſo Johanne mir „zu groß“ geworden ſei, und weshalb es rätlich erſcheine,

mich von ihr zu trennen. Keine großen Sünden, bewahre! Aber dieſe ewigen Eigenmächtigkeiten, dieſes Beſſerwiſſen, die Sucht, meine Anordnungen zu kritiſieren, dieſe höchſt unbequeme Fülle von Weisheit, dieſes Räſonnieren, wenn ſie die Thür hinter ſich zugemacht hatte!

Digitized by Google

Ich konnte mir das unmöglich länger bieten laſſen, denn Johanne war ſozuſagen mein Werk, mein Geſchöpf. Vor etwas über zwei Jahren war ſie zu mir nach Berlin gezogen, auf die Empfehlung eines befreundeten Landpfarrers hin — ein ungeſchliffener Edelſtein vom Lande. Ganz jung war ſie freilich auch damals nicht mehr, dafür aber von einer rührenden Unbehilflichkeit und Unwiſſenheit in den alltäglichſten Dingen. Um ſich überhaupt mit ihr zu verſtändigen, war es notwendig, meinen Vokabelſchatz ungefähr auf die Hälfte zu reduzieren und nur mit dem gangbarſten Material zu arbeiten. Stanniol, Mondamin, Vanille, Sardellen, Sardinen — alles waren ihr unbekannte Begriffe. Sie kannte weder die Namen der Gewürze noch die Bezeichnungen der einzelnen Fleiſchteile des Rindes, Hammels oder Schweines, und wenn man es je einmal vergaß, auf dieſen Bildungsmangel Rückſicht zu nehmen, ſchlankweg von Nelkenpfeffer und Lorbeerblättern zu ſprechen ohne eine erläuternde Beſchreibung wie: „das ſind nämlich die grünen langen Blätter, die ſo ſtark riechen, da unten in dem Käſtchen rechts“ — ſo ſtand ſie mit in die Seite geſtemmten Armen und weit aufgeriſſenen Augen ſo jämmerlich hilflos da, als habe man griechiſch mit ihr geredet.

Dieſes Naturkind hatte ich nun inzwiſchen gebildet, erzogen. Mein Verdienſt war es, daß das ſpröde Material allmählich geſchmeidig wurde. Mit nimmermüder Geduld arbeitete ich an Johannens Ausbildung, langſam ſchliff ich eine kleine Ecke nach der anderen ab, bildete ich alle verborgenen edlen Fähigkeiten in ihr aus.

Und nach und nach verloren ſich auch ihre Unmanieren. Die ſtändig in die Seite geſtemmten Arme ſanken anmutig herab, ihr heftiges Luftholen ſänftigte ſich zu einem ruhigen Atmen, ſie nannte mich nicht mehr „Mo-

damme" und erwiderte nicht mehr auf jedes Geheiß mit einem zuſtimmenden „Schöneken".

Das war Johanne in ihrer beſten Zeit. Aber der Drang nach Vervollkommnung, den ich geweckt, ließ ſich nicht nach meinem Belieben eindämmen; er wuchs und wuchs, und mit ihm wuchs Johanne ſelbſt mir über den Kopf.

So weit war es nun gekommen!

Ich hatte meinem Gatten viel zu erzählen. Die Worte floſſen mir nur ſo von den Lippen. Ein kleiner Zug reihte ſich an den anderen, bis ſchließlich das Bild eines ganz unerträglichen Geſchöpfes plaſtiſch daſtand, das man unmöglich noch länger um ſich dulden konnte.

„So mache wenigſtens vor Weihnachten keine Scene, das wäre unangenehm, da auch Hans in die Ferien kommt," ſagte mein Mann und ſtieß als Zeichen großer Gemütsbewegung verdoppelte Rauchwolken aus.

„Wie werde ich denn! Du hörſt ja doch, daß ich von Neujahr ſpreche. Zu Neujahr wird ihr gekündigt, und zum erſten April zieht ſie," erwiderte ich gereizt. Ach, ich war leider jetzt häufig gereizt, dahin hatte es der ewige kleine Aerger gebracht.

Neujahr alſo ſollte gekündigt werden!

Aber es kam anders.

Es war am Tage vor Heiligabend, und wir ſteckten tief in den Feſtvorbereitungen. Johanne hatte wacker geſchafft, aber ihre Laune war dabei ſo gallig wie möglich geweſen.

Heute abend ſollte der Weihnachtsbaum geſchmückt werden, wie jedes Jahr hatten wir ein paar gute Bekannte für dieſe Vorfeier eingeladen. Dieſe kleinen Geſellſchaften hatten förmlich ihren Ruf, es pflegte dabei immer ſehr munter herzugehen.

Eben war der Baum gebracht worden, ein Pracht-

exemplar, das mein Mann ſelbſt ausgeſucht hatte. Wir beide ſahen ihn bewundernd an, aber in Johanne regte ſich die Kritik: „Ne, das is aber auch was Rechtens — da oben ſieht er ja aus, als wenn die Mäuſe daran geknabbert hätten. — Was? Vier Mark hat der Herr Doktor für das Dings gegeben? Na, ſo was lebt nicht, den hätte ich für zweie gekauft. Und ſchief ſteht er auch.“

„Johanne,“ verwies ich kühl, „wir freuen uns über den Baum, Sie werden wohl auch damit zufrieden ſein können. Und wenn wir hier in die Mitte des Kreuzes ein Holzſpänchen einſchlagen, ſo wird er ſchon gerade ſtehen.“

„Das is es ja eben, mit das Kreuz! Wie kann ein Baum auf ſo 'n einfaches Kreuz überhaupt feſtſtehen? Unter 'nen Weihnachtsbaum gehört nun mal 'n anſtändiger Tiſch mit grüne Oelfarbe geſtrichen, und wenn man in 'nem chriſtlichen Haushalt iſt, ſo muß Moos auf dem Tiſch ſind und darauf die Krippe mit das Chriſtkindlein, und mit Ochs und Eſel. So gehört ſich's. Das hier iſt ja wie bei Heidenmenſchen. Da merkt ja kein Menſch nich, daß Weihnachten iſt.“

Dies wurde mir denn doch zu viel. „Johanne,“ ſagte ich, „Sie haben ſich in letzter Zeit einen Ton angewöhnt, der mir nicht paßt. Ich möchte Sie doch bitten, Ihre Meinung für ſich zu behalten und nicht beſtändig zu widerſprechen.“

„Na, da hört ſich ja alles auf, das wär' ja noch beſſer, daß einem hier noch der Mund verboten würde! Ja, das glaube ich, Tag für Tag die Schinderei bis man nich mehr zappeln kann, und wenn eins dann mal 'n Wort mitſprechen will, dann is das man ſchon zu ville! I du mein Gott, da war das bei meinen Paſtorsleuten doch anders — man merkt eben doch, was ein chriſtlicher Haushalt is!“

In Johanne regte sich die Kritik. (S. 73)

Dieser Zweifel an unserer unbestreitbaren Christlichkeit war das Tröpfchen, das den Becher zum Ueberlaufen brachte. „Ich will Ihrem Glück nicht im Wege stehen, meinetwegen können Sie wieder auf Ihr Dorf zurückgehen," sagte ich. „Ich kündige Ihnen hiermit, und zu Ostern ziehen Sie."

Eine kurze, schwüle Pause, in der ich mich nun doch geradezu wunderte, daß ich das, was ich so lange geplant, wirklich ausgeführt hatte.

Dann aber sagte Johanne unheimlich ruhig: „Na, wenn die Frau Doktor denn so sehr unzufrieden mit mir is, dann kann ich ja gleich gehen. Auf der Stelle ziehe ich dann."

„Das habe ich nicht gesagt, Johanne — gerade jetzt vor Weihnachten."

„Wenn die Frau Doktor so unzufrieden mit mir sind, daß Sie mir kündigen, so will ich gar kein Weihnachten. Nein, ich will nicht — das geht mir gegen die Ehre. Ich ziehe auf der Stelle."

Durch meinen Kopf schwirrte es: die Abendgesellschaft — morgen die Ankunft unseres Jungen — allerlei Weihnachtsvorbereitungen — fünf Oefen täglich zu heizen, denn das Thermometer zeigte acht Grad unter Null! Wo einen Ersatz finden?

Aber mein Mund sprach kühl: „Wie Sie wollen, Sie müssen ja wissen, was Sie thun."

Johanne zog wirklich. Aus ihrer Kammer wurde ein dumpfes Grollen hörbar, womit sie ihrem Herzen über die unwürdige Behandlung Luft machte, aber wie sie es gesagt, war sie in einer Stunde aus dem Hause. Nur ihren Koffer bat sie einstweilen da lassen zu dürfen, da sie nicht wisse, wohin damit.

In fliegender Eile brachte ich meine Wirtschaft in Stand und jagte dann zu einer Vermieterin. Schüchtern trat ich auf, ich hatte ja so wenig Erfahrung. Mein

Mädchen ſei plötzlich krank geworden, und auf der Stelle ſuche ich einen Erſatz, log ich.

Die Vermieterin ſah mir höhniſch ins Geſicht. „Ja, das ſagen alle, wenn's einen Krach gegeben hat! Dann ſind die Mä'chens immer krank geworden, das kennen wir ſchon. Erſatz? Jetzt ein Mädchen, drei Tage vor Weihnachten? Un womöglich noch was Ordentliches? Na, da kann die gnädige Frau ganz Berlin abſuchen, die Mä'chens wachſen hier nich auf dem Asphalt."

„Iſt gar nichts zu machen? Vielleicht eine Aushilfe? Eine Aufwärterin?" ſtotterte ich, mit einem inſtinktiven Griff nach meinem Portemonnaie.

„Na, eine Aufwärterin wäre vielleicht zu beſchaffen, aber auch nur bis Neujahr, dann geht ſie wieder in Dienſt. Ich werde mal nach einer telephonieren. Bis um Viere haben Sie dann Nachricht."

Dankend verabſchiedete ich mich.

Da klang es noch hinter mir her: „Na, nun geht die gnädige Frau natürlich jetzt zu einer anderen Vermieterin, weil hier nichts auf Lager is. Man kennt das ſchon von die Herrſchaften: immer von einer zu die andere."

In der That machte ich es ſo, aber das Reſultat war niederſchmetternd. Ueberall höhniſche Geſichter, überall der Hinweis: Aber jetzt vor Weihnachten, da wechſelt doch niemand!"

Gegen drei Uhr kam ich abgehetzt nach Hauſe. „Lieber Mann, wir müſſen im Reſtaurant eſſen, hier giebt es natürlich nichts."

Wohl der Frau, die einen guten Mann hat! Er ſchmollte nicht einmal, ſondern tröſtete mich ſogar, und bei gutem Eſſen belebte ſich meine Hoffnung wieder. „Man hört ja ſo viel von der Dienſtbotennot, aber ſage ſelbſt, Viktor, iſt dir je ein Fall vorgekommen, wo eine

Herrſchaft dauernd ohne Dienſtmädchen geblieben wäre? Nein, gewiß nicht. Geh du nur nach Hauſe und höre

aufs Telephon, ich will noch mal nach dem Geſinde-bureau gehen, von dem neulich geſprochen wurde, wo die Mädchen gleich zur Anſicht daſitzen."

Digitized by Google

„Na, da wird auch gerade etwas Vorzügliches da-ſitzen," brummte er nun doch.

„Pfui, du ſprichſt ſchon gerade wie eine Vermieterin und entmutigſt mich noch ganz," rief ich und griff nach meinen Handſchuhen.

Das große Vermietungsbureau war mir von einer Bekannten, die ſich häufig in Dienſtbotennöten befand, als eine Rettungsſtation geſchildert worden. Hier ſollten Mädchen jeder Art in verblüffender Menge aufgereiht ſitzen, Mädchen, die man ſofort mit ſich nehmen könne. „Der reine Sklavenmarkt!" hatte die Dame lachend ihre Schilderung geſchloſſen.

„Dich begrüß' ich in Ehrfurcht, prangende Halle,
Säulengetragenes, herrliches Dach!"

Ein mächtiger, ſehr hoher Raum, deſſen Decke rieſige Pfeiler ſtützten, an den Seiten lange Bänke und einzelne Stühle. Nahe beim Eingang ein Pult, an welchem zwei ſchwarzgekleidete Gentlemen in Ermangelung einer anderen Beſchäftigung Zeitungen laſen. Wie Kurgäſte in der Säulenhalle eines Brunnentempels promenierend eine Anzahl gelangweilte, in ſchwarze Gewänder mit weißen Samariterarmbinden gekleidete weibliche Geſtalten: die Angeſtellten des Bureaus, welche die Vermietungen vermitteln. Von den „Sklavinnen" aber, die immer hier harren ſollten, nicht die Spur. Ich ſtammelte einer der Samariterinnen mein Anliegen.

„Ich verſtehe, gnädige Frau — aber jetzt vor Weihnachten — Sie werden begreifen, daß das ſehr, ſehr ſchwierig iſt. Die beſſeren Mädchen ziehen es vor, bis zu Neujahr zu warten, als daß ſie eine Stellung annehmen, die gerade jetzt, ſo kurz vor dem Feſte, frei geworden iſt."

Das war ſehr höflich geſagt, aber die Spitze ſaß.

„So iſt kein einziges Mädchen — —? Man ſagte mir doch — —“ hauchte ich, tief gedemütigt.

„Eine iſt allerdings hier, die mit ihrer Herrſchaft Unglück gehabt hat, das arme Ding iſt aber ganz verſchüchtert“ — und mich um eine Säule herumführend, wies ſie auf eine zuſammengeſunkene dunkle Geſtalt, die dort einſam, wie auf einem Armſünderbänkchen daſaß. „Wenn gnädige Frau vielleicht —“

Da hob die Sünderin den Kopf, und unter einem verwegenen Veilchenhut, der ehemals der meine geweſen, erblickte ich ein von Thränen verquollenes und gerötetes Geſicht: Johanne!*)

Mich umwenden und das Weite ſuchen war eins. Als ſei ich einer großen Gefahr, einer Schmach entgangen, atmete ich vor dem gotiſchen Portale auf.

Erſt in der Pferdebahn kam ich ſo recht zum Bewußtſein. Welch eigentümlicher Zufall! Es ſcheint wirklich, als ob Johanne und ich die beiden einzigen, ganz unverträglichen Menſchen in ganz Berlin ſeien.

Wie das Wurm daſaß: wie Gretchen in der Kirche. Faſt könnte ſie einen trotz all ihrer Niederträchtigkeit jammern. Wenn ſie ſich nur nicht ſo undankbar und abſcheulich in der letzten Zeit benommen hätte, wie alle jene, denen es zu wohl wird. Was machten dagegen ihre paar guten Seiten aus, daß ſie keine ſilbernen Löffel ſtahl und keine Liebſchaften hatte! —

Zu Hauſe hieß es, ſich in die Arbeit ſtürzen, den Tiſch für zehn Perſonen decken und Karpfen kochen, in zwei Arten ſogar, mein „polniſcher Karpfen“ genoß förmlich eine Berühmtheit.

Dazu war das Thermometer von acht Grad unter Null auf zwölf geſunken, das Küchenfenſter war dick ver-

*) Siehe das Titelbild.

eiſt, der Karpfen gefroren. Gern hätte ich den Herd geheizt, wenn ich es nur verſtanden hätte, aber ich war nie in die Notwendigkeit gekommen und behalf mich auch jetzt lieber mit dem Gas.

Die antelephonierte Aufwärterin war natürlich nicht erſchienen.

Nachher ging es dann recht munter zu. Der Karpfen war trefflich geglückt, und vielleicht lag noch ein beſonderer Reiz darin, daß die Hausfrau ſelbſt die Schüſſeln herumreichte und die Teller wechſelte. Beim Ausſchmücken des Baumes gab es hellen Jubel: zwei junge Frauen hatten ſich Lametta ums Haar gewunden; ein befreundeter Maler wirkte, mit blauer Küchenſchürze angethan, ein paar große rote Glaskugeln über die Ohren gehängt, mit; ein Aſſeſſor ſaß da und bekleidete eine für das Portierskind beſtimmte Puppe mit Batiſthöschen und blauem Seidenkleid, und als mein Mann ſich an den Flügel ſetzte und das „Stille Nacht, heilige Nacht“ ſpielte, klang es ſo erhebend, als wenn es in der Welt eitel Friede und gar keine Dienſtbotenfrage gäbe.

Bis um Zwei in der Nacht dauerte der Zauber, es war wirklich außerordentlich hübſch geweſen.

Den Reſt der Nacht aber floh mich der Schlaf. Meinen Nerven war doch etwas viel zugemutet worden. Wenn ich es bis zu einem leiſen, unruhigen Halbſchlaf brachte, ſo huſchten Bilder durch mein Hirn, von dem, was anderen Tages — ach, und wer konnte wiſſen, wie viele anderen Tage vielleicht noch! — meiner warten würde: Stiefel, die zu putzen, Geſchirr, das zu ſpülen, Eſſen, das gekocht, Oefen, die beſorgt werden mußten.

Für die geſtrige Aufwäſche und für das Heizen der Oefen war die Portiersfrau zu gewinnen geweſen, weitere Dienſtleiſtungen hatte ſie energiſch abgelehnt: „Aber gnädige Frau — jetzt vor Weihnachten!“

Ich ſchaffte für drei. Früher war es mir doch nie zum Bewußtſein gekommen, welche Verwüſtungen in den Stuben ſelbſt eine ſo kleine Geſellſchaft verurſachte. Und überhaupt: ſolche Wirtſchaft war doch kein Spaß, ſie war ein kunſtvoller Mechanismus, der ſich aus tauſend Kleinigkeiten zuſammenſetzte, wenn er richtig funktionieren ſollte. Eigentlich hatte ich es bisher doch ziemlich bequem gehabt, Johanne hatte ſich mehr, als ich es geſchätzt, eingearbeitet. Faſt gedachte ich ihrer mit Rührung, als ich begann, die Weihnachtsbeſcherung im Salon aufzubauen, und mir dabei die für ſie beſtimmten Geſchenke in die Hand fielen, das dunkelgrüne Cheviotkleid, die Tiſchtücher und Bettbezüge, die den Stamm für ihre künftige Ausſteuer bilden ſollten. Ob ſie nun ſchon eine Stellung gefunden hatte? Jammervoll war es doch anzuſehen geweſen, wie ſie ſo als einziges Objekt auf dem ganzen Sklavenmarkt dageſeſſen hatte.

Nun rückte auch unſer Hans ein: „Muttchen, Muttchen, ſo habe ich mich noch nie auf die Ferien gefreut, nun mußt du aber auch immer für mich Zeit haben! Und ich habe einen rieſigen Hunger.“

Armer Junge! Dem rieſigen Hunger, den er, beiläufig geſagt, ſtets hat, kann ja abgeholfen werden, aber Zeit haben, ich!

Schon hatte ich wieder meinen Hut aufgeſtülpt und den dickſten Schleier umgebunden, denn die Kälte von zwölf Grad dauerte an.

„Muttchen, wo willſt du denn hin?“

„Ich muß mir ein Dienſtmädchen ſuchen, Johanne iſt nicht mehr hier, ich habe ſie plötzlich wegſchicken müſſen.“

Da fing der Junge bitterlich an zu weinen. „Aber Johanne gehört doch mal zu uns, ohne Johanne iſt das ja gar kein richtiges Weihnachten — auf Johanne habe

ich mich am meiſten gefreut, die macht mir immer die allerſchönſten Stullen zurecht."

„Tröſte dich nur, dafür ſpeiſeſt du heute mit Papa im Reſtaurant und darfſt dir ausſuchen, was du willſt. Ich kann gar nicht beſtimmen, wann ich zurückkomme."

Zu irgend einer Vermieterin wagte ich mich heute, am Heiligenabend, ſchon gar nicht mehr. Aber im „Lokalanzeiger" hatte ich die Anzeigen von drei ſtellenſuchenden Weſen entdeckt, eine „Stütze", ein „Mädchen, das kocht", ein „Mädchen von außerhalb".

Eine Stütze! Das war vielleicht das, was der Himmel mir in ſeiner Güte nach den Leiden von geſtern und heute als Erſatz beſchieden hatte. Und noch dazu wurde dieſe von ihrer früheren Herrſchaft empfohlen. Was machte es dagegen aus, daß ſie im Nordoſten am Landsberger Thore wohnte, ich im äußerſten Weſten in der Achenbachſtraße. Ein doppeltes Billet der Stadtbahn und eine einfache Droſchkenfahrt brachten mich an Ort und Stelle.

Wäre es nur nicht ſo bitter kalt geweſen! Ich fror bis auf die Knochen, mein Schleier war zu einer brettartig feſten Maſſe erſtarrt. Trotzdem zauberte ich das liebenswürdigſte Lächeln auf mein Geſicht, als ich befangen die Klingel zog.

Ein weibliches Weſen, lang und bleich wie eine Lotosblume, öffnete mir die Thür, das heißt vorſichtig nur halb, und fragte nach meinem Begehr. Müde und wie mit Anſtrengung träufelten die Worte von ihren Lippen. Als ſie vernommen, was mich herführte, wuchs ſie förmlich unter meinen Augen zu immer größerer Hoheit auf. Sie ſelbſt war die Stellenſuchende, jetzt aber natürlich längſt Verſagte. „Aber das Inſerat ſtand ja ſchon heute früh im Lokalanzeiger und jetzt iſt es" — ſie zog eine kleine goldene Uhr aus dem Gürtel — „gegen halb Vier, da war doch nicht mehr darauf zu rechnen, daß ich frei

ſein würde!“ Und nun kam — immer bei halb geöffneter Thür — die läſſige Aufzählung ihrer Umwerbungen: ſechs Poſtkarten, darunter zwei mit Rohrpoſt, ſeien eingelaufen, viermal ſei telephoniſch angefragt worden, drei Damen ſeien ſchon vor mir, lange vor mir ſelbſtverſtändlich, hier geweſen, und für die dritte, eine Offizierswitwe, habe ſie ſich nach längerer Ueberlegung entſchieden. Noch nicht ganz feſt zwar, aber ſie glaube doch, daß ſie zuſagen werde. Dann ein kleines Anziehen der Thür, das ſinnig andeutete, daß die Audienz zu Ende ſei.

Ich machte der Lotosblume meine ſchönſte Verbeugung und verſuchte eine Entſchuldigung der Störung, die aber durch das zuſchnappende Schloß abgeſchnitten wurde.

Nun zu dem „Mädchen, das kocht“. Dieſe Perle befand ſich in der Blücherſtraße, und eine Pferdebahn und eine Elektriſche waren nötig, ſie zu erreichen. Aber o weh, meinen Augen bot ſie ſich nicht dar, da ſie augenblicklich auf einem Vorſtellungsgange war. Ein altes Weib, welches das Mädchen zu bemuttern ſchien, bedeutete mir aber, mir nur wenig Hoffnung machen zu können, „denn in Ihre Jegend, Madamm, will kein Mädchen, da jiebt's ja nich mal Pferdebahn“ — ein Wahn, den ich der Alten mit keinem logiſchen Grunde auszureden vermochte.

Bei dem „Mädchen von außerhalb“ wurde ich vor der Thür mit ſchnödem Hohn abgewieſen: „Is ſchon weg. Da hätte die Dame früher aufſtehen müſſen. Was 'n brauchbares Mädchen is, geht ab wie die warmen Semmeln.“

Ich erinnere mich nicht, mich jemals in einem Zuſtande ähnlicher Niedergeſchlagenheit befunden zu haben, wie nach dieſen Mißerfolgen. Meine Kniee zitterten, meine Nerven waren dermaßen herunter, daß ich nur

mit aller Mühe die Thränen zurückhielt. Alle die Arbeiten und kleinen Unbequemlichkeiten, die mir bevorſtanden, vergrößerten ſich ins Unberechenbare. Ich maß ſie gegen meine Kräfte, und ich war ſicher, daß dieſe dabei unterliegen müßten. Krank würde ich werden, ſo ſehr ich mich auch dagegen ſträuben würde — und dann mein Haushalt, mein guter, geduldiger Mann, mein armer Junge, der ſich ſo auf die Ferien gefreut hat, und darauf, daß Mama immer Zeit für ihn haben würde!

Es begann ſchon zu dunkeln. Noch eine Stunde und überall würden die Weihnachtsbäume aufflammen — auch bei mir mußte es ſo ſein, und ich war unterwegs in dem ſchrecklichen, dem demütigenden Suchen! Fürwahr, unter allen Weihnachtstragödien, die geſchrieben worden waren, hatte man eine vergeſſen: den Weihnachtsabend ohne Dienſtmädchen.

Alle Quellen waren erſchöpft, es ſtand feſt, ganz Berlin bot für mich keine einzige Magd.

Aber ich wollte mich nicht ergeben. Ob ich zum zweitenmal den Verſuch mit dem berühmten Vermietungsbureau machte? Vielleicht hatte ich heute mehr Glück. Ganz aus der Luft gegriffen konnten doch die Schilderungen meiner Freundin nicht ſein.

Der Gedanke belebte mich neu. Ich ſprang aus der Pferdebahn und in eine andere, die nach der entgegengeſetzten Richtung fuhr.

Und wieder betrat ich klopfenden Herzens die prangende Halle, und was ich ſah, war ſo genau die Wiederholung des Geſtrigen, daß ich mir wie eine Schlafwandelnde vorkam, die dasſelbe doppelt erlebt. Wieder ſaßen die beiden ſchwarzen Gentlemen am Pult über die Zeitung gebeugt, wieder promenierten die Samariterinnen ſchwer gelangweilt in der Wandelbahn, wiederum waren die

Bänke ringsum leer, wie die Haushaltungskaſſe am Letzten des Monats.

Und war nicht auch das nur ein Reflex von geſtern, jene zuſammengeſunkene Büßerinnengeſtalt auf dem Armeſünderbänkchen, jenes gedunſene, jetzt aber faſt blaſſe Geſicht unter dem wohlbekannten Veilchenhute?

Dieſes Mal wandte ich mich nicht zur Flucht, der plötzliche Schreck ließ meine Füße auf den Steinflieſen des Bodens feſtkleben. Und nun erblickte Johanne mich. Einen Augenblick ſenkte ſie wie in Scham den Kopf noch tiefer auf die Bruſt, dann ſchien es, als ob ſie fliehen wolle.

Nun aber ſtand ich neben ihr: „Johanne!“

Da ſchüttelte es ſie wie im Krampf, ſie brach in ein lautes, fürchterliches, durch keine Berliner Kultur gemildertes Schluchzen aus: „Ach Frau Doktor, wer mir das zuvor geſagt hätte — verrückt, einfach verrückt bin ich geweſen, daß ich ſo — ſo gegen Frau Doktor geweſen bin. Und hier nun zu ſitzen, als ob man ausgeboten werd' zum Kauf den lieben langen Nachmittag und keiner kommt. O Gott, o du lieber Gott im Himmel, iſt das ein Heiligabend!“

„Johanne,“ ſagte ich, und ich fühlte, wie auch bei mir die Stimme nur mühſam wie über einen Berg hervorkam, und die Thränen nur ſo in den Augen warteten, um herunterzutröpfeln, „Johanne, wir wollen vergeſſen ſein laſſen, was vorgekommen iſt, und wollen verſuchen, uns noch einmal zu vertragen. Wenn Sie das auch wollen, ſo können Sie gleich wieder mit mir kommen.“

Da geſchah etwas, was ich von dem ſpröden Landkinde, das ſich die letzte Zeit über ſo garſtig benommen hatte, am wenigſten erwartet hätte: ſie haſchte nach meiner Hand und preßte Kuß um Kuß darauf, und dabei kollerten ihr die Thränen noch immer über das Ge-

ſicht: „Ach, wenn das die Frau Doktor wollten — das, das — —“

Förmlich im Triumph führte ich Johanne von dannen.

Doch als ich faſt die Thür erreicht hatte, hörte ich die höflich-kühle Stimme des einen ſchwarzen Gentleman neben mir: „Gnädige Frau haben vergeſſen zu zahlen. Hier dem Mädchen drei Mark, ſonſt iſt die Vermietung nicht rechtskräftig, und an unſer Bureau für Vermittelung auch

drei Mark, Pardon, fünf Mark, da Sie über ſechzig Thaler Lohn geben. Eine Mark hat uns dann noch das Fräulein zu entrichten.“

— — — — — — — — — — — —

War das ein Jubel, als wir zu Hauſe einrückten, ein Aufatmen der Erlöſung, denn im ganzen ſind wir doch alle ſo ſehr Sklaven der Gewohnheit, daß wir froh ſind, wenn alles im alten Geleiſe weitergeht.

Und die Freude meines Jungen, als er ſeine Johanne wieder hatte! Und wie ſie ſich ſofort bewährte, indem ſie ihm die allergrößten Stullen zurecht machte! Denn natürlich hatte er wieder Hunger, rieſigen Hunger.

Wie unter den Händen einer gütigen Fee ordnete ſich alles, was in der Wirtſchaft im argen lag; nach einer halben Stunde war es, als ſei Johanne niemals von uns fort geweſen.

Dann fingen die wundervollen Glocken der Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche an zu läuten, die wir von unſeren Fenſtern aus ſo gut hören konnten, für mich das Signal, um das verſchloſſene Weihnachtszimmer zu öffnen und die Kerzen an der geſchmähten Tanne zu entzünden. Vorher aber legte ich noch raſch Johannens Geſchenke an ihren Platz. Und dann ſpielte mein Mann wieder „Stille Nacht, heilige Nacht“, und es war mir nun doch, als ob die Töne noch ganz anders weich und Frieden bringend unter ſeinen Fingern hervorquöllen als geſtern.

Abermals ſind drei Jahre vergangen, und Johanne iſt noch immer in unſerem Haushalt thätig. Jene Weihnachtsepiſode iſt mir und ihr eine Lehre geweſen: ſie kennt keine unpaſſende Kritik und keinen Widerſpruch

mehr, und auch ich habe mich immer mehr in Geduld geübt, wenn ich doch noch etwas an ihr auszusetzen finde.

Jenes Wort, daß ein Mädchen nicht länger als drei Jahre in einem Haushalt gut thue, ist durch Johanne zu Schanden geworden.

Aus den Werkstätten der deutschen Elektrotechnik.

Eine Umschau an der Jahrhundertwende.

Von Fr. Regensberg.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die gewaltigste technische Errungenschaft der neuesten Zeit stellen ohne Frage die Entdeckungen und Erfindungen dar, die der menschlichen Arbeit auf den verschiedensten Gebieten die elektrische Kraft dienstbar gemacht haben. Was das abgelaufene Jahrhundert auf dem Gebiet der Technik überhaupt geleistet hat, reicht unendlich weit über die Errungenschaften aller früheren Zeiten hinaus. Ihr Reich hat sich dann noch am Schlusse des Säkulums nach der angegebenen Richtung hin ausgedehnt, deren durch die Forschungsarbeit großer Geister vorbereitete Fortschritte dem ganzen Erwerbs- und Verkehrsleben einen neuen Stempel aufzudrücken im stande sind.

Die Elektrotechnik bringt uns noch immer Neues und Ueberraschendes im Bereiche des Verkehrs, der Industrie und der Gewerbe und nimmt das allgemeine Interesse in Anspruch. Sie ist ein ganz moderner Zweig der Technik, denn erst nachdem Werner v. Siemens im

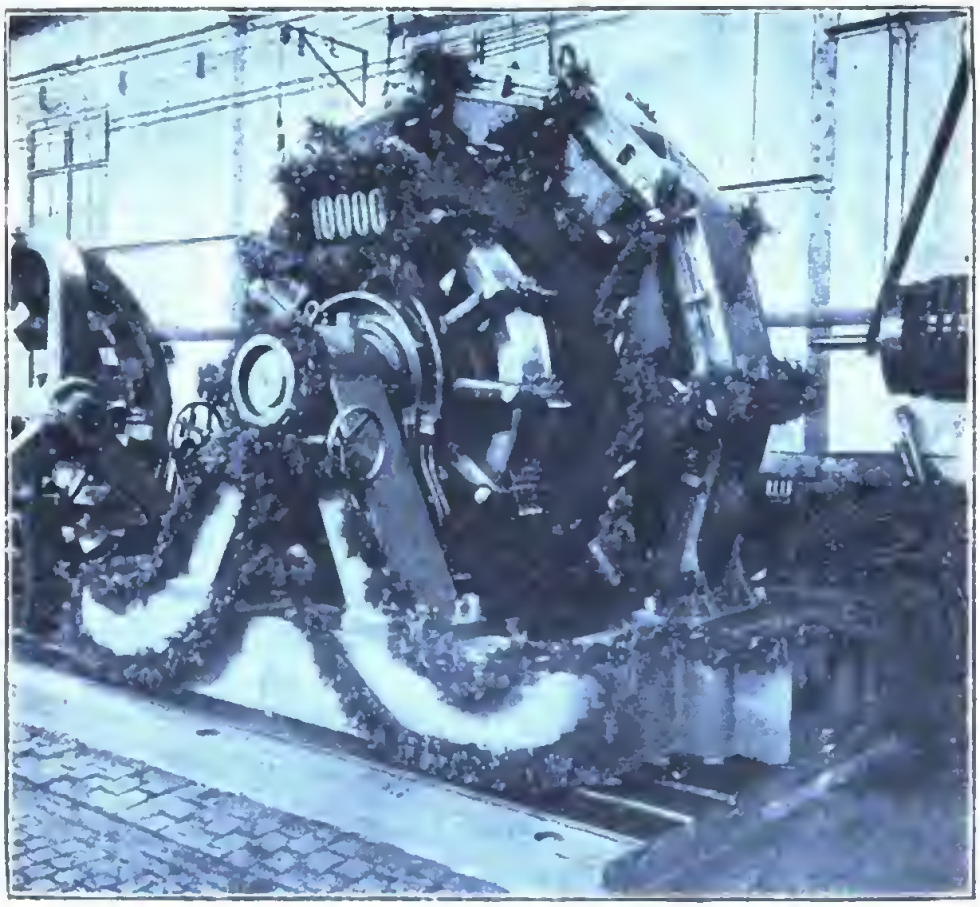
Die Nürnberger Fabrik der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co.

Jahre 1866 seine selbsterregende Dynamomaschine konstruiert hatte, die Gramme dann kurz hernach wesentlich verbesserte, ließ sich der elektrische Strom in solcher Menge und zu solchem Preise erzeugen, daß an eine Anwendung im großen gedacht werden konnte. Seitdem hat die Elektrotechnik einen erstaunlichen Aufschwung genommen, immer neue Gebiete sich erobernd, und es darf uns wohl mit Genugthuung erfüllen, daß auch auf diesem Gebiete die deutsche Technik und Ingenieurkunst in der vordersten Reihe stehen. Soeben erst haben sie auf der Pariser Weltausstellung einen Sieg davongetragen, der durch die Verleihung der hervorragendsten und zahlreichsten Auszeichnungen auch die offizielle Bestätigung fand.

Welche Emsigkeit auf diesem Gebiete während der letzten Jahre des 19. Jahrhunderts in den deutschen Werkstätten herrschte, lassen die kürzlich veröffentlichten Angaben eines bedeutenden englischen Fachblattes, des „Engineer", über die Entwickelung der elektrischen Industrie in Deutschland deutlich genug erkennen. Danach waren allein vom 1. März 1898 bis 1. März 1899 nicht weniger als 105 neue elektrische Anlagen entstanden. Um die Jahrhundertwende gab es in Deutschland 504 Elektrizitätswerke; die Anzahl der elektrischen Glühlampen, die 1894 erst eine halbe Million betrug, war inzwischen auf etwa fünf Millionen gestiegen, die der Bogenlampen von 12,500 auf 41,200. Es waren elektrische Motoren mit einer Gesamtleistungsfähigkeit von etwa 70,000 Pferdekräften in Betrieb.

Die seither auf elektrotechnischem Gebiete gemachten Fortschritte hat die Pariser Jahrhundertausstellung genugsam erkennen lassen, wenn sie auch der Vorführung und Lösung neuer großer Probleme entbehrte, wie sie vor allem seiner Zeit die elektrische Ausstellung in Frank-

furt a. M. bot. So fand auch die deutsche elektrische Industrie nicht Gelegenheit, in der Seinestadt ihre Leistungen in vollem Umfange zur Geltung zu bringen, aber sie hat doch, wie auch das Ausland anerkennen mußte, die großartigste und bedeutungsvollste Ausstellung dargeboten.

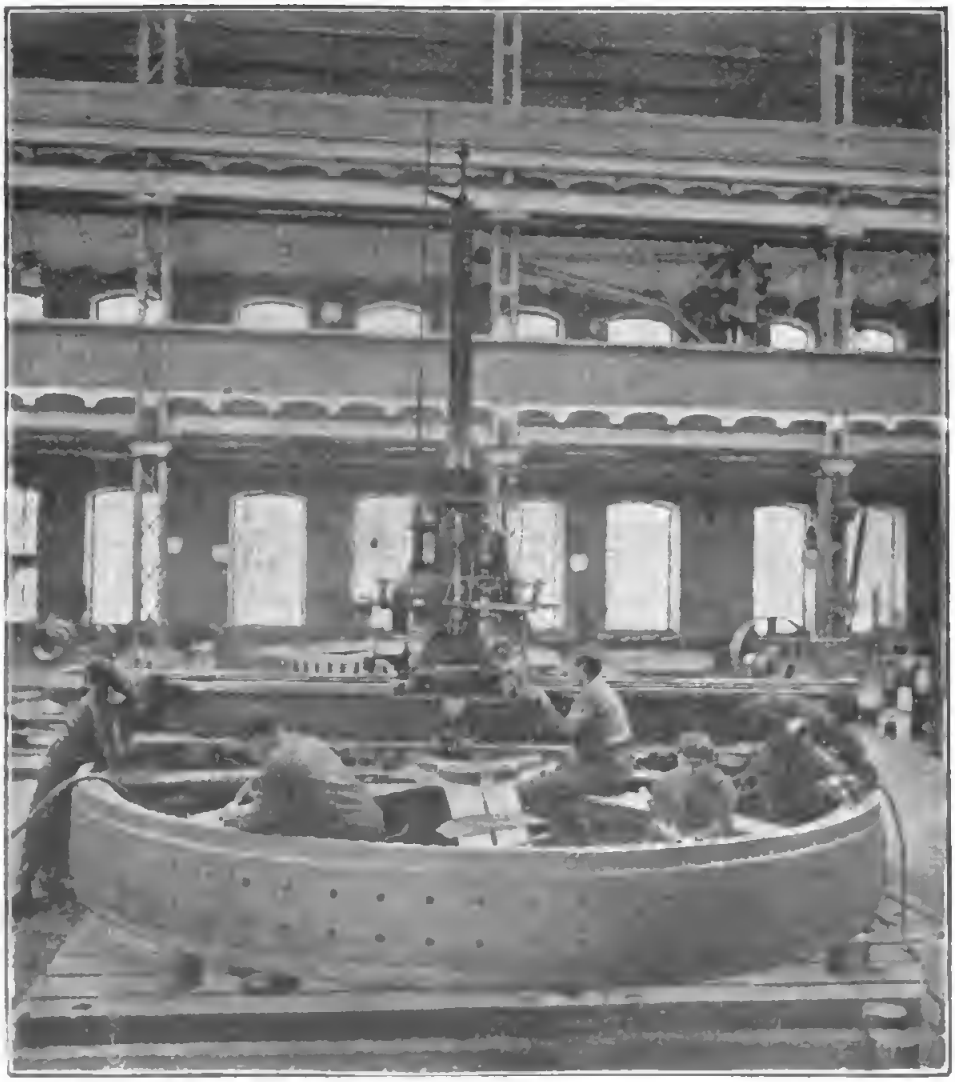


Dynamomaschine der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co., Nürnberg.

Obenan unter den Schöpfungen der elektrischen Industrie stehen die elektrischen Zentralstationen, die nicht allein Städte und kleinere Orte oder einzelne Fabrikanlagen, sondern auch bereits ausgedehnte Bezirke mit elektrischer Energie versorgen. Elektrizitätswerke besitzen gegenwärtig nicht nur alle Großstädte in Deutschland, sondern auch die meisten Mittelstädte und sogar schon viele kleinere Orte.

Digitized by Google

Die Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co., Nürnberg, die im Verein mit der Berliner Allgemeinen Elektrizitäts-Gesell-



Polrad der Pariser Ausstellungs-Drehstrommaschine.

schaft, mit Siemens & Halske, der Gesellschaft Helios und anderen Firmen von Weltruf der deutschen Elektrotechnik zu ihrem Siege auf der Pariser Ausstellung verholfen hat, macht gerade den Bau von Elektrizitätswerken zu einer ihrer hauptsächlichsten Aufgaben. Sie hat für

die Ausstellung ein Werk herausgegeben, das nicht nur die Entwickelung dieser Weltfirma in interessanter Weise

Der grösste Scheinwerfer der Welt mit einem Spiegeldurchmesser von 2000 Millimeter.

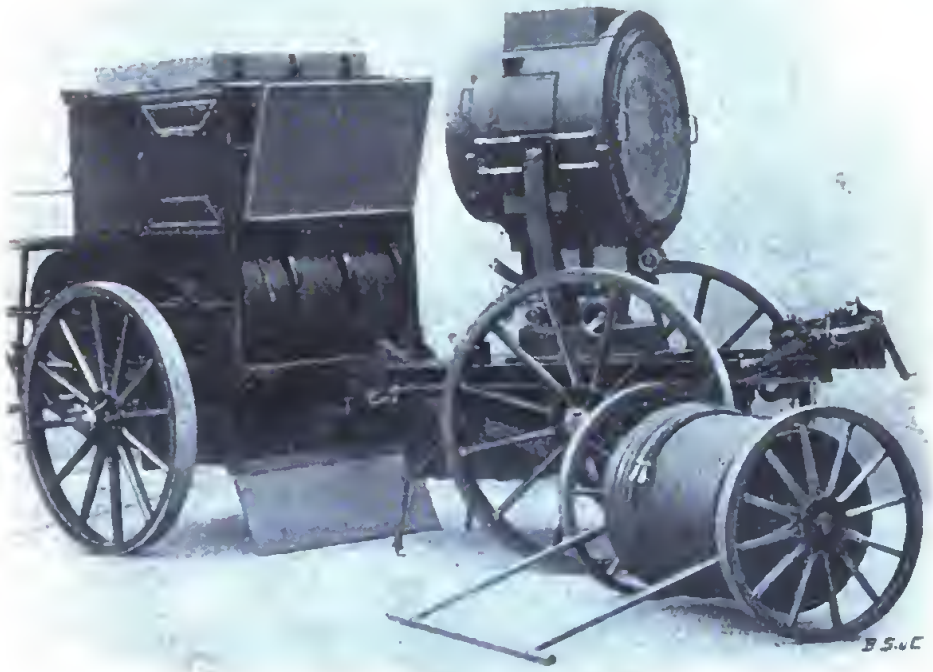
schildert, sondern auch über die Leistungen der gesamten Elektrotechnik eine Uebersicht gewährt. Es geht aus diesem Werke, dem die Abbildungen entlehnt sind, welche wir dem vorliegenden Aufsatze beigeben, hervor, daß die Ge-

sellschaft bisher im In- und Auslande 170 elektrische Zentralen und 70 Bahnen ausgeführt hat. Neben zahlreichen Zweigniederlassungen, technischen Bureaus und besonderen Vertretungen im In- und Auslande besitzt sie zwei großartige Etablissements in Nürnberg und Berlin. Das Nürnberger Werk liegt im Süden Nürnbergs an der Vorstadt Steinbühl und umfaßt gegenwärtig das „Alte Werk" in der Schloßäckerstraße und die drei „Neuen Werke" an der Landgraben- und Humboldtstraße. Das erstere enthält keine eigentlichen Fabrikationswerkstätten mehr, sondern ist zur Aufnahme der musterhaft organisierten Wohlfahrtseinrichtungen für die Angestellten der Gesellschaft umgebaut. Das Nürnberger Werk allein beschäftigt über 1100 Beamte und 7400 Arbeiter. Der Jahresumsatz der Gesellschaft beziffert sich auf 75 Millionen Mark. In enger Verbindung steht sie mit der 1895 gegründeten Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, die ihren Sitz gleichfalls in Nürnberg hat.

Hervorgegangen ist dies stolze Unternehmen, dessen Name jetzt in der ganzen Welt ehrenvoll bekannt ist, aus den denkbar bescheidensten Anfängen. Es war im Jahre 1873, als der Nürnberger Mechaniker Johann Sigmund Schuckert (geboren am 18. Oktober 1846, gestorben am 17. September 1895), von einem vierjährigen Aufenthalte in Amerika heimgekehrt, sich in seiner Vaterstadt eine kleine Werkstatt einrichtete, in der er sich, zunächst ganz ohne Gehilfen, mit Reparaturen von Nähmaschinen und mit der Herstellung von Vermessungsinstrumenten und Distanzmessern befaßte. In seinen Mußestunden beschäftigte sich der rastlos strebsame Mann eifrig mit dem Studium der Elektrizität, und dies brachte ihn auf den Gedanken, zur Erzeugung des damals in weiteren Kreisen kaum dem Namen nach bekannten elektrischen Lichtes Dynamomaschinen zu bauen. 1875 hatte er die

Freude, die erste Beleuchtungsanlage wiederum in seiner Vaterstadt in Gang zu setzen, die allgemeines Aufsehen erregte, und nun vergrößerte sich das Unternehmen von Jahr zu Jahr.

Schuckert verband sich später mit dem Leipziger Ma-



Transportwagen für einen elektrischen Scheinwerfer.

schinentechniker Alexander Wacker, der in der Folge die Organisation des geschäftlichen Teiles übernahm, während Schuckert selbst sich ausschließlich den technischen Aufgaben widmete. 1888 entschlossen sich die beiden Inhaber, dem Unternehmen die Form einer Kommanditgesellschaft (Schuckert & Co., Kommanditgesellschaft) zu geben, und 1892 wurde die jetzige Aktiengesellschaft gegründet, die am 1. April 1893 in die Rechte der Kommanditgesellschaft

eintrat. Um ihren Erzeugnissen auch außerhalb Deutschlands eine möglichst weite Verbreitung zu sichern, entstanden nach und nach die Oesterreichischen Schuckert-Werke in Wien, die Compagnie Générale d'Electricité de Creil in Paris, die British Schuckert Electric Co., Ltd. in London und die Russische Gesellschaft Schuckert & Co. in St. Petersburg.

Die Dynamomaschinen, mit deren Herstellung sich Schuckert — wie erwähnt — zunächst hauptsächlich befaßte, erfuhren durch ihn zahlreiche Verbesserungen. Die wichtigste darunter war, daß er den Grammeschen Ring durch den Flachring ersetzte. Im Sommer 1895 wurde bereits die 10,000ste dieser Maschinen (Leistung 500 Kilowatt, 750 Pferdestärken) in den Schuckert-Werken hergestellt. Gegenwärtig werden dort für verschiedene Werke Dynamos für 1600 Kilowatt (2200 Pferdestärken) gebaut. Unsere Abbildung auf S. 92 zeigt die Arbeiten an dem Polrad der in Paris ausgestellten Drehstrommaschine von 1000 Pferdestärken; zu ihrer Ausführung war auf das Polrad eine transportable Vertikalhobelmaschine aufgesetzt.

Als zweite Spezialität übernahm Schuckert seiner Zeit die Herstellung von Bogenlampen und zwar zunächst nur für Einzellicht, weil damals die Aufgabe, zwei oder mehrere Bogenlampen von einer einzigen Maschine aus zu speisen, noch nicht gelöst war. Die ersten Versuche dazu wurden in den Jahren 1879 und 1880 gemacht. Während aber die meisten Fachmänner diese Teilung des Lichtes nur mittels des Wechselstromes erreichen zu können glaubten, erkannte Schuckert mit dem ihm eigenen Scharfblick sofort, daß der Gleichstrom jenem bald das Feld streitig machen werde, und trat daher sofort energisch für dieses System ein. „Die Zeit wird lehren, ob meine Ansichten die richtigen sind," schrieb er in einem Fach-

Elektrische Bahn Palermo—La Rocca—Monreale.

blatte, und die Zeit hat in der That gelehrt, daß er recht hatte. Ein nicht minder sicheres Urteil legte er an den Tag, als er 1880 für Deutschland das alleinige Ausführungsrecht der Krizik-Lampe erwarb. Diese Erfindung ermöglichte eine gleichmäßige Bewegung durch magnetische Anziehung konischer Eisenkerne bei Gleichstrombogenlampen, sowie eine einfache Regulierung des Lichtbogens ohne Uhrwerk und stellt, durch Schuckert in eine vollendete Form gebracht, noch heute die einfachste und zuverlässigste der Bogenlampen dar.

Als er dann auf der Pariser Internationalen Elektrizitätsausstellung von 1881 erstmals die Edisonschen Glühlampen in der Praxis gesehen hatte, erkannte er sofort die epochemachende Bedeutung dieser Erfindung, welche erst eine weitgehende Teilung des Lichtes ermöglichte, so daß man die elektrische Beleuchtung nun auch in kleineren geschlossenen Räumen einführen konnte. Auch in dieser Beziehung ist Schuckert bahnbrechend vorgegangen. 1883 führte er bereits die Parallelschaltung von Glühlampen und paarweise verbundenen Bogenlampen allgemeiner durch und bereitete durch diese Schaltungsweise die gegenwärtige Verbreitung des elektrischen Lichtes vor.

Ein weiteres wichtiges Gebiet machte sich die Firma zu eigen durch die Herstellung elektrischer Scheinwerfer mit riesigen Lichtstärken für militärische und Marinezwecke: ein Feld, auf dem die Schuckert-Werke gegenwärtig unerreicht dastehen. Professor Munker in Nürnberg bot im Jahre 1886 Schuckert eine Erfindung an, theoretisch genaue gläserne Parabolspiegel aus einem Stück herzustellen. Beide konstruierten nun gemeinsam eine Schleifmaschine, mit der Parabolspiegel hergestellt wurden, die alle früheren Spiegelsysteme hinsichtlich der Ausnutzung der Lichtquelle und der Gleichrichtung der Lichtstrahlen bei weitem übertrafen, zumal noch weitere wichtige Neuerungen die

Elektrische Strassenbahn in Augsburg.

Leistungsfähigkeit und Verwendbarkeit der von den Schuckert-Werken hergestellten Scheinwerfer erhöhten.

Die Firma hat in Paris die größten Scheinwerfer der Welt zur Ausstellung gebracht. Einer davon befand sich auf dem Turm des deutschen Schiffahrtshauses. Der Durchmesser des Parabolspiegels beträgt 1500 Millimeter, und die Lichtstärke des austretenden Strahles bei einer normalen Stromstärke von 150 Ampère 180 Millionen Normalkerzen; er gleicht in seiner Größe und Konstruktion vollständig dem 1893 in Chicago vorgeführten, den damals die Regierung der Vereinigten Staaten für den Leuchtturm auf Sandy Hook erwarb.

Noch größer ist ein Scheinwerfer, der in der Heeres- und Marineausstellung zu Paris ausgestellt war. Mit einem Durchmesser von 2 Meter stellt er den mächtigsten Apparat dieser Art dar, der bis jetzt gebaut worden ist. Mit 200 Ampère brennend, entsendet dieser Scheinwerfer einen Strahl, der in größerer Entfernung vom Spiegel einer Lichtstärke von 316 Millionen Kerzen oder von 20 Millionen gewöhnlicher Glühlampen gleichkommt. Dem Bedürfnis nach transportablen Beleuchtungsquellen wurde durch Herstellung kompletter Beleuchtungswagen mit allen Einrichtungen zur Stromerzeugung und durch Transportwagen für Scheinwerfer entsprochen.

Auf der Münchener Elektrizitätsausstellung von 1882 bereits hatte Schuckert eine elektrische Kraftübertragung auf größere Entfernung (5 Kilometer) vorgeführt. Nun wurde bald der Nutzen und die Bedeutung der Elektromotoren allgemeiner anerkannt, die es ermöglichen, in einfachster Weise die elektrische Energie nach weit entfernten Verbrauchsstellen hinzuleiten, vorhandene Wasserkräfte auszunutzen und die vielen, bis dahin nötigen Kraftanlagen eines Werkes in einer Zentrale zu vereinigen. Da gleichzeitig auch die elektrische Beleuchtung mehr und mehr

in Aufnahme kam, so ergab sich von selbst das Bedürfnis nach städtischen Zentralanlagen. Was die Schuckert-Werke auf diesem Felde geleistet haben, weisen schon die oben

Elektrische Bahn St. Moritz im Engadin.

angegebenen Zahlen nach; sie haben aber auch hier wiederum verschiedene wesentliche Neuerungen und Fortschritte angebahnt, so zum Beispiel, indem sie den Akkumulatoren (erstmals beim Barmer Elektrizitätswerk) die gleiche Rolle zuteilen, wie sie den Gas- und Wasserreservoiren im Gas-

und Wasserwerksbetriebe zufällt. Ferner die Einführung der Doppelzellenschalter als Verbindungsglied zwischen Dynamomaschinen und Akkumulatoren und die Verwendung von blanken Kupferdrähten als Mittelleiter. Solange das elektrische Licht auf die Verkehrszentren der Städte beschränkt geblieben war, hatte sich die Anwendung des Gleichstromes nach dem Zwei- oder Dreileitersystem bestens bewährt. Als man aber das Beleuchtungsgebiet und die Leitungen von elektrischer Energie für motorische Zwecke immer weiter ausdehnen mußte, kam viel mehr der leicht zu transformierende Wechselstrom in Betracht; die erste Anlage unter Verwendung dieser Stromart wurde 1893 in Budapest gebaut.

Die erste elektrische Eisenbahn hatte bekanntlich die Firma Siemens & Halske schon im Jahre 1879 auf der Berliner Gewerbeausstellung in Thätigkeit gezeigt. In den folgenden Jahren wurden allerdings verschiedene derartige Industrie- und Personenbahnen hergestellt, von denen auch Schuckert zwei baute; im übrigen aber verhielt man sich in Deutschland ziemlich ablehnend gegenüber den elektrischen Bahnen. Erst nachdem diese in Nordamerika eine große Verbreitung erlangt hatten, entschloß man sich auch bei uns zur Nachfolge, und seit dem Beginn des letzten Jahrzehnts im 19. Jahrhundert ist auch in Deutschland die Einführung des elektrischen Betriebes bei Straßenbahnen eine allgemeinere geworden. Zunächst ersetzte man in den größeren Städten den Betrieb der Straßenbahnen mittels Pferden oder Dampf durch den elektrischen Betrieb, dann führten auch mittlere und kleine Orte das neue Betriebsmittel ein, und endlich ging man, namentlich in den dichtbevölkerten Industriebezirken, dazu über, auch benachbarte Orte durch elektrische Bahnen (die sogenannten Kleinbahnen) miteinander zu verbinden.

Von der Firma Schuckert wurden binnen sechs Jahren

Elektrischer Motorwagen der Christiania—Holmenkollen-Bahn.

890 Kilometer elektrischer Straßenbahnen mit 1200 Motorwagen in über 50 Städten des In- und Auslandes teils fertig gestellt, teils in Angriff genommen. Darunter, um nur einige namhaft zu machen, die Straßenbahnen Palermo—La Rocca—Monreale; Augsburg; St. Moritz im Engadin; Christiania—Holmenkollen (Norwegen) und endlich die kürzlich eröffnete eigenartige elektrische Hochbahn Barmen—Elberfeld—Vohwinkel, eine Schwebebahn nach dem System Langen.

Endlich hat die Firma auch noch eine ganze Reihe von elektrochemischen Werken hergestellt und dadurch zu dem großartigen Aufschwung der chemischen Industrie, die immer mehr den elektrischen Strom zur Darstellung ihrer Produkte benutzt, beigetragen.

Es wurde im vorstehenden vorwiegend Bezug genommen auf die Leistungen eines einzelnen elektrotechnischen Etablissements, mit dem aber eine ganze Reihe von ebenso bedeutenden oder noch im Emporstreben befindlichen Werken im In- und Auslande, zumal in Nordamerika und England, einen unablässigen scharfen Wettbewerb unterhält. Daher dürfte die Vorhersage wohl nicht zu gewagt sein, daß das 20. Jahrhundert noch mehr im Zeichen der Elektrizität stehen wird als der Schluß des 19. Jahrhunderts.

Der liebe Neffe.

Novelle von A. Oskar Klaussmann.

1. (Nachdruck verboten.)

Ein kleiner, weißhaariger Herr ſtieg die Treppe zum Bahnſteig des Berliner Wannſee-Bahnhofes empor.

„Iſt das der Zug nach Zehlendorf?“ fragte er einen Beamten.

„Da drüben auf dem rechten Geleis ſteht er,“ erwiderte dieſer.

„Geht er bald ab?“

„In fünf Minuten, aber Sie können ſchon einſteigen.“

Der alte Herr ſtieg in einen Wagen zweiter Klaſſe und legte den Sommerüberzieher, den er trotz des heißen Wetters über dem Arm trug, ſorgfältig neben ſich. Dann ſtrich er ſich einigemal durch ſeinen weißen Vollbart und blickte forſchend eine ungefähr fünfundzwanzigjährige Dame an, die ſoeben zu ihm einſtieg. Sie nahm ihm gegenüber Platz und reichte ihm die Hand.

„Guten Tag, Herr Rechtsanwalt.“

„Ah, Fräulein Binder! Jetzt erkenne ich Sie erſt. Wir fahren zuſammen, haben wahrſcheinlich dasſelbe

Reiſeziel. Ich will zu Ihrer Fräulein Tante nach Zehlendorf; ſie hat mich heute zu Tiſche geladen. Sie ſind wohl auch Gaſt?“

„Nein. Ich komme erſt nachmittags zur Tante. Ich fahre jetzt nach meiner Wohnung in Friedenau.“

„So, ſo, ſind Sie denn nicht mehr in Berlin ſtädtiſche Lehrerin?“

„Seit einem halben Jahre bin ich Lehrerin an der Gemeindeſchule in Friedenau. Ich hatte heute nur etwas in der Stadt zu beſorgen.“

„Wir haben uns lange nicht geſehen, mein Fräulein,“ bemerkte Rechtsanwalt Horſt. „Ich glaube, es iſt ein halbes Jahr her. Ebenſo lange habe ich Ihre Tante nicht geſprochen. Sie iſt doch wohlauf?“

„Ich ſah ſie vorgeſtern, ſie iſt trotz ihrer achtundſechzig Jahre noch immer ſehr munter und lebensluſtig. Nur ſchien ſie beunruhigt, weil ſeit drei Tagen kein Brief von Alfred angekommen war.“

Rechtsanwalt Horſt lächelte eigentümlich. „Ach ja, der liebe Neffe! Wo weilt denn augenblicklich dieſer hoffnungsvolle junge Mann?“

„Er iſt in Brüſſel. Die Tante hat ihm das nötige Kapital gegeben, um dort ein Exportgeſchäft zu errichten.“

Der Rechtsanwalt nickte mehrmals mit dem Kopf. Da ſich der Zug in Bewegung geſetzt hatte, blickte er zum Fenſter hinaus. Sein Gegenüber aber hatte die Empfindung, daß er ſich abſichtlich ſchweigend verhalte, um eine Bemerkung zu vermeiden, die ihm auf der Zunge ſchwebte.

„Warum wohnen Sie nicht bei Ihrer Tante?“ fragte er plötzlich unvermittelt. „Von Zehlendorf nach Friedenau fährt man doch nur eine Viertelſtunde. In der Villa des Fräulein Dietrich iſt Platz genug, und die alte Dame ſollte ſich freuen, Geſellſchaft im Hauſe zu haben.“

„Die Tante hat mich niemals aufgefordert, zu ihr zu ziehen," versetzte die Lehrerin. „Ich kann mich ihr nicht aufdrängen. Bei der geringsten Andeutung meinerseits würde sie sofort glauben, ich verfolge bestimmte Absichten. Sie wissen ja, wie sie ist. Dazu kommt, daß sie nicht einmal meine richtige Tante, sondern nur die Base meines verstorbenen Vaters ist. Ich würde mich unfehlbar in dem Augenblicke bei ihr unmöglich machen, in dem sie glauben müßte, ich wolle irgend einen Vorteil von ihr haben. Nein, nein, ich will sie zur Freundin behalten, weil ich sonst ganz und gar vereinsamt in der Welt stünde. Die Tante hat mir übrigens schon gesagt, ich hätte niemals etwas von ihr zu erwarten, weil ihr Neffe Alfred Müller ihr Universalerbe sei."

„Sie haben ganz recht, mein liebes Fräulein," sagte der Rechtsanwalt und betrachtete mit Wohlgefallen das frische Gesicht der Lehrerin, dessen Reiz in einem Paar leuchtender dunkelbrauner Augen bestand. „Sie haben ganz recht, Fräulein Dietrich ist sehr mißtrauisch, das heißt in allen Dingen, die sich nicht auf den lieben Neffen beziehen."

Lina Binder seufzte ein bißchen. „Ja, ach ja! — Aber wir sind in Friedenau! Bitte, Herr Rechtsanwalt, grüßen Sie meine Tante. Gegen vier Uhr nachmittags bin ich dort."

„Adieu, Fräulein Binder, auf Wiedersehen!"

Wenige Augenblicke später fuhr der Zug weiter. Rechtsanwalt Horst lehnte sich in die Ecke zurück und ließ seine Gedanken in der Vergangenheit schweifen.

Vor dreiunddreißig Jahren war eine hübsche, wohlerhaltene Dame von etwa fünfunddreißig Jahren in sein Bureau gekommen und hatte seine Hilfe bei Abfassung eines Testamentes in Anspruch genommen. Die Dame war Fräulein Bertha Dietrich aus Zehlendorf. In ihrem

Teſtamente ſetzte ſie zum Univerſalerben einen ſoeben geborenen Neffen Namens Alfred Müller ein. Horſt hatte ihr damals abgeraten, ein ſolches Teſtament zu machen, weil ſie noch zu jung dazu ſei, aber Fräulein Dietrich hatte hartnäckig auf ihrer Abſicht beſtanden. Nachdem Horſt mit der Dame und ihren Verhältniſſen näher bekannt geworden war, erfuhr er, daß dieſes Teſtament der Abſchluß einer Herzenstragödie war. Die beiden Schweſtern Dietrich, Emma und Bertha, blieben als vermögende, elternloſe Waiſen eines Grundbeſitzers in Zehlendorf zurück. Zu jener Zeit war Emma achtundzwanzig, Bertha, die ältere, vierunddreißig Jahre alt. Damals kam ein Kaufmann Namens Müller in das Haus und machte anfangs beiden Schweſtern den Hof. Eines Tages entſchied er ſich und nahm die jüngere. Die ältere aber hatte ihn geliebt und gehofft, er werde ſie wählen. Jetzt traf ſie die Enttäuſchung furchtbar. Doch ſie ſchwieg, kein Haß keimte in ihrem Herzen. Sie blieb freundlich und gütig gegen ihre Schweſter und gegen den Mann, den ſie erſehnt, und als die Schweſter einen Sohn gebar, machte Bertha Dietrich ihn ſofort zu ihrem Univerſalerben. Das Geſchick wollte es, daß während der Cholerazeit in den ſechziger Jahren Müller und ſeine Frau raſch hintereinander ſtarben, und nun übernahm Bertha die Aufgabe, den zurückgebliebenen Knaben zu erziehen oder vielmehr, wie der Rechtsanwalt ſagte, zu verziehen.

Bertha Dietrich ſah in dieſem Knaben den Vater, den ſie einſt hoffnungslos und ohne Erwiderung geliebt. Der Rechtsanwalt verſtand ihre Gefühle, er war ein Menſchenkenner. Aus dem Knaben war jetzt ein ſtattlicher Mann geworden. Viel hatte ſich im Laufe der Zeit geändert, nur nicht die Liebe Berthas zu ihrem Neffen. Rechtsanwalt Horſt hatte in der Zwiſchenzeit ſeine Gattin und ſeinen einzigen erwachſenen Sohn durch

den Tod verloren, hatte seine Praxis aufgegeben und sich zur Ruhe gesetzt. Nur wenn alte Bekannte von ihm Rat begehrten, war er noch zu haben. So wußte er, daß die heutige Einladung nach Zehlendorf nur geschehen war, weil Fräulein Dietrich seine Hilfe als Rechtsbeistand brauchte.

2.

In dem Berliner Vorort Zehlendorf reiht sich in einzelnen Straßen Villa an Villa, besonders in der vornehmen Königstraße.

In einer dieser Villen, an deren eisernem Gartenthor auf einer Messingplatte der Name „B. Dietrich" stand, saß am Erkerfenster des Erdgeschosses eine alte, aber noch rüstige Dame, die mit großer Aufmerksamkeit einen Brief las. Dieser Brief lautete:

„Brüssel, den 10. September 1889.

Meine innigst geliebte Tante!

Ich greife zur Feder wieder einmal mit dankerfülltem Herzen. Wenn ich nie Dank gegen Dich empfunden hätte — und der liebe Gott wird mich davor bewahren, jemals gegen Dich undankbar zu sein — so müßte ich es doch in diesem Augenblicke, wenn ich sehe, wie das, was ich allein Deiner Erziehung verdanke, mir zum Segen ausschlägt. Fleiß und Mäßigkeit, Energie und Nichtnachlassen in einem Unternehmen, das man begonnen hat, das alles hast Du mir beigebracht, und es trägt jetzt die herrlichsten Früchte. Das Geld, das Du so gütig warst, mir zur Verfügung zu stellen, ist nicht nur gut untergebracht, sondern ich kann sagen, es wird sich in Zukunft verdoppeln und verdreifachen. Das Exportgeschäft, das ich hier begründet habe, gedeiht von Tag zu Tag mehr, und neue Verbindungen mit Südamerika, die ich angeknüpft habe, lassen mich auf eine Zukunft hoffen, die geradezu glänzend

genannt werden kann. Ich sehne ihn herbei, den Tag, an dem ich vor Dich, meine geliebte Tante, treten kann und Dir sagen: Hier ist all das bare Geld zurück, das Du an mich verschwendet hast. Hier lege ich es mit einem Herzen voll heißen Dankes meinem geliebten Tantchen zu Füßen; nicht etwa in der Absicht, eine Schuld abzuzahlen, denn das ist unmöglich, und wenn ich tausend Jahre alt würde, sondern nur als ein Beweis, was Deine Liebe und Deine ausgezeichnete Erziehungsmethode aus der Waise gemacht haben. Aber nun muß ich schließen, geliebte Tante. Die Rührung überwältigt mich, wenn ich Deiner Wohlthaten gedenke. Ich wollte nichts anderes, als Dir Dank sagen, tausend Dank, ein Tausendstel von dem Dank, der heiß aus meinem Herzen quillt. Gott segne Dich und schenke Dir noch lange, lange Jahre. Gott erhalte Dich mir, denn Du bist der gute Engel meines Lebens.

Es grüßt Dich tausendmal Dein Dich zärtlich liebender Neffe Alfred Müller."

Die alte Dame nahm die Brille ab und wischte sich die Thränen aus den Augen. Dann sah sie mit glückseligem Gesicht hinaus auf den Blumengarten vor dem Hause, um dann nach einer Weile die Brille wieder aufzusetzen und den Brief noch einmal zu lesen.

Dies setzte sie eine ganze Weile so fort, und sie hätte sich von dieser angenehmen Beschäftigung wohl auch noch nicht so bald getrennt, wenn nicht an dem Gitterthor ein Besucher erschienen wäre. Dieser klingelte, ein Mädchen kam aus der Küche der Villa, um dem alten, weißhaarigen Herrn zu öffnen.

Einige Minuten später stand Rechtsanwalt Horst im Zimmer.

„Guten Tag, meine liebe Freundin," sagte er, „da bin ich, und hoffentlich bedeutet Ihre Einladung nur Gutes."

„Seien Sie willkommen, mein lieber Herr Rechtsanwalt," erklärte die alte Dame. „Nehmen Sie Platz, und gedulden Sie sich noch etwas mit dem Mittageſſen. Ich weiß, Sie eſſen erſt um halb Zwei, und ich habe deshalb das Mittagbrot für dieſe Stunde beſtimmt. Meine Auguſte hat zwar wieder ſtark gemault und wirtſchaftet jetzt in der Küche herum wie ein Drache, weil wir zu ungewohnter Stunde eſſen, aber das macht nichts."

„Laſſen Sie ſie nur," entgegnete der Rechtsanwalt. „Es iſt ein altes Möbel, aber eine treue Dienerin."

„Das iſt ſie und eine vortreffliche Köchin dazu. Aber man muß ſich ſehr viel von ihr gefallen laſſen. Sie iſt von einem Eigenſinn, der über alle Begriffe geht, und ihre Taubheit wird auch immer größer."

„Ja, ja, wir werden alle alt," beſtätigte der Rechtsanwalt. „Als ich vor dreiunddreißig Jahren zum erſtenmal zu Ihnen hier herauskam, war Auguſte noch ein ſehr ſtattliches Mädchen. Ich kam damals zu Ihnen wegen des Teſtamentes und —"

„Gerade wegen dieſes Teſtamentes wollte ich heute mit Ihnen ſprechen. Ich möchte es neu machen. Ich will, wenn ich ſterbe, meine Angelegenheiten in ſo geordnetem Zuſtande zurücklaſſen, daß nicht der mindeſte Zweifel beſteht, daß nicht das Gericht ſich in meine und meines Neffen Angelegenheiten hineinmiſchen ſoll. Meine Verhältniſſe haben ſich verbeſſert. Als ich damals das Teſtament machte, beſaß ich rund fünfzigtauſend Mark; heute beſitze ich mehr als das Dreifache. Die kleinen Grundſtücke, die wir damals hier in Zehlendorf noch hatten, ſind ſehr im Preiſe geſtiegen. Das Häuschen meiner Eltern hat ſich in dieſe Villa verwandelt. Ich will, daß alles das ſpezifiziert wird, damit mein Neffe nicht die geringſten Schwierigkeiten hat."

„Ein neues Teſtament?" ſagte der Rechtsanwalt nach-

denklich. „Nun, so gar nötig ist es nicht, aber schaden kann es auch nichts. Dabei möchte ich aber eine Frage an Sie richten. Ich bin Ihr Freund seit einem Menschenalter, und Eigennutz haben Sie wohl bei mir nie vorausgesetzt. Ich bin heute zufällig mit Ihrer Nichte Lina Binder gefahren. Sie läßt Sie grüßen und wird nachmittags um vier Uhr hier sein. Das bringt mich darauf, Sie zu fragen, ob Sie in dem neuen Testament nicht auch diese Nichte mit einem Vermächtnis bedenken wollen?“

Das Gesicht der alten Dame war während der Rede des Rechtsanwalts immer finsterer geworden. „Nein!“ stieß sie fast heftig hervor. „Ich lasse mich nicht in meinen Entschlüssen wankend machen. Lina hat kein Recht auf mein Vermögen, und ich will meinen Neffen Alfred nicht berauben. Ihm gehört alles, was ich besitze, ihm allein. Sein Vater hat das Heiratsgut meiner Schwester durch unglückliche Zufälle verloren, und Alfred wäre mittellos, wenn er mich nicht hätte. Er soll mein Geld unverkürzt erhalten. Er weiß, daß er mein Universalerbe ist, ich habe es ihm tausendmal gesagt, und der gute, liebe Junge soll nicht enttäuscht werden, wenn ich einmal die Augen schließe. Es wäre grausam, es wäre unrecht. Lesen Sie einmal den Brief da. Muß einem dabei nicht das Herz höher schlagen? Vielleicht ist es Unrecht, daß ich den Herzenserguß des lieben Jungen Ihnen zeige, aber lesen Sie, lesen Sie, lieber Rechtsanwalt! Sie sind mir ein Freund zeit meines Lebens gewesen, und vor Ihnen habe ich keine Geheimnisse.“

Die alte Dame reichte dem Rechtsanwalt den Brief Alfred Müllers und sagte dann: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich gehe hinaus, um nach dem Essen zu sehen. Wir machen ja miteinander keine Umstände.“

Rechtsanwalt Horst setzte sich am Fenster zurecht, setzte den Kneifer auf die Nase und las den Brief. Auf

ihn schien aber der Inhalt des Schreibens einen ganz anderen Eindruck zu machen als auf die alte Dame. Er hüstelte, und ein ironischer Zug stellte sich in seinen Mundwinkeln ein. Als er mit dem Briefe fertig war, faltete er ihn zusammen und murmelte: „Der versteht's, das muß man ihm lassen. Schreibt der Kerl nicht wie ein Liebhaber an seine Braut? Aber das zieht bei der alten Dame, und Thorheit wäre es, wollte man ihr die Augen öffnen. Man würde sie nur um ihr bißchen Lebensglück bringen, und helfen thät's doch nichts."

Dann blickte der Rechtsanwalt hinüber nach dem großen Bilde an der Wand, das einen jungen Mann mit bartlosem Gesicht darstellte. Dieses Bild, nach einer kleineren Photographie vergrößert, war das Porträt Alfred Müllers. Das Gesicht war ohne Frage hübsch, aber für den Menschenkenner verriet es Falschheit und krassen Egoismus.

„Der Heuchler!" sagte Horst leise zu sich selbst. „Hier schreibt er, wie gut es ihm geht, und dabei scheint er gehörig in der Tinte zu sitzen. Ich möchte wetten, der Brief des Breslauer Geldmannes bezog sich auf irgend welche Wuchergeschäfte, die auf Grund der zukünftigen Erbschaft gemacht werden sollten."

Vor ungefähr sechs Wochen hatte Rechtsanwalt Horst nämlich von einem Breslauer Geldmann einen Brief erhalten, in dem sich jener Herr sehr genau nach dem Testament des Fräulein Dietrich erkundigte und wissen wollte, ob wirklich Alfred Müller der Universalerbe sei. Horst hatte kurz geantwortet, daß er sich nicht für befugt erachte, in solcher Angelegenheit einem Fremden Auskunft zu geben; aber er vermutete, daß Alfred auf die Erbschaft hin Geld borgen wollte. Allerdings, wie kam er nach Breslau? Das fragte sich Horst jetzt, nachdem er erfahren hatte, daß Alfred in Brüssel lebe. Indes die Thatsache

blieb bestehen, daß der Geldmann sich erkundigt hatte. Wahrscheinlich hatte er das sogar ohne Wissen Alfred Müllers gethan, und diesem wäre es gewiß nicht angenehm gewesen, hätte er gewußt, was der Rechtsanwalt von ihm dachte.

Die alte Dame kam wieder in das Zimmer und sagte mit leuchtenden Augen: „Schreibt er nicht herrlich? Welch ein lieber, guter, dankbarer Junge das ist! Welch edles Herz!“

„Er schreibt recht hübsch; man könnte fast glauben, er habe schriftstellerische Talente,“ versetzte Horst trocken.

Die alte Dame verstand die Ironie in den Worten des Rechtsanwalts nicht. „Ich habe nie daran gezweifelt,“ versetzte sie. „Es giebt nichts, was Alfred nicht anfangen könnte. Er hat eine so vielseitige Begabung, ist so geschickt in allem, was er anfaßt. Ich bin fest überzeugt, er würde auch ein berühmter Schriftsteller werden, wenn er wollte.“

„Die reine Affenliebe!“ dachte Horst, aber er hütete sich natürlich, seine Ansicht auszusprechen. Er empfand ein lebhaftes Unbehagen an dem ganzen Gespräch und sagte daher: „Wollen wir nicht ein wenig in den Garten gehen, liebe Freundin? Ich möchte sehen, wie Ihre Blumen sich entwickelt haben. Sie wissen, ich interessiere mich dafür.“

Außer dem kleinen Vorgarten nach der Straße zu war hinter dem Hause noch ein großes Stück Gartenland. Beide traten durch die Hinterthür der Villa dort hinaus. Zwei riesige deutsche Doggen, die in der Nähe der Hinterthür an der Kette lagen, begrüßten den Rechtsanwalt mit wildem Gebell.

„Seid doch still, ihr dummen Kerle!“ rief Horst und wollte auf die Hunde losgehen. Aber Bertha hielt ihn zurück.

„Ums Himmels willen nicht! Die Tiere laſſen ſich von niemand anfaſſen als von mir und Alfred. Ich mache ſie abends immer ſelbſt los, ſie ſind mein beſter Schutz gegen Diebe und Einbrecher.“

„Man kann ſolche Hunde vergiften,“ warf der Rechtsanwalt ein.

„Sie werden abends gefüttert und nehmen von niemand Futter als von mir und Alfred. Und wenn ſie ſelbſt vergiftet würden, ſo habe ich noch eine vortreffliche Schutzvorrichtung, die mir Alfred ſelbſt eingerichtet hat. Wenn ich abends in mein Schlafzimmer komme, ſo lege ich einen kleinen Hebel um und ſchalte dadurch einen elektriſchen Lärmapparat ein. Wenn nachts eine der Hausthüren, ja überhaupt eine der Thüren von den Korridoren nach den Zimmern geöffnet wird, ſo klingelt es in meinem Schlafzimmer.“

„Und das hat Ihr Herr Neffe eingerichtet?“

„Ja, er verſteht alles. Wenn es ein Fremder eingerichtet hätte, ſo hätte eben dieſer um das Geheimnis gewußt; das wollte Alfred nicht. Der liebe Junge hat ſich eigens mit Elektrotechnik beſchäftigt, um mir dieſen Sicherheitsapparat zu bauen.“

Immer und ewig dieſer Alfred! Rechtsanwalt Horſt wurde ſchon ganz ärgerlich, wenn er nur den Namen hörte. Sein Widerſpruchsgeiſt regte ſich.

„Liebe Freundin,“ ſagte er, „was nützt Ihnen die ganze Geſchichte? Wenn Sie nachts klingeln hören, was machen Sie dann? Sie kriechen unter Ihre Bettdecke und fürchten ſich.“

„Hoho!“ entgegnete entrüſtet die alte Dame. „Da kennen Sie mich nicht! In meinem Nachttiſch liegt ein geladener Revolver, und mit dem würde ich, wenn es klingelte, ſofort auf die Suche nach Dieben gehen.“

„Das würden Sie thun?“

„Ja, ich fürchte mich nicht. Alfred ſagt immer: Tante, du biſt mutiger als ein Mann, ich weiß, du fürchteſt dich vor niemand. Der gute Junge! Er bewundert mich ſo. Aber in dieſem Punkte hat er recht.“

Ein junges Mädchen kam, um zu melden, daß das Eſſen fertig ſei.

„Iſt das ein neues Dienſtmädchen?“ fragte Horſt.

„Ein Aushilfsmädchen. Sie iſt tags über hier, weil Auguſte ſchon etwas ſchwerfällig iſt, aber nachts ſchläft ſie außerhalb bei den Eltern, die in der Nähe wohnen.“

3.

„Iſt Thormer zur Entlaſſung fertig?“ fragte der Direktor des Zuchthauſes der ſchleſiſchen Stadt Sprottau.

„Er hat ſchon ſeine Zivilſachen an und iſt eben an der Kaſſe, um ſein Geld in Empfang zu nehmen,“ ſagte in dienſtlicher Haltung der Gefangenwärter.

„Laſſen Sie Thormer dann noch einmal zu mir kommen. Ich will mit ihm ſprechen, bevor er die Anſtalt verläßt.“

Der Gefängniswärter ging, und eine Viertelſtunde nachher meldete er den entlaſſenen Strafgefangenen Thormer beim Direktor an.

„Laſſen Sie uns allein,“ befahl dieſer und wendete ſich dann zu dem großen und ſtarken Mann, der verlegen und unbeholfen neben der Thür ſtand.

Dieſer Mann hatte das aſchgraue, bartloſe Geſicht des Zuchthäuslers. Er trug einen langen blauen Rock, der ihm zu weit war, eine dunkle Hoſe und um den Hals ein dunkelblaues Tuch, unter dem ein grobes Hemd ſichtbar wurde. Einen Filzhut hielt er in der Hand.

„Thormer,“ begann der Direktor, „Sie verlaſſen heute nach zwölf Jahren die Anſtalt. Zwölf Lebensjahre haben Sie hier zugebracht; von Ihrem ſechsunddreißigſten

bis zu Ihrem achtundvierzigsten Jahre. Heute thut sich vor Ihnen die Freiheit auf, und es wird von Ihnen abhängen, ob Sie draußen bleiben oder bald wieder hierher kommen. Was gedenken Sie anzufangen?"

„Ich möchte nach Amerika gehen, Herr Direktor."

„Haben Sie denn das Geld dazu?"

„Ich hoffe, es von Verwandten zu bekommen. Meine Schwester muß jetzt in ziemlich guten Verhältnissen sein. Sie ist verheiratet und hat eine kleine Bauernwirtschaft."

„Und weshalb wollen Sie nach Amerika?"

„Hier kann ich doch kein ehrlicher Mensch bleiben. Wer einmal im Zuchthaus gewesen ist, muß immer wieder hinein."

„Sie fürchten sich davor, ehemalige Genossen zu treffen?"

„Das nicht einmal, Herr Direktor. Aber ich habe zehn Jahre Polizeiaufsicht, und damit ist man ein verlorener Mensch. Wo ich auch versuchte, mich ehrlich zu ernähren, da käme die Polizei und erkundigte sich nach mir. Und man würde mich immer wieder entlassen."

„Wieviel Geld haben Sie an der Kasse bekommen?"

„Ich habe zweiundachtzig Mark herausgezahlt bekommen."

„Nun, damit kommen Sie wohl bis zu Ihrer Schwester. Ich meine auch, es ist ganz gut, wenn Sie nach Amerika gehen und dort ein neues Leben anfangen. Sie müssen aber vorher nach Ihrem Heimatsort und sich dort bei der Polizei melden. Ich muß Ihnen mitteilen, daß Ihre heutige Entlassung allgemein bekannt ist. Durch eine Indiskretion, der ich auf die Spur zu kommen hoffe, brachte schon gestern eine Breslauer Zeitung eine Notiz darüber."

Der Direktor ging nach seinem Schreibtisch, nahm eine Zeitung und las eine blauangestrichene Stelle vor. Dieselbe lautete:

„Morgen am 15. März wird aus dem Zuchthause zu Sprottau Gustav Thormer entlassen, nachdem er dort eine zwölfjährige Zuchthausstrafe abgebüßt hat. Aeltere Leser werden sich noch des Falles Thormer erinnern. Es handelte sich um einen großartigen Einbruch in ein Juweliergeschäft in Liegnitz. Dabei ist Thormer ergriffen worden, während es seinen Genossen gelang, zu entfliehen. Thormer hat seine Genossen nicht verraten. Es gelang den Einbrechern nur, verhältnismäßig wenig von dem geraubten Gut in Sicherheit zu bringen, und der Inhaber des Ladens ist vor größerem Schaden bewahrt geblieben."

Thormer hatte gleichgültig zugehört und sagte kein Wort.

„Sie sehen, man weiß draußen davon, daß Sie heute entlassen werden, und ich wollte Ihnen deshalb einige warnende Worte mit auf den Weg geben, Thormer. Sie haben sich während der zwölfjährigen Strafzeit gut geführt, Sie haben niemals Grund zur Klage gegeben. Wenn Sie vor das Thor des Zuchthauses kommen, werden Sie vielleicht von Ihren ehemaligen Genossen erwartet oder von anderen Leuten, die Sie von früher her kennen. Lassen Sie sich nicht umgarnen, lassen Sie sich nicht beeinflussen in ungünstigem Sinne. Lassen Sie sich nicht von der Freiheit betäuben wie von einem Rausch. Vergessen Sie nicht, was über Ihnen schwebt, Ihre Vorstrafen und Ihre Polizeiaufsicht. Ich rate Ihnen nochmals: gehen Sie wirklich und so schnell als möglich nach Amerika. Sollte es Ihnen durch Ihre Schwester nicht gelingen, so schreiben Sie an mich. Ich kann Ihnen dann vielleicht bei einer Dampfergesellschaft Ueberfahrt besorgen, wenn Sie Arbeiten an Bord verrichten wollen. Und nun gehen Sie, Thormer, und mögen Sie nie wieder hierher zurückkommen."

„Leben Sie wohl, Herr Direktor," versetzte der entlassene Zuchthäusler, „ich will an Ihre Worte denken."

Dann schritt er hinaus. Wenige Minuten später stand er außerhalb der Mauer vor dem gewaltigen Gebäude, das abseits von der Stadt liegt. Mit tiefen Atemzügen begrüßte er die Luft der Freiheit, die ihm ganz anders zu sein schien als die jenseits der Mauern.

Warum blieb er wie gebannt stehen? Warum getraute er sich nicht, weiterzugehen?

Er kam sich wie ein Kind vor in den neuen Verhältnissen. Zwölf Jahre hinter Kerkermauern, und nun in der Freiheit!

Zögernd machte Thormer einen Schritt vorwärts und blieb wieder stehen. Er mußte sich einen förmlichen Ruck geben, um vorwärts zu kommen und nach der Stadt zu den Weg einzuschlagen.

Er war ungefähr hundert Schritte über das Feld gegangen, als er einen elegant gekleideten Mann auf sich zukommen sah. Dieser war ungefähr dreißig Jahre alt und von hübscher Erscheinung. Er blieb, als er an Thormer herankam, stehen und fragte: „Ist das der Weg zum Zuchthaus?"

„Ja," versetzte Thormer.

Der Fremde betrachtete ihn prüfend und fuhr fort: „Kommen Sie von daher oder können Sie mir sagen, ob ein gewisser Thormer schon entlassen ist?"

„Ich bin der Thormer," sagte dieser und betrachtete mißtrauisch den eleganten Mann. Er konnte sich absolut nicht darauf besinnen, ihn jemals in seinem Leben gesehen zu haben.

„Es freut mich, daß ich Sie treffe," rief der Fremde. „Ich heiße Meixner, Albert Meixner, und bin Rentier. Ich habe in der Zeitung gelesen, daß Sie heute entlassen werden, und bin hierher gekommen, um mich Ihrer anzunehmen. Ich bin im Auftrage einer Anzahl von Menschenfreunden hier, denen Ihr Schicksal

Mitleid eingeflößt hat. Haben Sie in Sprottau zu thun?“

„Nein, ich kenne hier keinen Menschen.“

„Kommen Sie mit mir nach Breslau. Dort wird sich leicht ein Unterkommen für Sie finden lassen. Wenn wir jetzt direkt zum Bahnhof gehen, können wir noch den nächsten Zug nach Breslau erreichen.“

Thormer stand zögernd, dieser Antrag kam ihm zu unerwartet.

„Nun, kommen Sie nur!“ drängte der andere. „Unsere Gesellschaft wirkt für das Wohl entlassener Strafgefangener, wir meinen es gut mit Ihnen. Sie können sich meiner Leitung ruhig anvertrauen. Also vorwärts nach dem Bahnhofe!“

Stumm schritt Thormer neben Meixner her. Träumte er oder wachte er? In den letzten Monaten hatte er oft nachts in der Zuchthauszelle von der Freiheit geträumt, in die er nun bald zurückkehren sollte. Immer aber waren es unangenehme Träume gewesen; er wurde gewöhnlich im Traume ergriffen und wieder ins Zuchthaus geschleppt. Und nun war die Freiheit gekommen und mit ihr anscheinend das Glück. Gab es wirklich so gute Leute, die sich des armen Zuchthäuslers annehmen wollten?

In der zwölfjährigen Haft war die Willenskraft Thormers fast völlig gebrochen worden. Er war gewöhnt, zu thun, was ihm befohlen wurde, und so ging er jetzt mechanisch neben seinem Wohlthäter her, setzte sich mit ihm in einen Eisenbahnwagen und fuhr nach Breslau.

Hier kam Thormer mit Meixner abends an. Letzterer brachte ihn mittels einer Droschke nach einem kleinen Gasthause in der Nikolaistraße. Er ließ sich ein Zimmer mit zwei Betten geben und befahl dann dem Kellner, ihm die Speisekarte zu bringen.

„Sie werden hungrig sein, Thormer,“ sagte er, „und

wir müſſen eſſen und trinken, wir müſſen Ihre Befreiung feiern. In ein Reſtaurant kann ich mit Ihnen in Ihrem gegenwärtigen Anzug nicht gehen. Ich werde morgen von dem Geld, das mir mitgegeben iſt, einen anſtändigen Anzug für Sie kaufen. Und nun wollen wir eſſen und trinken, und ich hoffe, es wird Ihnen nach der Zuchthauskoſt nicht ſchlecht ſchmecken."

Eine halbe Stunde ſpäter befand ſich Thormer in einem Zuſtand, den er ſeit Jahren nicht gekannt. Das erſte Glas Wein, das er trank, machte ihn faſt berauſcht. Länger als zwölf Jahre war kein Tropfen Alkohol über ſeine Lippen gekommen, er aß ſo gut, wie noch nie vorher in ſeinem Leben; in ſeine Augen trat ein feuchter Glanz, und er fühlte, wie ſeine Willenskraft, die er vollſtändig erſtorben glaubte, ſich wieder regte. Er erzählte dem Wohlthäter, daß er von Beruf Kunſtſchloſſer und bis zu ſeinem fünfundzwanzigſten Jahr ehrlich geweſen ſei. Dann ſei er einmal der Verſuchung erlegen und habe einen Diebſtahl mittels Nachſchlüſſels begangen. Er wurde entdeckt und mit Gefängnis beſtraft. Als er herauskam, war er verloren. Er fand keine Stellung wieder, verbrecheriſche Genoſſen drängten ſich an ihn, und er beging neue Verbrechen, die ihn ſchließlich ins Zuchthaus führten.

Meixner trank ihm zu und erheiterte ihn durch die Ausſicht auf eine glückliche Zukunft. Und der entlaſſene Zuchthäusler trank, bis ihm das Bewußtſein ſchwand. —

Am nächſten Vormittag erwachte Thormer erſt ſpät. Als er ſich im Bett aufſetzte und im Zimmer umſah, war er allein, und er mußte ſich erſt eine ganze Zeitlang beſinnen, wo er ſei. Es befiel ihn etwas wie Schreck, als er bemerkte, daß ſein Wohlthäter verſchwunden war. Er dachte an die Rechnung, die von der Schwelgerei am Abend vorher zu bezahlen war. Aber kaum war er aufgeſtanden, ſo trat Meixner in das Zimmer.

„Nun, endlich munter?“ fragte er lachend. „Machen Sie ſich nur zurecht, ich ſchicke Ihnen gleich den Kaffee herauf, und dann treffen Sie mich vor der Thür. Kommen Sie aber bald herunter.“

Wiederum zwei Stunden ſpäter war Thormer vollſtändig neu eingekleidet.

„Jetzt ſehen Sie ganz anders aus,“ ſagte Meixner; „nun kann man ſich doch mit Ihnen auf der Straße zeigen.“

Das Herz des ehemaligen Zuchthäuslers war von tiefer Dankbarkeit gegen die Leute erfüllt, die ſich in ſo außerordentlich liebenswürdiger Weiſe ſeiner annahmen.

„Wer ſind die Herren, die mir dieſe Wohlthat erweiſen?“ fragte er Meixner. „Ich möchte mich bei ihnen bedanken.“

„Nun, das werde ich ſchon beſorgen,“ erklärte dieſer. „Die Herren wünſchen ungenannt zu bleiben.“

Dann führte er Thormer in ein Reſtaurant, um dort mit ihm zu frühſtücken. Eſſen und Trinken ſchien die Hauptbeſchäftigung zu ſein, welche die unbekannten Menſchenfreunde Thormer vorläufig auferlegen wollten. Der Tag verging ſehr angenehm, und Thormer war eigentlich nie recht nüchtern. Er fühlte, wie ſeiner Willenskraft die Schwingen wuchſen, er war nicht nur fröhlich, ſondern geradezu übermütig, und Meixner ſchien ſich darüber ſehr zu freuen. Er lachte überlaut, wenn jetzt auch Thormer luſtig wurde. Der Tag endete notwendigerweiſe mit einem abermaligen Betrunkenſein Thormers, der nur mit Hilfe Meixners ſein Bett wieder finden konnte.

Und das ging ſo fort. Thormer lebte in den Tag hinein, er machte ſich keine Sorgen um die Zukunft mehr, er war wie im Paradieſe. Alles, was er erlebte, kam ihm wie ein Märchen vor. Wie neu war dieſe Welt für ihn; wie ein Kind kam er ſich darin vor. Und wie ein Kind ließ er ſich von ſeinem Wohlthäter gängeln.

„Es lebe die Gesellschaft der Menschenfreunde!“ dachte er. „Solange es ihnen recht ist, mich in dieser Weise zu erhalten, kann es mir auch recht sein.“

4.

Die Vorhallen der Berliner Bahnhöfe sind vortreffliche Plätze für das Zusammentreffen von Liebenden. Bei dem unablässigen, außerordentlich großen Verkehr fällt es nicht auf, wenn eine Person hier auf eine andere wartet, und die Leute, welche von den Bahnsteigen kommen oder nach den Bahnsteigen eilen, haben keine Zeit, sich lange nach irgend jemand umzusehen.

In der Halle des Anhalter Bahnhofs schritt schon seit einiger Zeit Lina Binder auf und ab und sah aufmerksam nach den drei großen Eingangsthüren. Ein ungefähr dreißigjähriger Mann kam endlich eilig durch eine der Thüren, und in Linas Augen leuchtete es auf, als sie ihn sah. Er machte den Eindruck eines Künstlers. Seine Kleidung war elegant und modisch.

„Guten Tag, Lina,“ flüsterte der junge Mann; „entschuldige nur, daß ich nicht früher kam, aber ich hatte noch eine Abhaltung.“

„Ich weiß es, Martin,“ entgegnete die junge Lehrerin. „Du bist nicht Herr deiner Zeit.“

„Wir hatten hier in der Nähe eine Aufnahme, und es hat länger gedauert, als ich glaubte.“

Das Liebespaar verließ den Bahnhof und ging langsam die nächste Straße nach dem Hafenplatz hinunter.

„Ich bringe dir auch keine guten Nachrichten,“ fuhr Martin fort. „Es ist aus der Sache nichts geworden. Die Leute wollen erst noch weitere Experimente abwarten, und dann soll ich wieder kommen. Es ist das alte Lied, das alte Leid; die Leute gehen an eine neue Sache nicht gern heran.“

„Dann müſſen wir eben warten,“ ſagte Lina und ſuchte möglichſt ruhig auszuſehen.

„Ich weiß, mein liebes, liebes Kind, daß du geduldig biſt, und Geduld iſt ja eine Tugend der Frauen. Aber was ſoll daraus werden? Du biſt fünfundzwanzig, ich bin dreißig Jahre alt; wie lange ſollen wir noch warten, bis wir uns heiraten können?“

Lina lächelte. „Wir warten ja auf das Glück, und da wird das Warten nicht langweilig. Ihr Männer ſeid immer ſo eilig und könnt den Erfolg nicht abwarten. Es wird ſich ſchon irgend etwas finden. Um mich brauchſt du keine Sorge zu haben; ich habe mein Auskommen als Lehrerin, und von meiner Seite liegt gar kein Grund vor, dich zu drängen.“

„Das weiß ich alles. Aber dieſe fortwährenden Fehlſchläge bringen mich zur Verzweiflung! Ich habe ja meine gute Stellung, aber es langt nicht für uns beide, und heiraten wir, dann mußt du doch deine Stellung als Lehrerin aufgeben. Ach, Lina, es iſt qualvoll! Meine Erfindung, mein neues photographiſches Verfahren, könnte unſer Glück machen, es handelt ſich nur darum, es einzuführen, aber dazu gehört Geld. Niemand will es mir geben, und wenn ich noch lange mit der Ausführung warte, dann kommt vielleicht ein anderer darauf. Solche Sachen liegen gleichſam in der Luft, und gewöhnlich entdecken mehrere Leute gleichzeitig Neuerungen auf techniſchem Gebiete.“

„Du haſt doch aber dein Patent,“ ſagte Lina, „und es kann dir doch niemand deine Idee wegnehmen.“

„Dieſes Patent iſt nun ſchon ein Jahr alt. Wenn ich es in den nächſten zwei Jahren nicht zur Verwendung bringe, dann iſt es verfallen. Wie glücklich war ich, als ich dir damals mitteilen konnte, daß das Patent auf meine Erfindung bewilligt ſei! Damals glaubte ich, die

Welt gehöre mir, und ich stünde unmittelbar vor der Eingangspforte zu Glück und Reichtum. Und nun diese Enttäuschungen!"

„Diese Enttäuschungen bleiben keinem Erfinder erspart, lieber Martin."

Der junge Mann schwieg und ging langsam neben Lina her. „Ich habe eine Idee, über die ich schon längst mit dir sprechen wollte," begann er dann zögernd, „aber ich habe es immer wieder aufgeschoben, weil ich glaubte, mir anderweitig helfen zu können. Was meinst du, wenn ich mich an deine Tante in Zehlendorf um Geld wendete?"

„Ums Himmel willen, thu das nicht," rief Lina. „Du kennst meine Tante nicht, sonst würdest du nicht glauben, daß sie auf so etwas je eingeht. Sie ist furchtbar mißtrauisch, alle geschäftlichen Angelegenheiten überläßt sie ihrem Rechtsanwalt Horst."

„Vielleicht könnte ich mich an diesen Herrn wenden," meinte Martin. „Wenn er deiner Tante vorstellt, daß ich ein anständiger und ehrlicher Mensch bin, und daß wirklich mit meinem neuen Verfahren ein gutes Geschäft zu machen ist, läßt sie sich vielleicht bestimmen. Liebe Lina, es handelt sich um unser Glück."

„Ich möchte unsere Herzensangelegenheiten nicht vor den Rechtsanwalt gebracht haben," versetzte Lina. „Es weiß bis jetzt niemand etwas von unseren Beziehungen und —"

„Aber irgend etwas muß geschehen!" rief Martin heftig. „Einmal muß deine Tante ja so wie so erfahren, daß wir verlobt sind, und da sie dir nichts giebt, ist ja kein Grund zur Heimlichkeit vorhanden. Ich werde ihr sagen, ich hätte ihr ein Geschäft vorzuschlagen, bei dem ich als Sachverständigen den Rechtsanwalt Horst haben möchte. Vielleicht geht sie doch darauf ein."

Lina ſchien eine Zeitlang mit ſich zu kämpfen, dann erwiderte ſie: „Du haſt recht, Martin. Einen Verſuch könnte man immerhin machen, und ich will kein Hindernis ſein. Meinetwegen geh alſo zur Tante, aber ich ſage dir voraus, du wirſt keinen Erfolg haben."

„Wann kann ich ſie am beſten ſprechen?"

„Morgen vormittag, morgen iſt ja Sonntag. Von zehn Uhr ab iſt ſie ganz ſicher zu ſprechen."

— — — — — — — — — — — —

„Martin Seiffert" las Fräulein Bertha Dietrich auf der Viſitenkarte, die am Sonntag vormittag das junge Dienſtmädchen ihr brachte.

„Was will der Herr?" fragte die alte Dame.

„Er will Sie ſprechen in einer Familienangelegenheit."

Die alte Dame machte ein etwas erſtauntes Geſicht, ſagte aber dann: „Führe den Herrn in den Salon."

„Sie wünſchen mich in Familienangelegenheiten zu ſprechen?" fragte ſie den jungen Mann bei ſeinem Eintritt.

„Allerdings in Familienangelegenheiten," verſetzte dieſer. „Ich komme wegen Ihrer Nichte, Fräulein Lina Binder."

„Ich hoffe, es iſt ihr kein Unglück paſſiert."

„Nein, ganz und gar nicht, wenn Sie nicht meine Anweſenheit ſelbſt als eine Unannehmlichkeit oder ein Unglück betrachten wollen. Ich komme nämlich zu Ihnen, um Sie um die Hand Ihrer Fräulein Nichte zu bitten. Wir lieben uns ſchon lange und möchten uns heiraten."

„Ei, davon weiß ich ja noch kein Wort. Wie iſt denn das ſo plötzlich gekommen? Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Martin Seiffert ſchien zu glauben, daß er einen günſtigen Eindruck gemacht habe. Er fuhr daher fort: „Die Sache iſt nicht ſo neu. Ich bin Photograph, Operateur

in dem großen Geschäft von Wagner in Berlin. Vor ungefähr anderthalb Jahren kam Ihre Nichte zu uns, um sich photographieren zu lassen. Auf diese Weise bin ich mit ihr bekannt geworden. Da ich bei meiner Mutter, die als verwitwete Amtsgerichtsrätin in Friedenau lebt, wohne, so fahre ich täglich zwischen Friedenau und Berlin hin und her, und solange Lina noch in Berlin Lehrerin war, kamen wir auch täglich zusammen. So sind wir näher miteinander bekannt geworden und schon seit dreiviertel Jahren heimlich verlobt."

„Das ist ja reizend," sagte die alte Dame, der alle Liebesgeschichten sehr interessant waren. „Und wann soll nun die Hochzeit sein?"

Martin Seiffert machte ein etwas verlegenes Gesicht. „Möglichst bald," sagte er. „Ich will mich nämlich etablieren. Ich habe eine neue Erfindung gemacht, und wenn ich die eingeführt habe, was gar nicht lange dauern wird, dann bin ich sehr wohl in der Lage, zu heiraten."

„Dann kann sich ja Lina freuen. Sie verdient es wirklich. Sie ist ein herzensgutes, liebes Mädchen, fleißig und arbeitsam. Der Mann, der sie heiratet, macht sein Glück."

„Ich darf also wohl hoffen, daß Sie nichts gegen die Heirat haben?" sagte Martin, der nun das Gespräch auf die Hauptsache bringen wollte.

„Ich?" fragte erstaunt Fräulein Dietrich. „Nein, ganz und gar nicht! Ich habe ja auch so wie so nichts zu sagen. Lina ist heiratsmündig und von mir unabhängig."

„Meine Braut hängt aber sehr an Ihnen, gnädiges Fräulein. Sie würde keinen solchen Schritt ohne Ihre Erlaubnis thun, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen."

„Das ist sehr liebenswürdig von Lina und sieht ihr ähnlich. Ich bedaure nur, daß sie nicht gleich mitgekommen

ist, Sie hätten dann zusammen bei mir zum Mittagessen bleiben können."

„Das wäre nicht gut gegangen," versetzte Martin, „denn ich habe nachmittags im Atelier Dienst. Sie wird sich aber sehr freuen, wenn sie erfährt, daß Sie nichts gegen unsere Verbindung haben."

Nach dieser letzten Bemerkung entstand eine Pause. Martin wurde rot und suchte nach einer Einleitung für die Geschäftsangelegenheit. Endlich leuchtete es in seinem Gesicht auf. „Würden Sie gestatten, gnädiges Fräulein," sagte er, „daß ich einmal zu Herrn Rechtsanwalt Horst ginge, um ihm meine Erfindung vorzulegen?"

„Ja, was soll ich da gestatten? Thun Sie es nur, wenn Sie es wollen. Aber ich weiß nicht, ob der Rechtsanwalt etwas von Photographie versteht."

„Ich meine nur, der Herr Rechtsanwalt könnte vielleicht die Sache prüfen lassen durch einen Fachmann, und wenn der Herr Rechtsanwalt überzeugt wäre, daß meine Erfindung viel wert ist, so könnte er Ihnen bestätigen, daß Sie ein gutes Geschäft machen würden, wenn Sie sich bei meinem Unternehmen beteiligen würden."

Nun war es glücklich heraus. Martin Seiffert war ordentlich stolz darauf, wie hübsch und elegant er der alten Dame die Sache beigebracht hatte. Als er aber aufsah, bemerkte er eine eigentümliche Veränderung in dem Gesicht des alten Fräuleins. Das liebenswürdige Lächeln war vollständig verschwunden.

Die alte Dame erhob sich und sagte sehr kühl: „Sie können sich den Weg zu dem Rechtsanwalt Horst ersparen. Ich beteilige mich nicht an Geschäften. Ich habe kein Geld. Alles, was ich besitze, gehört meinem Neffen. Solange er lebt, habe ich mir gewissermaßen nur die Nutznießung dieses Geldes vorbehalten. Ich würde es für ein Verbrechen gegen meinen lieben Neffen halten,

wenn ich sein Geld in Geschäfte stecken wollte, von denen ich nichts verstehe. Wenn Ihre Erfindung gut ist, dann werden sich schon Fachleute finden, die sich daran beteiligen. Etwas Gutes bricht sich immer Bahn. Ich bedaure, Ihnen nicht dienen zu können. Bitte, grüßen Sie Lina und sagen Sie ihr nur, sie solle sich bald wieder einmal bei mir sehen lassen."

Martin Seiffert konnte nicht anders, er mußte sich empfehlen. Ehe er noch recht wußte, wie ihm geschehen war, stand er auf der Straße vor der Villa und ging mit gesenktem Haupte nach dem Bahnhof, um nach Berlin zurückzufahren.

Lina hatte recht gehabt. Es war ein neuer und völliger Fehlschlag.

5.

Acht Tage waren verflossen. In Saus und Braus hatten Thormer und Albert Meixner gelebt, es war wirklich ein Zustand, in dem man gar nicht zur Besinnung kommen konnte. Thormer dachte weder an die Zukunft, noch an die Vergangenheit, er genoß nur und lebte. Der Mann, der ihn begönnerte, war unterdes sein Duzbruder geworden. Nur einmal hatte er mit Thormer über dessen vor zwölf Jahren begangenes Verbrechen gesprochen.

„Sag einmal, Thormer," fragte er ihn, „warum hast du damals deine Genossen nicht verraten?"

„Weil ich ein anständiger Kerl bin," versetzte Thormer nicht ohne Selbstbewußtsein. „Einen Genossen verrat' ich nicht. Was habe ich denn davon? Vielleicht ein halbes Jahr Zuchthaus weniger, und dafür habe ich andere Leute unglücklich gemacht. Nein, wenn ich das Unglück habe, allein gefaßt zu werden, so sollen meine Freunde nicht mit leiden. Lieber beiß' ich mir die Zunge ab, als daß ich jemand verrate, der mein Freund ist."

Albert Meixner war von dieser Rede seines Duzbruders

ſo gerührt, daß er ihm die Hand drückte und ſagte, er wäre ein braver Kerl, ein Menſch, vor dem man Reſpekt haben müſſe.

Nach zehntägigem Aufenthalt in Breslau fand Meixner es plötzlich geraten, nach Berlin zu gehen. Noch einmal bekam Thormer Gewiſſensbiſſe. Er erinnerte ſich daran, daß er ſich bei der Polizeibehörde ſeines Heimatortes nach der Entlaſſung aus dem Zuchthaus zu melden hatte, denn er ſtand unter Polizeiaufſicht. Aber Meixner ſagte, die Sache ſei jetzt doch ſchon verfahren, und er würde beſtraft werden, weil er ſich nicht innerhalb drei Tagen gemeldet habe. Es ſei das beſte, er ginge ſofort nach Amerika.

Thormer meinte, er würde einen Paß dazu brauchen. Aber auch darüber beruhigte ihn Meixner. Ein Paß ſei eine Kleinigkeit, den beſorge er ihm jederzeit in Berlin. Da gebe es Leute genug, die ihren Paß für ein Zehnmarkſtück verkauften. Das glaubte Thormer, und er fuhr alſo mit ſeinem Freunde nach Berlin. Hier nahmen die beiden ſonderbaren Genoſſen Quartier in einem kleinen Gaſthof im Oſten der Stadt in der Nähe des Schleſiſchen Bahnhofes. Da Berlin noch mehr Vergnügungen bietet als Breslau, ſo wurde hier drei Tage lang noch toller gelebt als bisher. Es fiel Thormer nicht einmal auf, daß Meixner ihn kleine Auslagen machen ließ. Das war ſchon in Breslau geſchehen. Wenn aber Thormer Geld ausgelegt hatte, ſo hatte ihm das Meixner bisher ſtets zurückgegeben, und ſo war Thormer leichtſinnig genug, in Berlin die zweiundachtzig Mark, die er aus dem Zuchthauſe mitbekommen hatte, bis auf einen kleinen Reſt aufzubrauchen.

Man hatte ſich bisher bei den Vergnügungen immer nur im Oſten der Stadt aufgehalten. Meixner ſagte, er habe ſeine Gründe, nicht nach dem Zentrum und beſonders

nicht nach dem Weſten zu gehen; er habe dort Verwandte, welche nicht zu wiſſen brauchten, daß er in Berlin ſei.

Als am vierten Morgen des Berliner Aufenthaltes Thormer mit einem ſchweren Katzenjammer erwachte, mit einem Kopf, ſo dumpf, daß er kaum einen vernünftigen Gedanken faſſen konnte, ſah er Meixner ſchon am Tiſche ſitzen und ſchreiben.

„Zieh dich nur an," ſagte Meixner, „ich habe mit dir eine ernſthafte Sache zu beſprechen."

„Was giebt es denn?" fragte Thormer mürriſch, denn er hätte gern noch geſchlafen.

„Mein lieber Freund," verſetzte Meixner, „ich muß dir ſagen, wir ſind mit unſerem Gelde fertig. Und damit du die ganze Wahrheit erfährſt: es war mein eigenes, das heißt von mir unterſchlagenes Geld. Ich bin in Köln Schreiber bei einem Rechtsanwalt geweſen und habe dort dreitauſend Mark „gerollt". Den Reſt davon haben wir zuſammen verjuxt. Siehſt du, ich bin ſo ein gutmütiges Schaf, ich habe mir geſagt: wenn das Geld mir Segen bringen ſoll, dann ſoll auch jemand etwas davon haben, der ſich wirklich über das freut, was man ihm verſchafft. Da las ich in einer Breslauer Zeitung, daß du aus dem Zuchthaus kämſt. Ich dachte mir: das iſt mein Mann! Jemand, der zwölf Jahre im Zuchthaus geſeſſen hat, dem macht es hundertfachen Spaß, ſich einmal ordentlich zu amüſieren. So habe ich dich denn abgeholt, und um dir eine Freude zu machen, haben wir gelebt wie die Vögel im Hanfſamen. Nun iſt es aus."

Thormer ſah ſeinen Freund zuerſt ſprachlos und entſetzt an. Dann lachte er. „Du biſt mir ein ſchöner Hecht! Aber immerhin, ich habe mich ſo gut amüſiert wie noch nie in meinem Leben. Was machen wir aber jetzt?"

„Wir können zweierlei machen," fuhr Meixner fort, indem er an Thormer herantrat und ſeine Stimme bis

zum Flüstern dämpfte; „wir können zum Wirt gehen und ihm sagen, daß wir kein Geld haben. Dann wird er uns natürlich als Zechpreller der Polizei übergeben, ich werde eingesteckt und dich, lieber Junge, werden sie als Hehler und Begünstiger ebenfalls dabehalten. Du hast auch noch Strafe zu gewärtigen, weil du dich nicht zur Polizeiaufsicht gemeldet hast. So liegt die Sache, wenn wir dumm sind. Wenn wir aber klug sind, steht es anders. Dann besorgen wir uns Geld und gehen direkt hinunter nach Italien und von Italien aus nach Amerika. So dumm sind wir nicht, daß wir über Bremen oder Hamburg gehen, wo sie uns gleich abfassen können."

„Woher aber das Geld nehmen?" fragte Thormer.

„Ich kenne einen „Handel", der furchtbar leicht ist. Es ist in einem Berliner Vorort eine Villa, in der wohnt eine alte, siebzigjährige Dame mit einem stocktauben Dienstmädchen und einem jungen Ding, das aber nur tags über da ist und nachts außer dem Hause schläft. Die Alte hat zwei große Hunde, die nachts frei im Garten herumlaufen. Im Erdgeschoß der Villa liegt die Wohn- und die Schlafstube. In der Wohnstube steht ein ganz gewöhnlicher Schrank, in dem sich eine Kassette mit Geld befindet. Ein paar tausend Mark sind immer darin. Ihr großes Geld hat die Alte auf der Bank. Ich kenne ein Mittel, um jeden Hund zu beruhigen und zum Schweigen zu bringen. Schränkzeug habe ich auch."

Damit ging Meixner an seinen Koffer, schloß ihn auf, machte eine Art Doppelboden auf und zeigte Thormer eine Anzahl von Dietrichen, sowie ein starkes Brecheisen und verschiedene andere Instrumente, die zum Oeffnen von Schlössern dienen konnten. Thormer lächelte verständnisinnig. „Du bist also auch Schränker*)?" sagte er.

*) Einbrecher.

„Nein, Schränker bin ich nicht. Deshalb möchte ich mit dir die Sache machen. Aber ich kenne die Gelegenheit. Ich habe nämlich dort im Hause einmal eine Zeitlang täglich zu thun gehabt. Ich kenne jedes Schloß und finde mich im Finstern zurecht. Wenn du mein Partner sein willst, Thormer, dann fährst du hinaus und siehst dir die Sache an. Ich kann mich draußen nicht zeigen, man kennt mich. Deshalb muß ich mich auch im Hintergrunde halten. Aber ich weiß sicher, daß wir mindestens drei- bis viertausend Mark bekommen."

„Ist die Alte ängstlich?" fragte Thormer. „Bleibt sie ruhig in ihrem Schlafzimmer oder schlägt sie Lärm und kommt sie heraus?"

„Sie kommt wahrscheinlich," antwortete Meixner, „aber wenn du ihr eins auf den Kopf giebst, dann fällt sie um. Die Frau ist steinalt und schon mit einem Fuß im Grabe."

Thormer machte ein bedenkliches Gesicht. „Pfui Teufel!" sagte er. „Einbruch mit Vor-den-Kopf-hauen kostet lebenslänglich."

„Na, thu nicht so zimperlich," meinte Meixner; „du kriegst doch so wie so lebenslänglich. Was hast du noch zu riskieren?"

„Hast recht, hol mich der Teufel, ich gehe nicht wieder ins Kittchen, jetzt, nachdem ich das Leben genossen habe. Nein, ich will noch weiter was vom Leben haben. Himmeldonnerwetter, warum soll denn unsereiner bloß immer hinter den eisernen Gardinen sitzen? Aber wie steht's hier mit unserer Zeche?"

„Daran habe ich auch schon gedacht. Während du in Zehlendorf bist, werde ich hier meine goldene Uhr versetzen. Mit dem Gelde bezahle ich hier unsere Zeche, und nachmittags sagen wir dem Wirt, wir wollten abreisen. Wir bringen unsere Koffer auf den Bahnhof, fahren dann abends nach Zehlendorf, und wenn wir in

der Nacht gegen Morgen zurückkommen und der Handel geglückt ist, dann fahren wir davon. Es wäre der Teufel, wenn sie uns kriegten."

„Die Sache ist trotzdem sehr riskiert," sagte Thormer; „ich habe nicht gern einen Handel, wenn ich nicht vorher selber auch im Inneren des Hauses baldowert*) habe. Wann bist du das letzte Mal dort gewesen?"

„Vor einem halben Jahre, bevor ich nach Köln ging. Eine Veränderung im Hause ist unterdes nicht vorgefallen, besonders nicht, was die innere Einrichtung anbelangt, denn die Alte läßt nichts machen."

„Und die Hunde?" fragte Thormer.

„Die Hunde nehme ich auf mich. Ich bringe sie beiseite und schließe sie ein. Ich sage dir, sie geben keinen Mucks von sich."

„Na, denn man zu!" sagte Thormer. „Dann wollen wir die Sache handeln."

Das würdige Paar zählte darauf noch das restierende Geld zusammen, und es stellte sich heraus, daß sie noch acht Mark hatten. Das Geld bekam Thormer, damit er nach Zehlendorf hinausfahre und sich die Villa, die ihm Meixner angab, von außen ansehe. Nachmittags um drei Uhr wollte man sich wieder im Gasthof treffen.

Thormer verzehrte sein Frühstück und ging davon. Als er eine Stunde fort war, klingelte Meixner nach der Rechnung und bezahlte dieselbe mit einem Hundertmarkschein.

— — — — — — — — — — — —

Es war gegen ein Uhr nachts, als sich Meixner und Thormer der Villa des Fräulein Dietrich vom freien Feld her näherten. Nach dieser Seite zu war der Garten durch eine hohe Mauer abgeschlossen. Die beiden großen Hunde schlugen an, als sich die Männer der Mauer näherten.

*) Ausgekundschaftet.

Thormer blieb ſtehen und flüſterte: „Die Hunde werden uns verraten. Sie machen zu viel Lärm.“

„Das hört gleich auf,“ verſetzte Meixner. „Hilf mir nur die Mauer hinauf.“

Er ſchwang ſich mit Thormers Hilfe auf die Mauer und pfiff leiſe den Hunden. Die Tiere, welche zuerſt wütend auf ihn zuſprangen, wurden plötzlich ſtill. Meixner rief ihnen leiſe einige Worte zu, und ſie fingen an, freudig zu winſeln. Meixner ſprang nun in den Garten hinunter, ſtreichelte die Tiere und gab ihnen Schmeichelnamen. Und die Tiere folgten ihm willig bis zum Gartenhäuschen, in dem er ſie einſchloß, nachdem er ihnen vorher befohlen hatte, ſich niederzulegen.

Die Tiere rührten ſich nicht vom Fleck. Meixner überzeugte ſich noch, daß auch die Fenſter des achteckigen, kleinen Pavillons geſchloſſen waren, und holte dann Thormer.

„Du verſtehſt es wirklich, Hunde ruhig zu machen,“ ſagte dieſer bewundernd. „Man ſollte glauben, ſie kennten dich.“

„Davon iſt keine Rede,“ verſetzte Meixner faſt ärgerlich. „Ich weiß nur, wie man mit Hunden umgeht. Und nun gieb mir die Hand, ich will dich bis an die Hinterthür des Hauſes führen.“

Die Hinterthür der Villa war erreicht, ohne daß Geräuſch entſtanden wäre. Thormer war ein geübter Einbrecher. Bereits der zweite Dietrich, den er probierte, öffnete die Hinterthür. Thormer zündete ein Licht an, und beide gingen zu der Thür, welche in das Wohnzimmer führte.

„Hier nimm das Brecheiſen,“ ſagte Meixner zu dem Genoſſen, „und wenn dir die Alte in den Weg kommt, ſchlag feſt zu. Ich bleibe hier draußen, und ſollte etwa das alte Dienſtmädchen, das im Dachzimmer ſchläft, herunterkommen, ſo drücke ich ihr die Kehle zu. Und nun

Digitized by Google

mach raſch und ſei beſonders vorſichtig mit dem Licht. Auf mich kannſt du dich verlaſſen."

Nach ungefähr fünf Minuten hatte Thormer auch die Thür zum Wohnzimmer geöffnet. Jetzt trat er in das Zimmer, ſah ſich um und entdeckte einen alten Mahagoniſchrank, der halb Wäſche- und halb Kleiderſchrank zu ſein ſchien, an der Stelle, die ihm Meixner bezeichnet hatte. Durch eine Spalte in der Thür beobachtete Meixner ſeinen Genoſſen, ſoweit dies die matte Beleuchtung durch das Licht geſtattete. Der Mahagoniſchrank war ein altes Möbel und hatte ein Kunſtſchloß. An dieſem arbeitete Thormer ziemlich lange. Es waren wohl fünf Minuten verfloſſen, und noch immer ging der Schrank nicht auf. Aber endlich ſiegte die Kunſt des Einbrechers; die Thür öffnete ſich mit einem lauten Knall. Thormer überlegte einen Augenblick, ob er das Licht auslöſchen ſollte, aber er beſchloß, dies nicht zu thun, ſondern raſch zu handeln auf die Gefahr hin, daß die Bewohnerin des Hauſes in das Zimmer trete. Er leuchtete in den Schrank hinein und fand die Kaſſette in dem oberſten der Fächer. Meixner, der durch die Thürſpalte ſah, bemerkte die Dunkelheit im Zimmer, als Thormer das Licht in den Schrank hielt. Jetzt ſah aber der Lauſcher einen hellen Lichtſchein in das Zimmer fallen; die nach dem Schlafzimmer gehende Thür hatte ſich geöffnet, und im Rahmen derſelben erſchien im Nachtgewand, in der linken Hand den Leuchter haltend, Fräulein Dietrich. In demſelben Augenblicke zog Thormer ſeinen Oberkörper aus dem Schranke heraus. In ſeiner Rechten befand ſich die Kaſſette.

Was nun geſchah, erfolgte blitzſchnell. Fräulein Dietrich erhob ihre rechte Hand, in der ſich ein Revolver befand, um auf den Einbrecher Feuer zu geben. Thormer ließ das Licht, das er in der Linken hielt, fallen, raffte die Brechſtange auf, die vor dem Schranke lag, und

ſchlug damit nach der alten Frau, die lautlos zuſammenſtürzte.

Im nächſten Augenblick wurde die Thür aufgeriſſen, und Thormer rief halblaut: „Wo biſt du?“

„Hier!“ antwortete Meixner.

„Wir müſſen fort, ich habe die Kaſſette, und die Alte hat genug.“

„Iſt ſie auch wirklich tot?“ fragte Meixner. „Willſt du nicht lieber zurückgehen und ihr noch eins geben? Wir ſind verloren, wenn ſie noch einmal zum Bewußtſein kommt.“

„Nein, nein,“ widerſprach Thormer. „Ich bin kein Mörder, ich bin ein Schränker und wehre mich, wenn ich angegriffen werde. Aber ich kann nicht mit kaltem Blute hingehen und der Alten den Schädel einſchlagen. Thu du's, wenn du willſt. Ich mache, daß ich fortkomme.“

Meixner murmelte eine Verwünſchung zwiſchen den Zähnen und folgte dem Genoſſen. Dann wurde die Kaſſette erbrochen. Man fand ungefähr zweitauſend Mark in Gold und Papieren.

„Nimm du das ganze Geld,“ ſagte Meixner zu Thormer, „und nun wollen wir fort.“

Die beiden Verbrecher nahmen ihren Rückweg über die Mauer, wie ſie gekommen waren. In einem weiten Bogen umgingen ſie das Dorf und ſuchten die Landſtraße nach Berlin auf. Die Brechſtange und die Dietriche wurden unterwegs in einen ſumpfigen Graben verſenkt.

6.

Mit der Morgenpoſt erhielt Rechtsanwalt Horſt einen Brief aus Breslau. Die Handſchrift kam ihm ſchon auf dem Umſchlag bekannt vor; er wußte aber nicht ohne weiteres, wer der Abſender ſei. Erſt als er den Brief

öffnete und als Unterschrift den Namen Wagner fand, wußte er, daß der Breslauer Geldmann der Absender sei.

„Was will denn der Kerl?“ sagte Horst ärgerlich zu sich selbst. „Hat er noch nicht genug Grobheiten von mir bekommen?“ Er las aber doch den Brief und zwar mit beständig sich steigerndem Interesse.

„Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt! Die Furcht vor einem großen, für meine Verhältnisse übergroßen Verluste veranlaßt mich, nochmals an Sie heranzutreten, obgleich Ihre Antwort auf meinen Brief von neulich keineswegs ermutigend war. Vor vier Wochen ist Herr Alfred Müller bei mir in Breslau gewesen und hat mich auf das dringendste um ein Darlehen von dreitausend Mark ersucht. Ich war natürlich nicht geneigt, ihm eine so hohe Summe anzuvertrauen, denn wenn er auch früher kleinere Summen bis zu dreihundert Mark, die ich ihm geborgt hatte, zurückzahlte, war mir doch die Summe von dreitausend Mark zu groß. Ich verlangte Sicherheit und einen Wechsel mit der Unterschrift seiner Tante, der Fräulein Bertha Dietrich. Nach vier Tagen brachte mir auch Herr Müller einen solchen Wechsel. Er ist erst in acht Wochen fällig, da es ein Dreimonatwechsel ist. Es sind mir aber jetzt Bedenken gekommen, ob die Unterschrift echt ist. Ich kann nur sagen, ich bin von einer furchtbaren Angst befallen, daß ich um mein Geld komme. Deshalb wende ich mich an Sie, sehr geehrter Herr Rechtsanwalt, weil dies auf jeden Fall sowohl für Fräulein Dietrich, deren Rechtsbeistand Sie sind, als für Herrn Alfred Müller das beste ist. Ist der Wechsel echt, nun, dann bin ich ja geborgen, und es bedarf keiner Antwort Ihrerseits; ist der Wechsel aber nicht echt, dann fühlen Sie sich vielleicht veranlaßt, Fräulein Dietrich darauf aufmerksam zu machen, in welch furchtbare Gefahr sich Herr Alfred Müller begeben hat. Jedenfalls liegt dem Fräulein daran, den Neffen vor

großem Unglück zu bewahren, und sie setzt sich mit mir auseinander.

Indem ich immer noch hoffe, daß meine Angst eine übertriebene ist, verbleibe ich, einer eventuellen Antwort entgegensehend, hochachtungsvoll und ergebenst

R. Wagner."

„Also so weit ist der Lump schon!" sagte Rechtsanwalt Horst, als er mit dem Lesen des Briefes fertig war. „Der Wechsel ist natürlich gefälscht. Wie käme Fräulein Dietrich dazu, einen Wechsel auszustellen, wenn es sich um Geld für ihren Neffen handelt? Aber wie kommt der saubere Herr Neffe nach Breslau?" Noch einmal las der Rechtsanwalt den Brief des Geldmannes durch. „Die Sache wird immer dunkler," murmelte er. „Ich muß doch einmal in meinem Notizbuch nachschlagen, wann ich das letzte Mal bei der Dietrich draußen in Zehlendorf gewesen bin."

Nachdem der Rechtsanwalt sein Notizbuch durchblättert hatte, schüttelte er den Kopf. Er erinnerte sich genau, daß der Brief Alfred Müllers aus Brüssel, den ihm die alte Dame gezeigt hatte, zwei Tage vorher aus Brüssel abgegangen war. Nach dem Brief Wagners aber war um diese Zeit Alfred Müller in Breslau gewesen. Hier gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder mißbrauchte ein Schwindler in Breslau den Namen Alfred Müllers und seiner Tante, oder Alfred Müller war damals gar nicht in Brüssel gewesen, sondern hatte durch einen Helfershelfer den Brief abschicken lassen. Ganz unerklärlich war die Geschichte. Wie konnte überhaupt Alfred Müller den Wechsel ausstellen, selbst wenn der Geldmann noch acht Wochen geschwiegen hätte? Dann kam die Sache ja doch an den Tag. Auf welche Weise wollte der liebe Neffe den Wechsel dann decken? Durch einen neuen Schwindel? Oder glaubte er etwa, dann schon im Besitz seiner Erbschaft zu sein?

Während der Rechtsanwalt noch darüber nachsann, was er thun solle, wurde ihm eine Depesche gebracht. Als er sie aufriß, las er: „Kommen Sie sofort hierher. Tante heute nacht durch Einbrecher schwer verletzt. Lina Binder."

Die Depesche kam aus Zehlendorf.

Sie war gewissermaßen eine Antwort auf die Frage, die der alte Rechtsanwalt sich soeben wegen der Wechselfälschung vorgelegt hatte. Dieses Zusammentreffen zweier ganz voneinander unabhängigen Umstände ergriff den alten Herrn mächtig. „Da ist irgend etwas geschehen, was schlimmer ist als ein Verbrechen," murmelte er, kleidete sich in aller Hast an und fuhr zum Bahnhof.

Es war gegen elf Uhr vormittags, als er in Zehlendorf ankam. Am Eingangsthor zur Villa stand einer der Ortspolizisten und sagte auf des Rechtsanwalts Frage: „Fräulein Dietrich lebt noch, und der Verbrecher ist schon abgefaßt. In Berlin haben sie ihn gekriegt, die Depesche von der Polizei ist vor fünf Minuten angekommen. Der Herr Amtsvorsteher ist drin und der Arzt."

Als Horst die Villa betrat, kam ihm Lina Binder weinend entgegen.

„Denken Sie nur das Unglück!" sagte sie. „Die Tante liegt im Sterben, es ist heute nacht eingebrochen worden, und als Auguste früh herunterkam, fand sie alle Thüren offen und die Tante blutüberströmt auf dem Boden des Wohnzimmers liegen. Ich bin heute früh um acht Uhr aus der Schule in Friedenau durch einen Polizeibeamten abgeholt worden, um hier herauszufahren, und in meiner Angst habe ich Ihnen telegraphiert. Die Polizei will alle möglichen Auskünfte von mir haben, aber ich weiß ja von den Verhältnissen der Tante nichts."

Der Amtsvorsteher kam, begleitet von dem Protokollführer, und begrüßte den Rechtsanwalt, indem er um dessen Beihilfe zur Aufhellung der Sache bat.

„Ich bin gern bereit, Ihnen jeden Dienst zu leisten und jede Auskunft zu geben," versetzte Horst. „Wollen Sie mir sagen, wie Sie den Thatbestand gefunden haben?"

„Sehr gern," erklärte der Amtsvorsteher. Er führte den Rechtsanwalt in das Wohnzimmer, wo eine Blutlache auf dem Boden die Stelle bezeichnete, auf welcher die bewußtlose Hausherrin gefunden worden war. Dann führte er den Rechtsanwalt in den Garten und bis zu der Mauer. Hier sah man deutlich die Fußabdrücke von Männerstiefeln. Es handelte sich um einen größeren groben Stiefel und einen kleineren eleganten. Die Stelle des Gartens war etwas feucht, und man sah deshalb auch den Abdruck von Hundepfoten.

„Einen der Einbrecher hat man," sagte der Amtsvorsteher. „Es ist ein entlassener Zuchthäusler. Den anderen suchen wir noch."

„Wo sind die Hunde?" fragte Horst.

„Die Hunde sind im Pavillon. Das Dienstmädchen hat mir mitgeteilt, sie hätte die Hunde heulen hören und sie im Pavillon gefunden. Sie getraut sich nicht, sie herauszulassen, denn die Hunde lassen sich von niemand anrühren als von der Hausfrau."

„Und von —" begann Horst, brach aber ab und stockte einen Augenblick. „Und," fuhr er dann unsicher fort, „was ist geraubt worden?"

„Nichts weiter als eine Kassette mit Geld und Papieren. Die Einbrecher müssen übrigens im Hause genau Bescheid gewußt haben. Ist die alte Auguste zuverlässig?"

„Ich glaube mich für die Person verbürgen zu können," sagte der Rechtsanwalt; „außerdem ist sie fast taub."

„Das würde die Sache allerdings erklären," meinte der Amtsvorsteher; „sie hätte doch sonst etwas hören müssen. Ich glaubte schon, sie sei Helfershelferin der Einbrecher gewesen."

„Und die Klingelvorrichtung?“ fragte Horſt, der ſich auf das Geſpräch beſann, das er mit Fräulein Dietrich bei ſeinem letzten Beſuch geführt hatte.

„Sie meinen die Klingelvorrichtung im Schlafzimmer?“ ſagte der Amtsvorſteher. „Die funktioniert gut. Durch ſie iſt offenbar die alte Dame aufgeweckt und ins Wohnzimmer gelockt worden.“

„Und was ſagt der Arzt?“ fragte Horſt.

„Es iſt kaum etwas zu hoffen. Die alte Dame hat einen Schlag mit einem ſchweren Inſtrument auf den Kopf bekommen, und bei ihrem Alter iſt das Schlimmſte zu befürchten.“

Der Polizeidiener, der vorn an der Thür ſtand, rief den Amtsvorſteher herbei. Es war ein Telegraphenbote draußen. Die Depeſche war an Fräulein Dietrich gerichtet. Der Amtsvorſteher nahm dem Boten die Depeſche ab und erklärte: „Im Intereſſe der Unterſuchung halte ich es für nötig, die Depeſche zu öffnen.“

Der Inhalt lautete:

„Auf einer Geſchäftsreiſe begriffen, werde ich morgen nachmittag bei Dir zu Beſuch eintreffen. Alfred.“

Die Depeſche kam aus Hannover.

Horſt klärte den Amtsvorſteher darüber auf, wer Alfred ſei, und erbat ſich dann die Depeſche zum Durchſehen. Sie war um 11 Uhr 36 Minuten vormittags aufgegeben und zwar auf dem Poſtamte 3.

„Wiſſen Sie etwas über den verhafteten Thäter, den die Berliner Kriminalpolizei hat?“ fragte er.

„Nein, mir iſt nur mitgeteilt, man habe ihn ergriffen. Er muß ſich ſelbſt der Polizei geſtellt haben, anders kann ich mir die Sache nicht erklären.“

Horſt überzeugte ſich, daß für ihn vorläufig in der Villa nichts zu thun übrig ſei. Er erklärte Lina, er würde am Nachmittag wiederkommen, fuhr nach Berlin zurück

und begab sich direkt zur Kriminalpolizei. Man wies ihn an den Kriminalkommissar Rother, der die Zehlendorfer Sache bearbeitete. Dieser kannte den Rechtsanwalt und gab ihm folgende Aufklärung:

„Wir haben heute früh gegen siebeneinhalb Uhr einen Rohrpostbrief erhalten, dessen Inhalt aus aufgeklebten Buchstaben bestand, die anscheinend aus einer Zeitung herausgeschnitten waren. Dieser Inhalt lautet:

Heute nacht ist in Zehlendorf in der Villa der Fräulein Bertha Dietrich ein Einbruch verübt worden. Der Thäter ist der erst vor drei Wochen aus dem Zuchthause in Sprottau entlassene Thormer. Er hält sich zur Zeit in der Krausenstraße im Gasthof zum Schwarzen Roß unter dem Namen Steller auf, ist aber im Begriff, nach Italien zu flüchten. Ich bin ein früherer Genosse des Thormer, habe ihn zufällig getroffen und beobachtet. Er hat mich einmal betrogen. Jetzt will ich's ihm heimzahlen. Bitte dringend, von dieser Anzeige nichts zu verraten, da mein Leben sonst gefährdet ist."

„Wo ist der Brief aufgegeben?" fragte Horst.

„Auf dem Rohrpostamt am Potsdamer Thor."

„Und Sie haben auf diesen Brief hin den Thormer in dem betreffenden Gasthofe gefunden und verhaftet?"

„Allerdings. Sie wissen, seit einigen Jahren werden die Leute, die nach langer verbüßter Haft aus Zuchthäusern kommen, vor ihrer Entlassung photographiert, und an die Hauptpolizeiverwaltungen wird die Photographie nebst genauem Signalement gesandt. Wir hatten auch die Photographie des Thormer und sein Signalement und wußten, daß er unter Polizeiaufsicht stand und absolut nicht berechtigt war, sich in Berlin aufzuhalten. Ich schickte einige Beamten nach der Krausenstraße und ließ im Gasthof zum Schwarzen Roß nachfragen, ob ein Kaufmann Namens Steller dort abgestiegen sei. Es wurde

dem Beamten mitgeteilt, der Kaufmann sei in einer Droschke um halb sieben Uhr vom Bahnhof gekommen und habe sich schlafen gelegt. Ich ließ das Gasthaus bewachen, telegraphierte nach Sprottau und an die Heimatsbehörde des Thormer und erbat sofortige Antwort. Diese lief innerhalb einer Stunde ein und bewies, daß Thormer sich nach der Entlassung aus dem Zuchthaus bei seiner Heimatsbehörde nicht gemeldet hatte. Wir sind darauf sogleich zur Verhaftung geschritten, nachdem wir uns inzwischen telegraphisch in Zehlendorf erkundigt hatten, ob der gemeldete Einbruch in der That verübt worden sei. In Thormers Besitz sind achtzehnhundert Mark gefunden worden, über deren Erwerb er sich nicht ausweisen konnte. Ich habe ihn bereits zweimal verhört. Er will von dem Einbruch in Zehlendorf nichts wissen, behauptet, soeben erst in Berlin angekommen zu sein, macht aber über seinen bisherigen Aufenthaltsort sehr widersprechende Angaben."

„Wie Ihnen der Amtsvorsteher wohl mitgeteilt haben wird, sind es wahrscheinlich zwei Einbrecher gewesen," sagte Horst. „Ich habe einen Verdacht, wer der Genosse ist, aber er erscheint mir selbst ungeheuerlich, und Sie werden mir gestatten, daß ich ihn erst ausspreche, wenn ich mich dazu durch die Umstände für berechtigt halte. Kann ich die Stiefel des Thormer sehen? Ich habe mir nämlich die Fußspuren genau angesehen."

Da es bei Untersuchungsgefangenen üblich ist, ihnen sofort die Stiefel wegzunehmen, weil dadurch ein Ausbruchsversuch stark behindert wird, war die Fußbekleidung Thormers schnell zur Stelle. Es waren ziemlich grobe Stiefel.

„Hm," sagte Horst, „sie entsprechen der einen Fußspur. Sind die Sachen des Thormer mit Beschlag belegt worden?"

„Selbstverständlich. Kommen Sie in das Nebenzimmer,

da liegen sie. Der Mann hat einen Koffer mit ganz neuem Inhalt. Besonders die Leibwäsche ist neu angeschafft."

Der Rechtsanwalt prüfte die Wäsche sorgfältig und fand unter einem Dutzend ungezeichneter Taschentücher ein solches mit den Buchstaben A. M. Er konnte seine Bewegung kaum unterdrücken.

„Ich bin jetzt der festen Ueberzeugung, Herr Kriminalkommissar, daß Thormer der Thäter ist. Ebenso fest glaube ich daran, daß er einen Genossen gehabt hat, und daß dieser Genosse ihn verriet."

„Und wissen Sie auch, wer es ist?" fragte der Kriminalkommissar.

„Ich vermute es nur. Haben Sie dem verhafteten Thormer mitgeteilt, daß er verraten worden ist?"

„Selbstverständlich nicht."

„Ich kann Ihnen keine Vorschriften machen, Herr Kriminalkommissar, aber ich bin fest überzeugt, daß Thormer, wenn er nicht ein Dummkopf ist und lediglich der Verbrechertaktik folgt, alles zu leugnen, sich zu einem Geständnisse herbeiläßt, wenn Sie ihm die anonyme Denunziation zeigen. Der Mann wird dann einsehen, daß ihn sein eigener Genosse verraten hat, der viel schuldiger ist als der Mann, den Sie hier verhaftet haben. Betrachten Sie dieses Taschentuch mit den eingestickten Zeichen A. M. Das sind die Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens des Mannes, in dem ich den Anstifter und Genossen der verbrecherischen That vermute."

„Ihr Vorschlag läßt sich hören," sagte der Kriminalkommissar; „ich werde in ungefähr einer Stunde Thormer vernehmen. Wollen Sie dabei sein?"

„Ich muß jetzt nach Zehlendorf, werde aber dann wieder zu Ihnen kommen, Herr Kriminalkommissar. Fahren Sie nicht mit hinaus?"

„Nein. Dort draußen ist nicht mehr unser Amtsbezirk. Wir müssen die Sache dem Amtsvorsteher überlassen, solange wir nicht requiriert werden. Wir sind an der Sache nur insofern beteiligt, als wir hier den Hauptverbrecher gefangen genommen haben."

Der Rechtsanwalt verabschiedete sich, aß in einem Restaurant hastig einige Bissen und fuhr wieder nach Zehlendorf hinaus. Es gab jetzt für ihn gar keinen Zweifel mehr, daß Alfred Müller, der „liebe Neffe" der alten Dame, der Anstifter des Verbrechens sei. Er hatte sich in Breslau aufgehalten zu der Zeit, als Thormer aus dem Zuchthause in Sprottau entlassen worden war; es lag also räumlich kein Hindernis vor, daß die beiden miteinander bekannt wurden. Das Taschentuch mit den Anfangsbuchstaben A. M., das sich unter der Wäsche vorgefunden hatte, war ein weiterer Beweis. Das Einsperren der Hunde, die sich von niemand als von Alfred Müller und Fräulein Dietrich anfassen ließen, war der dritte Beweis, der vierte Beweis war der gefälschte Wechsel. Alfred Müller hatte den Einbruch veranlaßt, damit seine Tante dabei ihr Leben verliere. Er wußte genau, daß durch den elektrischen Apparat, der sich im Schlafzimmer der Tante befand, diese in das Zimmer gerufen wurde, in dem der Einbrecher arbeitete. Er hoffte, die Tante würde erschlagen werden. Dann war er der Erbe, dann konnte er den gefälschten Wechsel einlösen. Und der teuflische Anschlag war nahezu gelungen.

Als Horst in Zehlendorf ankam, empfing er die tröstliche Nachricht, daß Fräulein Dietrich wieder zum Bewußtsein gelangt sei. Sie war sehr schwach, aber da der Schlag das Gehirn nicht verletzt hatte, so bestand keine unmittelbare Lebensgefahr mehr. Lina sagte dem Rechtsanwalt, die Tante habe schon wiederholt nach ihm ge-

fragt, und dieser wurde alsbald in das halbdunkle Schlafzimmer geführt, in dem die Kranke lag.

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, lieber Horst," sagte die alte Dame matt. „Lina, laß uns allein."

Nachdem das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, fuhr die Kranke fort: „Ach, werter Freund, wie schlecht ist die Welt! Was muß man erleben! Warum war mein lieber Neffe nicht hier; er hätte mich geschützt. Morgen nachmittag kommt er an, als ob er es geahnt hätte, daß seine Tante krank ist. Schon die Hoffnung, ihn wiederzusehen, macht mich halb gesund. Was giebt es doch für schlechte Menschen! Das hätte ich in dem jungen Mann nicht gesucht. Totschlagen, eine alte Frau, wie ich bin, um daraufhin zu heiraten — das hätte ich nicht erwartet!"

Die Kranke sah in den Augen des Rechtsanwalts, daß dieser sie nicht verstehe, und fuhr fort: „Der Bräutigam der Lina ist es gewesen. Ich habe ihn erkannt; er war vorigen Sonntag bei mir und wollte Geld haben, um sich zu etablieren und um die Lina heiraten zu können. Ich habe ihn abgewiesen. Gebe nur Gott, daß ich nicht das Schreckliche erleben muß, daß auch Lina Mitwisserin ist. Ich nehme an, sie weiß nichts von der Sache. Was giebt es doch für schlechte Menschen!"

Es dauerte ziemlich lange, bis Horst über das Liebesverhältnis Linas und den Besuch Seifferts Aufklärung erhalten hatte. Er schüttelte zweifelnd den Kopf. „Und Sie irren sich wirklich nicht?" fragte er.

„Nein, ich irre mich nicht. Ich habe ihn genau erkannt. Es war der Photograph."

„Haben Sie Lina schon etwas davon gesagt?"

„Nein, kein Wort. Aber ich habe eine dringende Bitte, lieber Rechtsanwalt: entfernen Sie sie von meinem Krankenbett. Denn wenn sie mitschuldig ist, dann wird

ſie verſuchen, mich auf die Seite zu bringen. Sie ſoll nicht mehr hereinkommen, und ich bitte und beſchwöre Sie: bleiben Sie bei mir, bis mein lieber Neffe kommt. Ich habe ſonſt keinen Menſchen, der mich ſchützt. Und ſchicken Sie nach dem Amtsvorſteher oder nach wem es ſonſt iſt, damit ich meine Ausſage zu Protokoll geben kann."

7.

Thormer war kein Neuling in der Kriminaliſtik und ließ ſich ſo leicht nicht verblüffen. Als ihm der Kriminalkommiſſar den aus Zeitungsbuchſtaben zuſammengeſetzten Brief vorlegte, lächelte er und ſagte, er laſſe ſich mit ſolchen Kniffen nicht fangen. Er habe überhaupt nichts begangen und könne alſo auch keinen Genoſſen gehabt haben. Als er aber in der Einſamkeit ſeiner Unterſuchungszelle war, dachte er über die Angelegenheit nach, und nun begann es ihm wahrſcheinlich zu werden, daß ihn Meixner in der That werde verraten haben. Jetzt erſt kam er dazu, ſich über die ganze Zeit ſeiner Entlaſſung Rechenſchaft zu geben. Jetzt kam ihm vieles, faſt alles in dem Betragen und Verhalten Meixners verdächtig vor. Ganz beſonders beſchäftigte ihn der plötzliche Entſchluß des Genoſſen, unmittelbar nach der That nicht von Berlin abzufahren, ſondern noch zurückzubleiben. Kurz vor dem Anhalter Bahnhof, auf dem die Koffer der beiden Einbrecher lagen, erklärte Meixner ſeinem Freunde: „Du holſt dir deinen Koffer und gehſt vorläufig in ein Gaſthaus. Ich habe noch etwas zu beſorgen." Thormer widerſprach, er wollte der Verabredung gemäß ſofort nach Italien abfahren. Aber Meixner hatte ihn beruhigt.

„Nur keine Angſt!" hatte er geſagt. „Vor acht Uhr früh wird die That überhaupt nicht entdeckt. Ehe dann die ländliche Polizei in Zehlendorf alarmiert iſt, wird es

zehn Uhr, und dann wird doch kein Menſch glauben, daß wir gerade nach Berlin gegangen ſind, um uns hier der Polizei in die Arme zu liefern. Und wer kann auf uns Verdacht haben? Ich habe dir bisher nicht geſagt, daß meine alte Mutter hier lebt. Ich gehe mit dir nach Amerika. Du wirſt es verſtehen, daß ich meine Mutter noch einmal wiederſehen möchte. Gieb mir dreihundert Mark von dem Gelde, denn ich will meiner Mutter eine Kleinigkeit zurücklaſſen; ſie lebt in ärmlichen Verhältniſſen. In ein paar Stunden bin ich wieder bei dir."

„Was ſoll ich aber unterdes anfangen?" hatte Thormer, ſchon halb überredet, gefragt.

„Du fährſt nach dem Gaſthof zum Schwarzen Roß in der Krauſenſtraße und logierſt dich dort unter dem Namen Steller ein. Ich komme einige Stunden ſpäter ebenfalls dorthin unter dem Namen Mildner. Wir thun ſo, als ob wir uns nicht kennten. Wenn wir mit dem Nachtzuge abfahren, kommen wir in Genua direkt zum Schiff. Daß ich wiederkomme, daran kannſt du nicht zweifeln, denn ich laſſe dir ja faſt das ganze Geld, und du wirſt doch nicht glauben, daß ich umſonſt gearbeitet habe?"

Dieſer letztere Beweisgrund ſchien Thormer ausſchlaggebend, er trennte ſich von Meixner kurz vor dem Bahnhofe, holte ſeinen Koffer und fuhr nach dem Gaſthofe, wo er wenige Stunden darauf verhaftet wurde.

Wenn nun aber ein früherer Genoſſe ihn bei der „Arbeit" beobachtet haben ſollte, woher wußte dieſer, daß er nach dem Schwarzen Roß gegangen war und ſich dort unter dem Namen Steller einlogiert hatte? Woher wußte jener, daß er nach Italien flüchten wollte? Dieſe Verabredung hatte Thormer doch mit Meixner ohne jeden Zeugen getroffen. Dann erinnerte ſich aber auch Thormer keines früheren Genoſſen, den er betrogen und der Haß gegen ihn haben könnte. Sehr leicht möglich erſchien es

ihm jetzt ſelbſt, daß Meixner ſofort nach Begehung der That ihn verraten hatte.

Wenn aber ſelbſt der Verdacht, den Thormer gegen Meixner hatte, noch ſtärker geweſen wäre, Thormer hätte vorläufig geſchwiegen. Wozu geſtehen, wenn man nicht zu einem Geſtändnis gezwungen wird? Thormer gab nur zu, was er zugeben mußte, nämlich daß er ſich nicht bei ſeiner Heimatsbehörde gemeldet hatte. Das Geld wollte er im Spiel gewonnen haben und die Leute, mit denen er geſpielt habe, nicht verraten. —

Es war in der Mittagsſtunde des zweiten Tages nach der Verhaftung, als zwei Schließer in Thormers Zelle traten und ihm Handſchellen anlegten, ſo, daß die Hände auf der Vorderſeite des Körpers lagen. Sein Hut wurde ihm aufgeſetzt, und als er erſtaunt die Schließer anblickte, ſagte einer derſelben humoriſtiſch: „Wir werden eine kleine Landpartie machen.“ Dann wurde Thormer in den Hof hinuntergeführt, wo ein geſchloſſener Wagen bereit ſtand. Man ſchob ihn hinein, zwei Polizeibeamte und der Kriminalkommiſſar Rother ſetzten ſich zu ihm, und fort ging es, hinaus nach Zehlendorf.

8.

Lina Binder glaubte, der Himmel müſſe einfallen, als der Rechtsanwalt ihr mitteilte, Fräulein Dietrich beſchuldige Martin Seiffert der Thäterſchaft. Der Rechtsanwalt hatte große Mühe, ſie zu beruhigen.

„Natürlich glaube ich nicht daran, Ihre Tante läßt ſich wohl nur durch eine flüchtige Aehnlichkeit täuſchen oder durch einen Wahn. Das iſt ja in ſolchen Fällen und beſonders bei alten Damen nichts Ungewöhnliches. Alſo nur nicht den Mut verlieren, mein liebes Kind. Ich ſelbſt werde Herrn Seiffert hierher rufen. Geben Sie mir an, wo ich ihn treffe, und geſtatten Sie mir, Ihren

Namen unter die Depesche zu setzen. Bleiben Sie vorläufig hier, aber lassen Sie sich vor der Kranken nicht sehen."

„Die Schande!" jammerte Lina. „Martin wird seine Stellung verlieren, und alle Welt wird über uns herfallen. Es wird in die Zeitungen kommen, daß Martin ein Verbrecher sein soll, und auch ich werde meine Stellung verlieren."

„Das wird durchaus nicht der Fall sein, wenn Sie mir folgen," versicherte Horst, und in seinen Worten lag so viel Ueberzeugendes und so viel bestimmte Energie, daß sich Lina ohne weiteres fügte. Die Depesche an Martin wurde abgesandt, dann begab sich Horst zum Amtsvorsteher, um ihm mitzuteilen, was ihm die Kranke anvertraut hatte. Der Beamte ging sofort zu Fräulein Dietrich, um über ihre Aussage ein Protokoll aufzunehmen. Er sagte ihr, es sei bereits ein anderer als Thäter ergriffen, aber die Kranke beharrte hartnäckig darauf, Martin Seiffert sei der Einbrecher gewesen. Es hätte ja sonst kein Mensch etwas gegen sie haben können, auch hätte ein Fremder nicht wissen können, wo sie ihr Geld verwahre.

„Und woher soll es Martin Seiffert gewußt haben?" fragte der Beamte.

„So schwer es mir fällt, muß ich annehmen, daß ihm meine Nichte Lina Aufklärung gegeben hat."

Als das Protokoll beendet war, und der Amtsvorsteher die Villa verlassen wollte, traf Martin Seiffert ein. Er erklärte, seine Mutter, das Dienstmädchen und der Portier des Hauses könnten bestätigen, daß er die ganze Nacht hindurch, in welcher der Einbruch geschah, nicht aus dem Hause gekommen sei. Natürlich war er sehr unwillig, wie jeder Mensch, der unschuldigerweise eines schweren Verbrechens beschuldigt wird, und Lina war ganz und gar in Thränen aufgelöst.

Der Amtsvorsteher bat Martin, vorläufig im Hause zu bleiben und ihm sein Wort zu geben, daß er sich nicht entfernen wolle. Nach zwei Stunden kam er wieder und erklärte, Martin Seiffert könne gehen, wohin er wolle. Die durch die Polizei in Friedenau angestellten Nachforschungen hatten erwiesen, daß der junge Mann in der Nacht des Einbruchs thatsächlich das Haus nicht verlassen hatte. Indes sei es dringend nötig, daß Martin sich am nächsten Nachmittag gegen zwei Uhr im Bureau des Amtsvorstehers einfinde. Er solle denselben Anzug anziehen, den er an dem Sonntag getragen, als er die Unterredung mit Fräulein Dietrich hatte. Auch Fräulein Binder möge sich am nächsten Nachmittag zusammen mit ihrem Bräutigam im Bureau des Amtsvorstehers einfinden.

— — — — — — — — — — — —

Die Kranke hatte eine ganz leidliche Nacht gehabt. Der Arzt war mit ihrem Zustand sehr zufrieden. Die Kranke aß und zählte dann die Stunden, bis der geliebte Neffe eintreffen würde.

Kurz bevor dieser indes ankam, erschien Rechtsanwalt Horst. Er saß neben dem Bett der Kranken, als Alfred Müller vorfuhr. Er hörte ihn draußen einen furchtbaren Schrei ausstoßen, dann wurde die Thür aufgerissen, und der junge Mann stürzte herein, um sich weinend am Bette der Kranken niederzuwerfen. Die Scene schien den alten Herrn so zu ergreifen, daß er Neffe und Tante mit der Krankenpflegerin allein ließ und hinauseilte. Er schickte den Ortspolizisten, der sich in der Villa befand, mit einem eiligen Auftrag davon. Als er dann, nachdem er sich einigermaßen gesammelt hatte, wieder in das Krankenzimmer trat, saß Alfred Müller neben dem Bett und hatte die Hand seiner Tante an den Lippen. Er küßte die Hände der Kranken fortwährend und floß von Mitgefühl,

Kummer und Liebe über. Die Kranke war glückselig und streichelte ihrerseits die Hände des lieben, lieben Neffen.

Horst fragte vorsichtig, ob nicht der Arzt geholt werden solle, und ob nicht die Aufregung der Kranken schade. Allein Fräulein Dietrich erklärte, sie fühle sich durchaus wohl, und solange ihr lieber Neffe bei ihr sei, würde sie sich weiter wohl fühlen.

Der Rechtsanwalt ging dann wieder hinaus, als er Stimmen im Nebenzimmer hörte, kam aber wieder und stellte sich so auf, daß er das Gesicht Alfred Müllers genau beobachten konnte. Zwei Polizeibeamte traten ein, und ihnen folgte ein Mann, dessen Hände gefesselt waren: Thormer. Zwei andere Polizeibeamte und der Kriminalkommissar Rother folgten. Und wenn in diesem Augenblick die Decke eingefallen wäre, Horst hätte für nichts anderes Augen gehabt als für das Gesicht des lieben Neffen, der da neben dem Bette der Kranken saß.

Alfred Müller wurde leichenblaß beim Anblick Thormers, und Thormer starrte mit weitaufgerissenen Augen den Mann neben dem Bette der Kranken an, als sehe er ein Gespenst.

Thormer wurde so gestellt, daß das volle Licht vom Fenster her auf ihn fiel, und Kriminalkommissar Rother fragte, nachdem er sich der Kranken vorgestellt hatte: „Ist das der Mann, der bei Ihnen eingebrochen ist?“

Die Kranke betrachtete lange prüfend den Einbrecher und versetzte dann: „Er kann es gewesen sein. Aber bestimmt zu behaupten vermag ich es nicht.“

Mehr war aus ihr nicht herauszubekommen.

Thormer wurde abgeführt, und Martin Seiffert hereingerufen. Die Kranke erkannte ihn zuerst gar nicht wieder und sagte dann: „Jetzt kommt es mir so vor, als sei das der Mann nicht gewesen.“

Der Kriminalkommissar ließ nun Seiffert verschiedene

Stellungen einnehmen und besonders die Stellung nachahmen, in welcher Fräulein Dietrich den Einbrecher gesehen hatte.

Unterdes schlüpfte Horst hinaus. Er näherte sich Thormer, der wie geistesabwesend durch das Fenster starrte. Man sah es dem alten Verbrecher an, wie furchtbar es in ihm arbeitete.

„Wer ist der Mann, der neben dem Bette der Kranken sitzt?" fragte Thormer plötzlich.

„Es ist der Neffe der Dame und ihr Erbe," versetzte Horst. „Hätten Sie die Frau so getroffen, daß sie tot war, so wäre er jetzt ein reicher Mann."

Thormer atmete einigemal tief auf. „Wissen Sie vielleicht, mein Herr," sagte er mit sehr unsicherer Stimme, „ob der Mann in Berlin eine Mutter hat?"

„Er ist seit seiner frühesten Kindheit Waise und von der Frau da drinnen wie ein Sohn aufgezogen worden."

Der Kriminalkommissar öffnete jetzt die Thür und befahl dem Polizeibeamten: „Führen Sie Thormer noch einmal herein."

Der Kriminalkommissar stellte Seiffert und Thormer nebeneinander, und nun sah man deutlich, daß sie nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander hatten, außer daß beide schwarz und etwa von gleicher Größe waren.

Die Kranke beschattete die Hand mit den Augen und betrachtete noch einmal prüfend die beiden. Mit Erstaunen betrachtete der Kriminalkommissar den Zuchthäusler Thormer, dessen Brust schwer atmete, und der wie in einem Erstickungsanfall nach Luft rang.

Plötzlich hob Thormer seine gefesselten Hände, wies auf Alfred Müller und schrie: „Das ist der Schuft, der mich verführt hat! Ich habe den Einbruch begangen, und dieser elende Schurke da hat mich dazu angestiftet. Er hat mich mißbraucht, er hat mich mit kaltem Blute ins Unglück

gebracht, um reich zu werden. Ich bin ein Verbrecher, ich weiß es, aber ich möchte nicht ein solcher Schurke sein wie dieser Mann." Und er spuckte vor Alfred Müller aus.

Dieser war zuerst unter der Wucht der Anklage zusammengesunken. Jetzt schnellte er in die Höhe und schrie mit leichenblassem Gesicht: „Der Kerl ist verrückt oder betrunken!"

Aber hell und scharf klang die Stimme des alten Rechtsanwalts durch das Zimmer: „Herr Kriminalkommissar, verhaften Sie diesen Alfred Müller als den Genossen und Hauptanstifter auf meine Verantwortung hin! Ich werde Ihnen die Schuldbeweise vorlegen. Er wollte seine Tante durch den Mann, den er zum Einbruch anstiftete, töten lassen, um sich aus seinen Geldverlegenheiten zu befreien, um seine Wechselfälschung zu verdecken."

„Alfred, Alfred!" stieß die Kranke verzweifelt hervor. „Mein lieber Junge, was bedeutet das?"

Das Wort Wechselfälschung hatte einen furchtbaren Eindruck auf Alfred Müller gemacht, er sah sich verloren und sank kraftlos in den Stuhl zurück.

Während die Kranke verzweifelt schrie und jammerte, wurde der „liebe Neffe" gefesselt und neben Thormer abgeführt.

— — — — — — — — — — — —

Thormer legte ein vollständiges Geständnis ab und erklärte genau, wie der Einbruch verübt worden war. Alfred Müller konnte gegenüber diesem Geständnis nicht mehr leugnen. Rechtsanwalt Horst bot sich Thormer als Verteidiger an. Es lockte ihn zu sehr, Einblick in die ganze Intrigue des „lieben Neffen" zu gewinnen.

Die Untersuchung ergab folgendes: Alfred Müller hatte in Brüssel nur eine einzelne Stube gemietet, ein Comptoir, in dem er, wenn er in Brüssel anwesend war, „Schlittenfahrerei" mit einem berüchtigten englischen

Schwindler trieb. Das heißt, die beiden Gauner erschwindelten sich vor allem von deutschen Firmen Waren auf Kredit, die sie in Brüssel verschleuderten, ohne je den Lieferanten einen Pfennig zu bezahlen. Die Firma Molenois & Co., die angeblich Alfred Müller für zwanzigtausend Mark, die ihm seine Tante vorstreckte, übernommen hatte, bezahlte zuerst einigemal den Lieferanten kleine Beträge und ließ sie dann mit großen Summen hereinfallen. Das ergaunerte Geld benutzten Müller und sein Teilhaber zur Bestreitung ihres liederlichen Lebens. Da die deutschen Lieferanten aber in das Ausland nicht ohne Referenzen liefern, hatten Müller und sein gaunerischer Genosse in Breslau eine Firma unter dem Namen „Schlesische Industrie- und Exportbank" begründet. Diese Bank bestand aus einem mangelhaft möblierten Zimmer, in welchem Müller, wenn er in Breslau war, auch wohnte und schlief. Wenn Molenois & Co. in Brüssel eine Anzahl von Firmen um Lieferung von Waren auf Kredit oder Kommission ersucht hatten, dann gaben sie als die Stelle, an der man sich über ihre Zuverlässigkeit erkundigen könne, die „Schlesische Industrie- und Exportbank" an. Es mußte eben eine deutsche Firma sein. Waren die Briefe abgegangen, so reiste Müller nach Breslau und blieb eine oder zwei Wochen dort, um die einlaufenden Anfragen über Molenois & Co. in Brüssel dahin zu beantworten, daß diese Firma sehr fein und zuverlässig sei. Die Briefe aus Brüssel schrieb der Teilhaber, die Briefe aus Breslau Müller, damit die Handschriftenähnlichkeit nicht zum Verräter wurde.

In letzter Zeit ging das Geschäft sehr schlecht. Der englische Genosse, der wußte, daß die „Schlittenfahrerei" naturgemäß nach einiger Zeit nichts mehr einbringt, weil die Lieferanten Lärm schlugen, wollte nach England. Die Geldverlegenheiten wuchsen, und Müller wünschte sehnlichst

die Erbschaft der Tante anzutreten. Er selbst war zu feig und zu vorsichtig, die Tante mit Gewalt beiseite zu schaffen, aber er war raffiniert genug, um eine Intrigue gegen ihr Leben auszuklügeln. Als er in den Breslauer Zeitungen die Nachricht von der Entlassung Thormers las, schien ihm dieser Sträfling der geeignete Mann. Zögern durfte Müller nicht mehr, denn er hatte einem Breslauer Geldmanne in seinen Nöten einen gefälschten Wechsel gegeben. Es gelang ihm wirklich, Thormer zu ködern und ihn in eine Zwangslage zu bringen, aus welcher dann für Thormer der Einbruch in Zehlendorf das einzige Rettungsmittel schien.

— — — — — — — — — — — —

Acht Tage nach der Katastrophe erhielt Horst einen Brief von Lina, die wieder ihre Tante pflegte, mit der Bitte um einen Besuch bei Fräulein Dietrich. Er fand die alte Dame mit verbundenem Kopf, aber sonst ziemlich wohl, in einem Krankenstuhle sitzend. Sie war seelisch ganz geknickt.

„Haben Sie kein Wort des Trostes für mich?“ fragte sie nach der ersten Begrüßung weinend.

„Sie thun mir sehr leid, liebe Freundin,“ sagte der alte Herr. „Aber ich kann Ihnen die Wahrheit nicht ersparen: das furchtbare Verbrechen gegen die Pietät, das dieser Schurke beging, ein Verbrechen, das an Muttermord streift, ist zum Teil Ihre eigene Schuld, die Folge Ihrer thörichten Liebe, Ihrer falschen Erziehung. Wie eine Blinde haben Sie alle Ihre Liebe und Zärtlichkeit auf diesen einen Menschen gehäuft, nichts beachtet außer ihm und sich von seinem heuchlerischen Wesen vollständig umgarnen lassen. Dieser Wahn hat sich jetzt furchtbar gerächt.“

Merkwürdigerweise wirkten diese harten Worte nicht aufregend auf die Kranke.

„Was Sie mir da vorwerfen, habe ich mir in den letzten schrecklichen Tagen selbst gesagt," versetzte sie. „Ja, ich war die Närrin der Liebe zu einem Unwürdigen. Man soll sein Herz nicht an einen einzigen Menschen, an eine einzige Sache hängen. Ich bat Sie, zu mir zu kommen, um das Unrecht gut zu machen, das ich an Lina und vor allem an deren Bräutigam beging, den ich fälschlich der That beschuldigte. Ich will ein neues Testament machen." —

Als am Abend Rechtsanwalt Horst das Haus verließ, war dies geschehen. Martin erhielt sofort zehntausend Mark zur Gründung eines Geschäftes, mußte sich aber verpflichten, so rasch wie möglich Lina zu heiraten und dann in die Villa zu ziehen, denn die alte Dame fürchtete sich jetzt, allein zu wohnen. Sie überwies von ihrem Vermögen den größten Teil dem jungen Ehepaar zur Nutznießung und behielt sich nur ein kleineres Kapital zum Lebensunterhalt vor. Nach ihrem Tode sollte dieses Kapital an eine Stiftung fallen, die entlassenen Zuchthäuslern weiterhelfen sollte.

* * *

Die Verteidigungsrede, die Horst vor den Geschworenen für Thormer hielt, war ein Meisterwerk. Er konnte natürlich nur auf mildernde Umstände plaidieren, aber in packender Rede wies er darauf hin, in welcher raffinierten Weise sein Klient verführt und ins Unglück gelockt worden sei, und wie schurkisch an ihm der Mitangeklagte Alfred Müller gehandelt habe. Die Rede wirkte bei den Geschworenen und dem Gerichtshof außerordentlich, und so kam folgendes Urteil zu stande: Thormer erhielt zwei Jahre Gefängnis, und Müller sieben Jahre Zuchthaus, fünf für den angestifteten Raub und zwei für die Wechselfälschung.

Nach drei Jahren ſtarb Müller im Zuchthauſe. Sein durch Ausſchweifungen aller Art zerrütteter Körper konnte bei der Züchtlingsdiät und der ſtrengen Arbeit eines Zuchthäuslers, dem ſich noch die Verzweiflung über das Mißlingen aller ſeiner Hoffnungen zugeſellte, nicht lange aushalten, ſondern brach vollſtändig zuſammen. Als Thormer aus dem Gefängnis entlaſſen wurde, gab ihm Fräulein Dietrich die Mittel, nach Amerika zu gehen, wo er verſchollen iſt.

Holzer und Holzabtrieb im Hochgebirge.

Skizze aus dem „deutschen Hinterwald“.

Von Otto Häussler.

Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wo im Hochgebirge das Gebiet der Bauern aufhört, da fängt der Bergwald an, der Wirkungsbereich der Holzer oder Holzknechte, der sich bis hinauf zu den Almen erstreckt, wo der Senner haust. Ist der Förster der Pfleger des Waldes, so ist der Holzer sein Gehilfe, der den Waldreichtum jener Regionen ausbeutet und ihn dem Flachlande zuführt.

Ganz Deutschland durchziehen mächtige Forste, aber nirgends ist Wald und Volk so eng verwachsen, nirgends blüht reicher die Poesie des Waldes, und nirgends drohen stärker seine Gefahren, als im bayerischen Hochlande. Der Gebirgswald trotzt den Nivellierungsbestrebungen unserer Zeit, er bewahrt seine Urkraft und Ursprünglichkeit, und in seinen fernen Wildnissen lebt ein kerniger Menschenschlag, der selbst dem gebirgsbesuchenden Touristen so unbekannt ist und bleibt, wie die Wildnisse des

Beim Gerstensaft.

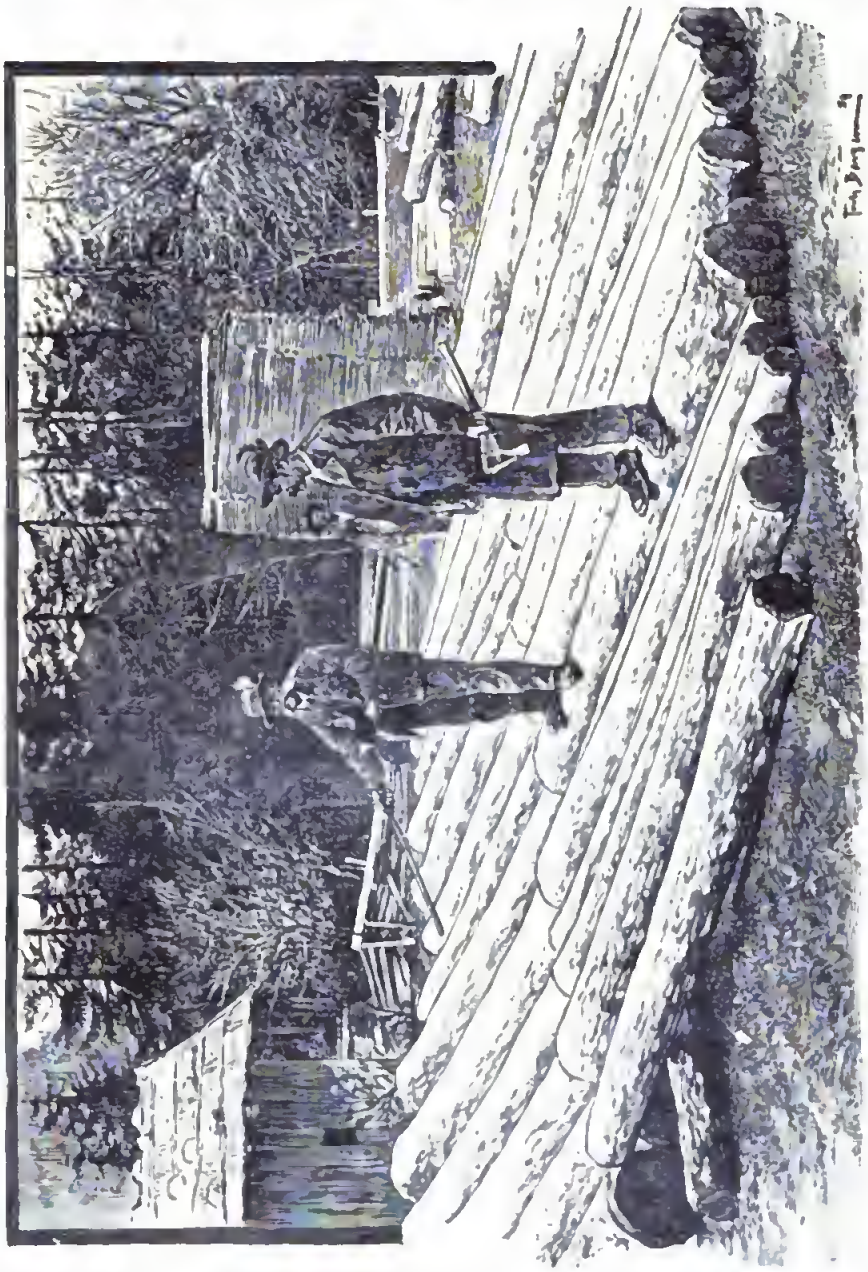
fernen Weſtens dem durchſchnittlichen Amerikareiſenden, und der an Eigenart, Rauheit und Lebensweiſe die größte Aehnlichkeit mit den amerikaniſchen Hinterwäldlern hat. Man kann jene Gebiete Oberbayerns, in denen der Förſter und der Holzer unbeſchränkt herrſchten, mit Recht den „deutſchen Hinterwald“ nennen, bis zu deſſen weltentlegener Höhe die Wellen der modernen Ueberfeinerung nicht emporſchlagen.

Die Holzer im bayeriſchen Hochlande, durchweg reckenhafte, ſehnige Geſtalten, führen in ihren Wäldern ein einſames, an Arbeit, Mühe, Gefahren und Entbehrungen reiches Leben. Begegnet man ſolch einem wettergebräunten Geſellen auf einſamem Wege, ſo kann den nervöſen Städter wohl ein unheimliches Gefühl beſchleichen vor dem Anblick der räuberhaften Geſtalt im verſchliſſenen Lodenmantel mit der blinkenden Axt über der Schulter. Aber nur keine Furcht! Dies rauhe, wilde Volk iſt voll Ehrlichkeit, Gemüt und Treuherzigkeit, und wenn es auch manch argen Wilderer darunter geben mag — Stehlen und Rauben iſt bei ihnen unbekannt.

Der Holzer hat faſt das ganze Jahr Arbeit. Im Sommer und Frühherbſt, ſolange kein Schnee liegt, wird das Fällen der Bäume, das Zerſägen und Zerſpalten zu Blöcken und Scheitern betrieben, während im Spätherbſt und Winter das Zuthalſchaffen des gewonnenen Materials erfolgt. Die Oberaufſicht hat der betreffende Revierförſter, und dieſer beſtimmt vorher die Fläche, die „abgetrieben“ werden ſoll.

Sobald die ſchöne Jahreszeit beginnt, ziehen die Holzer, ausgerüſtet mit Axt, Säge, den nötigen kleineren Inſtrumenten und einem entſprechenden Vorrat an Lebensmitteln und Tabak, aus den Dörfern im Thale hinauf in das ihnen zugeteilte Revier, das nun auf Monate hinaus ihre Heimat wird. Mit Tagesgrauen fängt die Arbeit

an und währt mit kurzer Unterbrechung für die notwendige Mittagsmahlzeit bis zum Eintritt der Dunkelheit. Wahrhaft erstaunlich ist die Umsicht und Behendigkeit der



Eintragen in das Nummernbuch.

Leute beim Fällen der Bäume, das, besonders wenn der Bergabhang sehr abschüssig ist, Leben und Glieder der Holzer oft in nicht geringe Gefahr bringt. Unglücksfälle sind denn auch häufig, und manches „Marterl" oder Kreuz

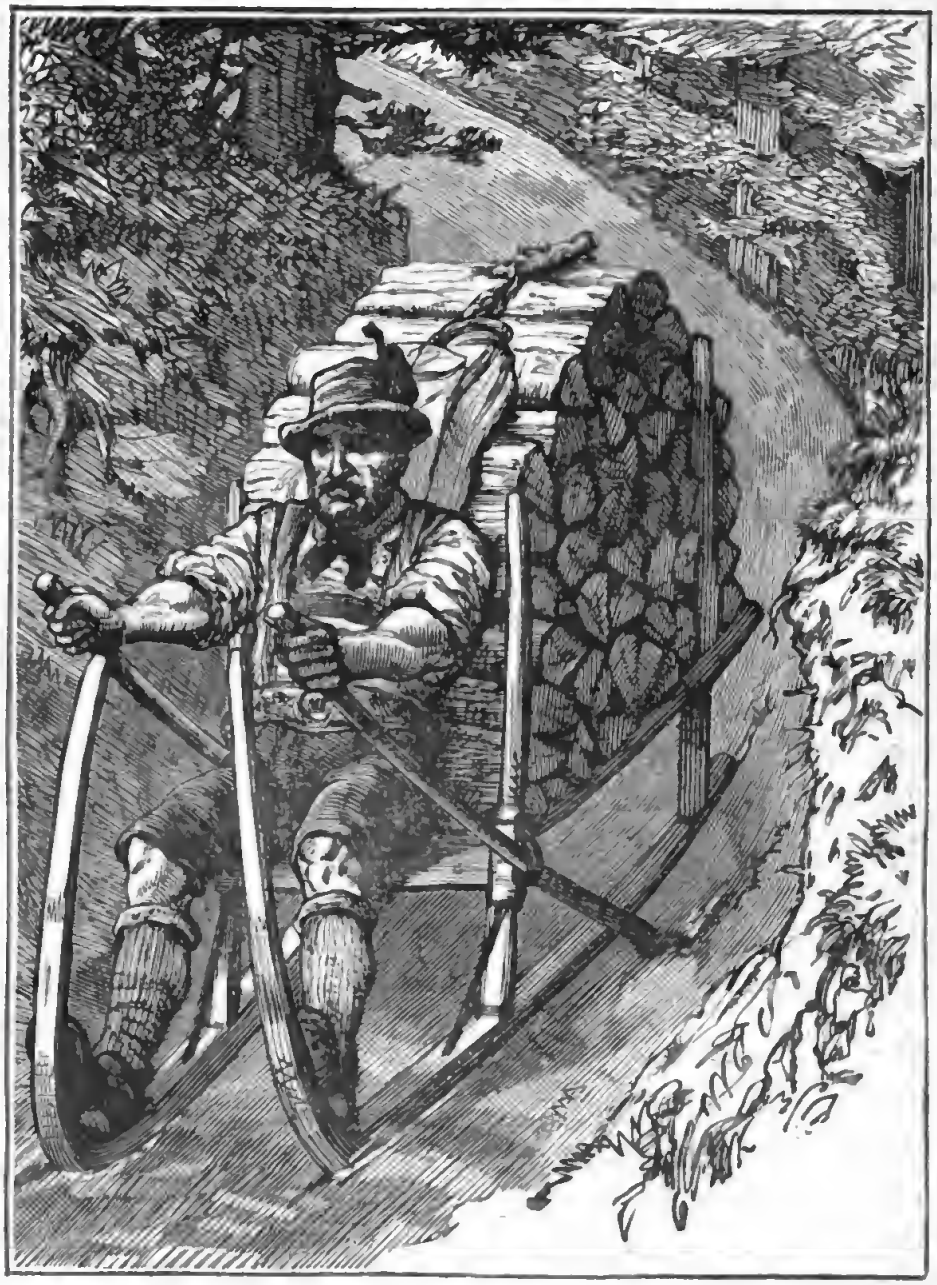
bezeichnet die Stelle, wo ein Holzer ein Opfer ſeines ſchweren Berufes wurde.

Iſt das Tagewerk gethan, ſo geht's zurück in die einſame Holzſtube im Blockhaus oder den kleinen Rindenkobel, eine Art halb unterirdiſcher, vorgeſchichtlicher Behauſung, die an Urſprünglichkeit jede Hinterwäldlerhütte Amerikas übertrifft. Dort brodelt auf dem Herd oder vor dem Kobel auf offenem Feuer das Schmalz in der Pfanne, wortlos wird der Schmarrn bereitet, wortlos verzehrt, dann noch eine Pfeife geraucht, und die arbeitsharten Geſtalten ſtrecken ſich zu feſtem Schlafe ins Heu.

So geht es Tag für Tag die Woche hindurch — ein eintöniges Daſein. Dazu ſind alle Unbilden des rauhen, wechſelvollen Hochgebirgsklimas zu ertragen, alle Gefahr der Arbeit. Nur die Sonn- und Feiertage bilden Lichtblicke im Leben des Holzers, da geht's zum Almbeſuch oder ins Wirtshaus im Thal. Da ſitzen die ſonſt ſo nüchternen, ernſten Männer behaglich beim braunen Gerſtenſaft, da klingt die Zither, da wird getanzt, Karten geſpielt, geſungen, ſelten geſtritten, faſt nie gerauft. Und der Heimweg nachts in der Dunkelheit auf ſchwankenden Beinen hat oft genug ſeine Schwierigkeiten.

Iſt der Hieb vollendet, die dazu beſtimmte Waldfläche abgeholzt, ſo beginnt erſt die Hauptarbeit und die gefährlichſte dazu: das Hinabbringen des Holzes an den für Fuhrwerke zugänglichen Lagerplatz. Fällt die Hiebfläche ſteil ab gegen einen Verkehrsweg im Thal — der günſtigſte Fall —, ſo wird irgend ein Graben zum „Fellern" benutzt, das heißt man läßt die glatten, entrindeten Stämme darin einfach bei naſſem Wetter abwärts gleiten. Eine ſolche natürliche Rinne, Rieſe genannt, wird bald ſpiegelglatt, ſo daß ſowohl Stamm- als Scheitholz auf die ſchnellſte und leichteſte Weiſe darin zu Thal fahren. Mit weithin tönendem, donnerähnlichem Schall

ſchießen die Stämme hinab, und wer etwa unten auf dem Wege vorüber geht, muß ſich wohl in acht nehmen.



Herabbringen der Scheiter.

Iſt das Gelände nicht ſo günſtig, ſo wird auch wohl eine künſtliche Rieſe aus Holzſtämmen angelegt, in der man das Material zu Thal befördert.

Unten wird das Gewirr von Stämmen und Scheitern sorgfältig nach Güte und Maß gesondert, die zu Nutz- und Bauholz tauglichen Stämme werden in sogenannte Ganter geschichtet, die Scheiter in gewaltige Stöße aufgesetzt. Dann hält der Forstmeister Musterung über seine Ernte. Jeder Stamm wird mit Nummerneisen bezeichnet und sorgfältig in das Nummernbuch eingetragen, damit keiner abhanden kommen kann. Von hier aus schafft man das Holz auf Wagen zur nächsten Bahnstation.

So einfach aber, wie bisher geschildert, gestaltet sich das Herabbringen des Holzes in den seltensten Fällen, nur wenn, wie schon vorher erwähnt, der Hiebort ganz besonders günstig gelegen ist. Gewöhnlich sind kostspielige Wegbauten in die Waldreviere nötig, sogenannte Ziehwege, die von den Schlagflächen zum Lagerplatz führen, der an einem Fahrwege liegt. Das Fellern kommt dann nur zur Anwendung, um das Holz von der Höhe bis zu diesem Ziehweg hinabzubringen. Dort beginnt dann jene Art des Herabbringens, die für das Hochland charakteristisch ist: das äußerst schwierige und gefährliche Holzziehen auf Schlitten.

Daher ist der Winter im Hochgebirge die eigentliche Zeit zum Herabbringen des Holzes, und die Thätigkeit des Holzers ganz von den Schneeverhältnissen abhängig. Er ersehnt einen frühen, kalten und trockenen Winter mit guter Schneedecke. Sobald letztere liegt und gut überfroren ist, kann es losgehen. Die Schlitten sind frisch beschlagen und auf ihre Festigkeit geprüft. Also vorwärts nach der Stelle, wo die Ganter und die Meterstöße mit den Scheitern wohlgeordnet der Abfuhr harren!

Ein starker Stamm wird mit Hilfe der Griesbeile — einer Art von Hacke — hervorgeholt und in die Längsrichtung zur Bahn gebracht. Erst muß die Bahn eingefahren und geglättet werden, dazu nimmt man die

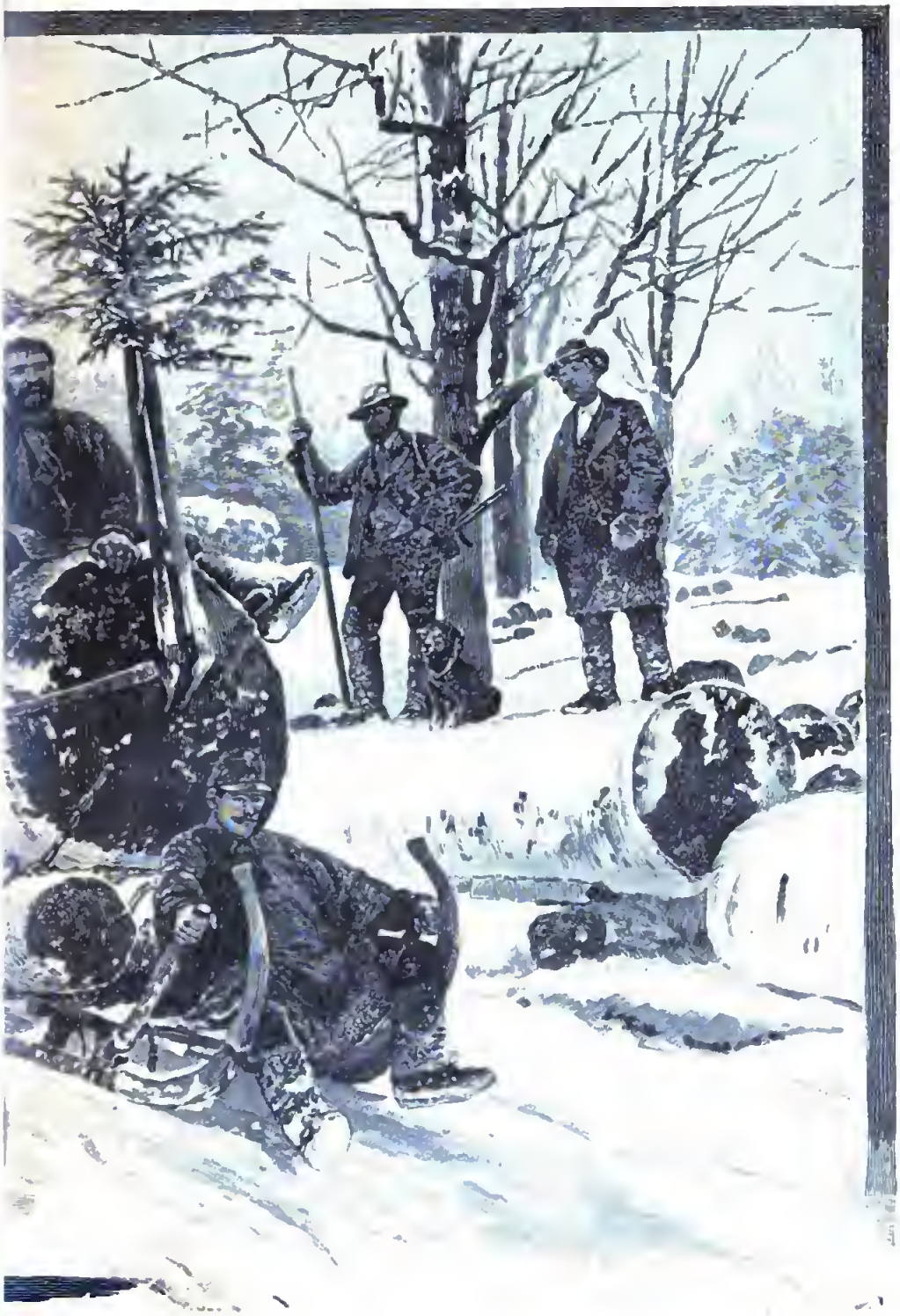
ſtärkſten Stämme. Noch ein paar tüchtige, vereinte Kraftanſtrengungen — hu—up! hu—up! und er liegt

Das Richten eines Baumes zur Bahn.

vorn auf dem Schlitten auf, wo er mit ſtarker Kette befeſtigt wird. Oft giebt man ihm auch noch ein paar dünnere Stämme als Unterlage.

Der ſtärkſte und gewandteſte Holzknecht hat das Vor-

Fertig z



m Abfahren.

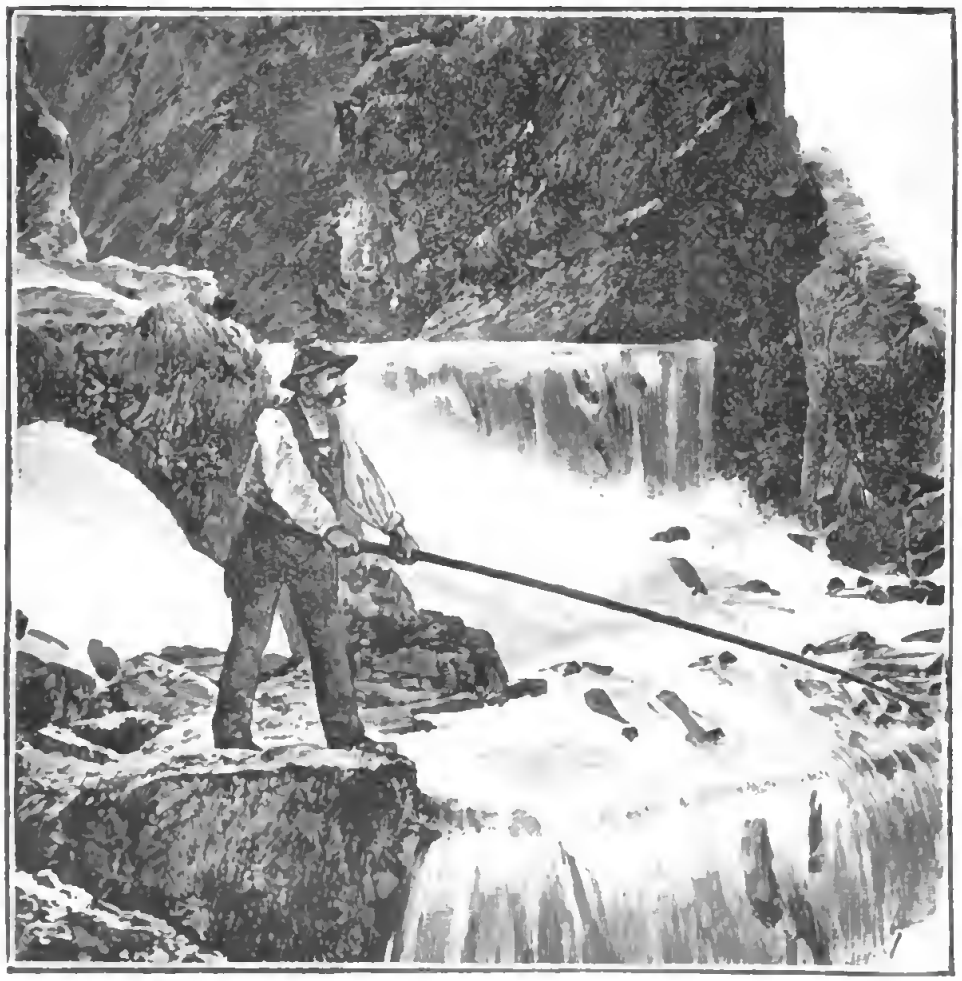
recht und die Ehre, die erſte Fahrt zu machen. Er ſetzt ſich vorn auf dem Schlitten zurecht, packt die „Tatzen“, zwei bewegliche Handhaben, die unten in den Schnee eingreifen und als Steuerung wie als Hemmſchuh wirken, ein anderer ſpringt auf den Block, ſteckt ein Tannenreis auf, die Genoſſen geben mit den Griesbeilen einen kurzen Anſchub, und mit einem lauten Jauchzer beginnt die gefährliche Fahrt.

Sie erfordert kaltes Blut, ſtählerne Muskeln und Nerven, die nicht eine Sekunde verſagen, ſchnelle Entſchlußfähigkeit — kurz, einen ganzen Mann. In eine dichte Schneewolke gehüllt ſauſt der Schlitten mit ſeiner furchtbaren Laſt zu Thal, jetzt durch dichten Wald, jetzt an Abgründen vorüber. Wehe, wenn die Angſt das Herz erzittern macht, den ſchnellen Blick, die ſichere Hand lähmt! Jede Biegung des Weges muß genau berechnet werden. Bald rechts, bald links greift die eiſerne Kralle, die unten an der Tatze befeſtigt iſt, in den Schnee, dann müſſen wieder beide mit aller Kraft hemmend in Thätigkeit treten. Es giebt Stellen genug, wo ein Irrtum in der Handhabung, ein Zögern ſicheren Tod bedeutet und den Schlitten in den Abgrund ſtürzt oder am nächſten Baum zerſchmetternd anprallen läßt.

Auf gleiche Weiſe wie die Stämme werden die Scheiter zu Thal gebracht. Die kräftigen Holzer, durch lange Uebung geſtählt, durch lange Gewohnheit abgeſtumpft, achten der drohenden Gefahr kaum mehr; aber ſelbſt bei aller Vorſicht und Gewandtheit ſind Unglücksfälle nie ganz zu vermeiden. Kein Winter vergeht ohne ſolche. Der Wechſel der Witterung trägt viel dazu bei. Bald iſt die Bahn glatt gefahren, wie ein Spiegel. Tritt dann ein paar Tage Tauwetter ein, dem wieder Froſt folgt, ſo vereiſt ſie vollſtändig. Dann greifen die Tatzen nicht mehr tief genug ein, der Schlitten kann in ſeiner

Riese für Scheiter nach einem Gebirgsbache.

Fahrt nicht mehr genügend gehemmt werden, ſelbſt der ſtärkſte Holzer verliert die Leitung, die Laſt hinter ihm wird Herr, in raſendem Laufe ſauſt der Schlitten zu Thal, und ein Unglück iſt die faſt unabwendbare Folge.



Das Triften.

Wenn der Wanderer, der im Sommer auf den Bergwegen achtlos an den dort errichteten Marterln vorübergeht, die darauf befindlichen Inſchriften leſen wollte, er würde finden, daß ſie meiſt von Todesfällen beim Holzziehen berichten.

Neben dem Holzziehen kommt für Scheiter im Gebirge noch das Triften in Anwendung. Stämme triftet

Herausziehen der Scheiter.

man nicht, ſie ſind zu koſtbar dazu, als daß man ſie den bei dieſem Verfahren unvermeidlichen Beſchädigungen und Verluſten ausſetzen ſollte. Bei der Trift ſpielt, wie ſchon der Name beſagt, die Benutzung der zum Triften eingerichteten, regulierten und mit Schleuſen und Wehren verſehenen Waſſerläufe die Hauptrolle. Man legt eine Rieſe nach dem nächſtgelegenen Gebirgsbache an und läßt die Scheiter darauf in das Waſſer hinuntergleiten. Der muß ſie nun weiterführen bis zum nächſten, oft meilenweit entfernten Triftplatze, wo ſie durch ein Wehr aufgehalten und herausgefiſcht werden. Während der Trift ſtauen ſich die Scheiter bei den Fällen, Strudeln und Schnellen des Baches oft, ſo daß die Holzer die Trift zu überwachen und an den betreffenden Stellen mit Hilfe langer Stangen die Stauung zu beſeitigen haben. Dabei kommt auch mancher zu Schaden durch Sturz in den brauſenden, mit Steinblöcken erfüllten Bach, denn die Arbeit iſt lange nicht ſo einfach, als ſie ausſieht, ſondern erfordert gleichfalls Kraft, Mut und Geſchicklichkeit.

Von den Gebirgsbächen gelangen die Scheiter in die größeren Waſſerläufe, von denen die Mangfall, der Weißbach, ſowie die Iſar noch heute als Haupttriftſtraßen des bayeriſchen Oberlandes gelten können.

Indeſſen ſucht man das Triften im allgemeinen neuerdings immer mehr einzuſchränken. Es iſt bei der ſtetig ſteigenden Bewertung des Holzes nicht mehr einträglich genug, daher unwirtſchaftlich. Ein nicht geringer Teil der Scheiter geht dabei durch Diebſtahl verloren, da es unmöglich iſt, die ganze Triftſtraße beſtändig zu überwachen. Ein anderer ſaugt ſich auf der langen Bahn voll Waſſer und ſinkt zu Boden, ſelbſt die Hölzer, die endlich am Wehr anlangen, etwa 75 bis 80 Prozent, ſind, weil ſtark durchnäßt, zerſchunden und vielfach beſchädigt, minderwertig und müſſen daher viel billiger ver-

Das Aufstapeln der Scheiter.

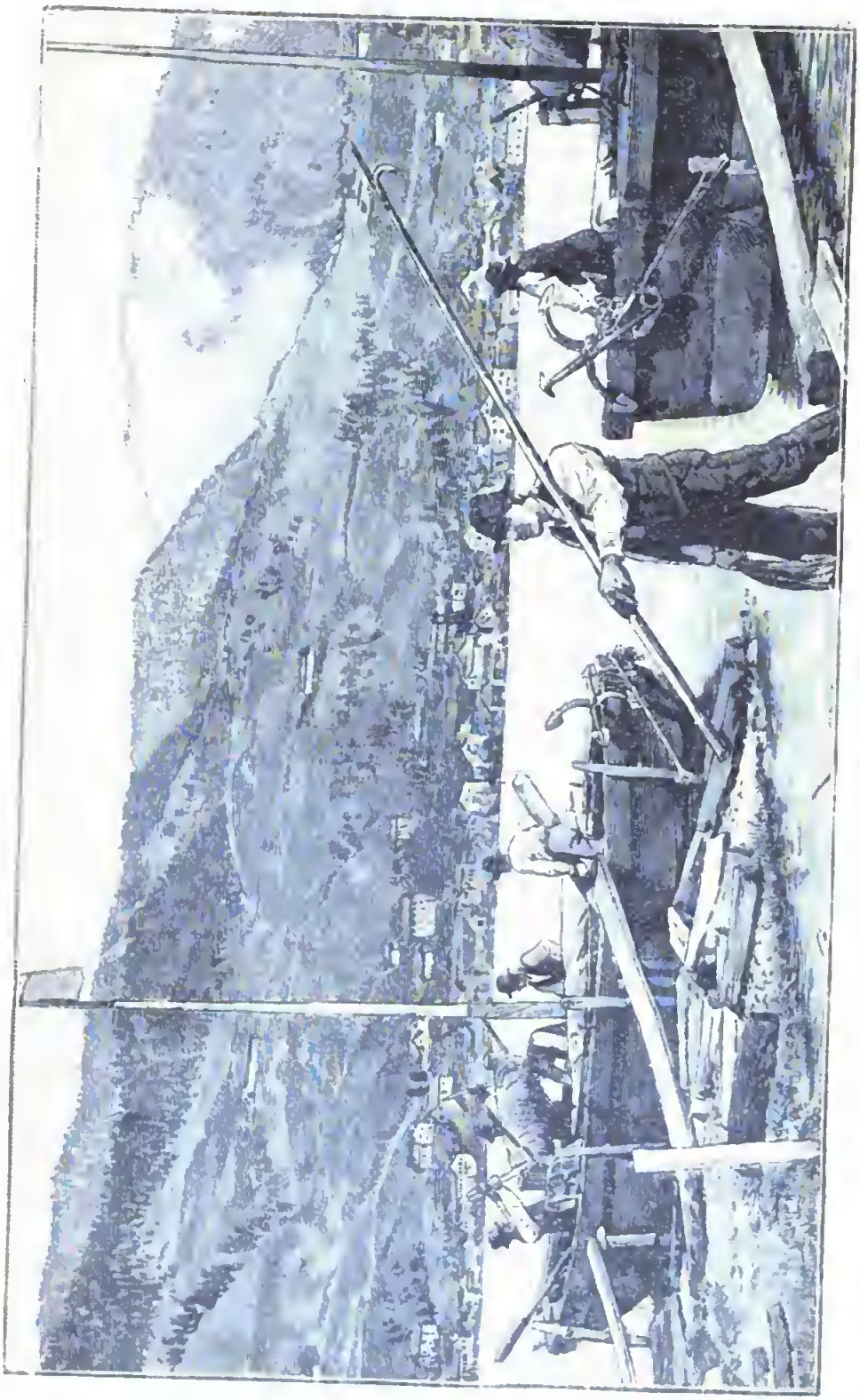
kauft werden, als die mit Schlitten unbeschädigt herabgebrachten Scheiter. Der Unterhalt der Stauwerke, Klausen, Triftkanäle und Wehre verschlingt ebenfalls nicht unbedeutende Summen, und es wäre daher am besten, wenn man das Triften ganz aufgeben könnte, was allerdings zur Zeit noch nicht möglich ist.

Sind die Scheiter glücklich bis zum Triftplatz gelangt, wo das Wehr sie aufhält, so werden sie vom Ufer wie von Kähnen aus mit langen Haken aus dem Wasser gezogen und in gewaltigen Stößen aufgestapelt, um schließlich durch die Eisenbahn in die Städte und ihrer Bestimmung, dem Verbranntwerden, entgegengeführt zu werden. Viele gelangen auch auf Flößen die Isar hinab nach München, wo ihre Laufbahn endet.

Am Wehr und am Triftplatz hört die Thätigkeit des Holzers auf, und die des Flößers beginnt. Wie das Triften der Scheiter, so ist auch das Flößen des Holzes in neuester Zeit in stetigem Rückgange begriffen. Die Stämme sind zu kostbar für diese Art des Transportes, die ihren Wert beträchtlich vermindert. Man verladet sie lieber auf die Bahn, die ihre Zweiglinien von Jahr zu Jahr weiter in das Gebirge hineinstreckt.

Durch die Thätigkeit der Holzer werden jährlich viele Hunderttausende von Raummetern Scheiter und mächtigen Stämmen aus allen Schluchten, Hängen und Thälern des bayerischen Hochgebirges dem Flachlande zugeführt, während der tüchtige bayerische Forstmann dafür sorgt, daß der Wald sich durch reichlichen Nachwuchs immer wieder erneuere, und diese Quelle des Volkswohlstandes nicht versiege.

Vom großen Publikum nicht gekannt, in weltentlegener Stille verrichten die Holzer ihr nützliches Werk. Karg ist ihr Dasein, der Verdienst beträgt im besten Falle drei bis vier Mark täglich. Aber das Leben in der Wald-



Holzkähne am Isarufer.

einſamkeit erhält ſie geſund an Geiſt und Körper, und ihr zwar rauhes, aber ernſtes, friedfertiges und hilfreiches Weſen flößt Achtung ein. Die Holzer haben einen ausgeprägten Gemeinſinn, und das beſte Einvernehmen herrſcht ſtets zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern — den Forſtbeamten und den Holzknechten. Krankenkaſſen und Penſionsvereine ſchützen vor Not bei Unglücksfällen und im Alter, und auch ſonſt iſt der Holzer ſtets bereit, von ſeinem Wenigen zu geben, um einem in Bedrängnis befindlichen Kameraden zu helfen.

Die Freierprobe.

Humoreske von Paul Bliss.

(Nachdruck verboten.)

Frau Melanie war Witwe, war jung, hübsch, liebenswürdig und gebildet, und hatte außerdem noch viel Geld. Und doch war sie nicht zufrieden. Ihre Einsamkeit drückte sie, ein gewisses Gefühl der Oede erfüllte ihre Brust, ihr Leben kam ihr so nutzlos vor, und nie hatte sie dies stärker empfunden als heute, wo sie allein unterm strahlenden Weihnachtsbaum saß, den sie, alter lieber Gewohnheit nach, eigenhändig ausgeschmückt hatte. Ein Weihnachtsabend und allein, da kommen wohl allerlei wehmütige Gedanken. Und die schöne, junge Witwe wäre wohl ganz melancholisch geworden, wenn nicht im Laufe des Abends wenigstens ihre Freundin Emma bei ihr vorgesprochen hätte, um sie auf ein Stündchen ihren Grübeleien zu entreißen.

„Aber warum hast du meine Einladung nicht angenommen, liebstes Herz, anstatt hier als Trauerweide zu sitzen?“ fragte Frau Emma.

„Du weißt es ja,“ erwiderte Melanie. „Der Anblick eines fröhlichen Familienkreises, das Jauchzen der

Kinder würde mir um ſo ſchärfer zu Gemüte führen, was mir fehlt."

Emma ſah die Freundin prüfend von der Seite an.

„Und warum verſchaffſt du dir das, wonach du dich ſehnſt, nicht ſelbſt? Warum, liebe Melanie, heirateſt du nicht wieder? An Bewerbern fehlt es dir doch wahrlich nicht. Oder ſollteſt du durch die Erfahrungen deiner erſten Ehe zur Ehefeindin geworden ſein?"

„Keineswegs. Aber zweifelhaft und mißtrauiſch bin ich geworden, ob ich auch den Rechten finde. Die Ehe iſt ja bekanntlich mehr oder minder ein Lotterieſpiel. Doch heute habe ich mich entſchloſſen, eine Entſcheidung demnächſt herbeizuführen."

„Alſo der Rechte iſt doch ſchon gefunden?" fragte Emma lächelnd.

„Nein, ich weiß es ſelber noch nicht, wen ich wählen ſoll. Drei Herren machen mir ſeit längerer Zeit den Hof. Sie gefallen mir im Grunde alle drei. Aber erſt muß ich ihre Charaktere prüfen. Wer von dieſen dreien mir der Rechte zu ſein ſcheint und die Probe beſteht, dem reiche ich meine Hand. Das nächſte Weihnachtsfeſt ſoll bei mir wieder ein richtiges Familienfeſt werden."

„Eine Probe ſoll er beſtehen?" fragte Frau Emma neugierig und geſpannt.

„Gewiß, meine Liebe. Ich habe nach langem Nachſinnen einen Prüfſtein gefunden, der mir das wahre Weſen der Männer enthüllt. Den will ich anwenden."

„Köſtlich und originell! Und worin beſteht er?"

„Das ſage ich dir, wenn ich glücklich unter die Haube gekommen bin. Alſo bis dahin Geduld."

Lächelnd nahmen ſie Abſchied voneinander. Die erfahrene Emma konnte ſich nicht enthalten, noch etwas ſpöttiſch zu ſagen: „Nimm dich nur in acht, daß dein Prüfſtein dich nicht im Stiche läßt." — —

Gegen Mittag des nächsten Tages kam Doktor Müller, der jungen Witwe seinen Weihnachtsbesuch zu machen. Er war einer der in Frage kommenden Freier.

„Meine Gnädigste, ich wünsche Ihnen glückliche Feiertage. Ich bin entzückt, Sie so wohlauf zu sehen. Keine Spur mehr von der letzten Influenza!“

Galant küßte er ihr die Hand.

Und heiter entgegnete sie: „Ein Kompliment Ihrer eigenen Kunst, lieber Freund, Sie sind ja mein Hausarzt.“

Sie setzte sich und bot auch ihm einen Stuhl an.

„Wissen Sie das Neueste, gnädige Frau?“ sagte er, sich setzend. „Unser dicker Landgerichtsrat hat sich am Heiligabend verlobt.“

„Das Unglück schreitet schnell,“ meinte sie launig und zuckte mit den Schultern, „sprechen wir lieber von etwas anderem.“

„Aber warum denn? Das Thema ist ja so nett.“

„Doktor!“ Drohend lächelte sie ihm zu. „Ich weiß, wo hinaus das soll.“

„Nun ja, Sie wissen, Frau Melanie, daß ich Sie liebe. Warum wollen Sie meinen Antrag nicht hören?“

„Weil ich Sie und mich vor einer Enttäuschung bewahren möchte.“

„Sie glauben nicht an meine Liebe?“

„Warum setzen Sie mir die Pistole auf die Brust?“

„Scherzen Sie doch nicht mit so heiligen Gefühlen!“

Jetzt lachte sie laut auf und rief: „Wenn Sie doch wüßten, wie unglaublich komisch Sie in solcher edlen Aufwallung aussehen, lieber Doktor!“

„Ach, Sie sind herzlos, sonst würden Sie jetzt nicht schlechte Scherze machen!“ Entrüstet stand er auf.

Sie aber lachte weiter. Nach einem Weilchen kam er wieder heran zu ihr. „Melanie, ich frage Sie ernsthaft: Glauben Sie nicht an meine Liebe?“

„Und wenn ich es nicht thäte?“

„Dann würde ich fragen müſſen —“

„Mein lieber Freund, ich bin kein junges Mädchen mehr, ſondern eine Frau, die Erfahrungen gemacht hat, und das Ergebnis meiner Erfahrungen iſt folgendes. Ich teile das Leben des Mannes in drei Abſchnitte; der erſte heißt Liebe, der zweite heißt Genuß, und der dritte heißt —“ Zögernd und lächelnd ſah ſie ihn an.

„Nun, wie heißt er?“

„Bei dem dritten Abſchnitt ſind Sie jetzt angelangt, lieber Freund.“

„So? Und wie heißt er?“

„Er heißt — Ruhe.“

Peinlich berührt ſah er ſie an und fragte dann: „Und Sie glauben wirklich —?“

„Ja, ich glaube es wirklich. Aber ich liebe es nicht, wenn mein Mann einen Schlafrock trägt.“

„Mit Ihnen iſt heute nicht ernſthaft zu reden, das ſehe ich wohl,“ grollte er. „Alſo laſſen wir es, bis Sie einmal weniger in Ulklaune ſind.“

Er wollte gehen. Sie aber bat ihn, noch zu bleiben.

„Seien Sie heute mittag mein Gaſt.“

Ein wenig erſtaunt ſah er ſie an.

„Vorausgeſetzt natürlich, daß Sie nichts Beſſeres vorhaben.“

„Nein, ich bleibe gern.“ —

Das Mittageſſen wurde aufgetragen, und ſie ſaßen ſich gegenüber. Er goß ihr goldhellen Rheinwein ein, und ſie legte ihm von dem prachtvoll zubereiteten Fiſch auf. Alles Vorhergegangene ſchien vergeſſen.

„Wie ſchmeckt Ihnen der Fiſch?“

„Hervorragend! Ganz ausgezeichnet! Eine wahre Wohlthat für den kaſteiten Magen eines Junggeſellen.“ Und mit wohligem Behagen aß er weiter.

„Das freut mich. Darf ich Ihnen noch ein Stückchen reichen?“

„Wenn Sie die Güte haben möchten — ſo, danke, danke verbindlichſt!“

Und wieder aß er weiter, ohne viel auf anderes als auf ſein Mahl zu achten, ſo daß ſie heimlich lächeln mußte.

Als zweiter Gang kamen Hammelrippchen mit jungen Gemüſen.

„Sie geſtatten doch, lieber Freund, daß ich Sie bediene?“ fragte ſie lächelnd und nahm ſeinen Teller.

„Frau Melanie, Sie ſind das entzückendſte Weſen, das ich kenne. Auf Ihr Wohl!“ Mit Begeiſterung leerte er ſein Glas, füllte es aber gleich wieder und machte ſich dann über den zweiten Gang her.

Sie aß wenig, beobachtete ihn aber um ſo genauer. Als ſie den Zeitpunkt für geeignet erachtete, begann ſie: „Da Sie ein ſo guter Freund von mir ſind, darf ich Ihnen übrigens ein Geheimnis anvertrauen.“

Er nickte ihr zu, kaute aber tapfer weiter.

„Rechtsanwalt Bachmann hat mir einen Antrag gemacht.“

„So, ſo, das dachte ich mir. So ein blöder Kerl!“ Er ſprach das ſo ganz leichthin, ohne jede Erregung, aß aber ruhig weiter, bis der Teller leer war.

Inzwiſchen war der Braten aufgetragen worden, von dem ſie ihm ein paar tüchtige Scheiben vorlegte.

„Ah!“ rief er begeiſtert. „Ihre Köchin verſteht ihr Geſchäft, das muß ich ſagen! Solch einen Braten habe ich noch nicht gegeſſen.“

„Freut mich außerordentlich,“ entgegnete ſie launig, „ich werde das Gehalt meiner Köchin erhöhen, um mir dies Juwel zu erhalten.“

„Prächtig! Prächtig!“ Mit vollen Backen arbeitete er weiter.

Und nun begann ſie wieder, langſam und leiſe lauernd: „Uebrigens muß ich ſagen, daß der Anwalt gar kein übler Mann iſt, er hat Lebensart und weiß etwas aus ſich zu machen. Finden Sie das nicht auch?“

Aber Doktor Müller antwortete nichts, weil er zu ſehr mit dem delikaten Braten beſchäftigt war.

„Oder mögen Sie ihn etwa nicht leiden?“ fragte ſie weiter.

„Wie? Wen?“ Erſtaunt ſah er auf von ſeinem Teller. „Ach ſo, Sie ſprachen von dem Bachmann — Verzeihung! Na, es geht, ein ganz netter Menſch, bloß ein bißchen ſehr von ſich eingenommen.“ Und ſchnell nahm er die unterbrochene Mahlzeit wieder auf.

„Das kann ich durchaus nicht ſagen, im Gegenteil, ich finde, daß er einem Frauenherzen recht gefährlich werden könnte. Aber darf ich Ihnen nicht noch ein wenig Braten anbieten?“

„Na ja, geben Sie mir noch ein Stückchen, es ſchmeckt gar zu gut,“ rief er ſtrahlend.

Und als er wieder aß, ſagte ſie heiter: „Alſo nehmen Sie ſich in acht, es iſt Gefahr im Verzuge.“

Er aber verneinte nur lächelnd und kaute unbeſorgt weiter, bis der Nachtiſch ſerviert wurde.

Nach dem Eſſen nahm man den Kaffee, und als er ſich behaglich eine Zigarre anſteckte, ſagte ſie: „Nun kann ich Ihnen übrigens auch gleich eine endgültige Antwort geben, lieber Doktor.“

Fragend ſah er ſie an.

Lächelnd fuhr ſie fort: „Ich habe bei Tiſch die genaue Beobachtung gemacht, daß Sie ſich ſchon ſehr ſtark in dem bewußten dritten Abſchnitt befinden, und deshalb bedaure ich außerordentlich, Ihren Antrag ablehnen zu müſſen.“

„Scherzen Sie doch nicht immerzu darüber.“

„O nein, diesmal iſt es mir ernſt.“

„Aber warum denn jetzt auf einmal der ſchnelle Entſchluß?“ fragte er beängſtigt.

„Weil Sie für einen Liebhaber einen zu guten Appetit haben, lieber Freund. Ich ſprach Ihnen von einem Nebenbuhler, Sie aber dachten nur an Ihren Magen. Wenn das ſchon vor der Ehe geſchieht, was ſoll dann erſt noch ſpäter kommen?“

Er wollte noch zu ſeinem Beſten reden, um ſich wenigſtens einen ehrenvollen Abgang zu ſchaffen, aber auch das mißlang, denn er redete ſich immer tiefer hinein, bis es zuletzt nur die eine Möglichkeit gab, ſchnell zu verſchwinden. —

Als er fort war, eilte ſie an den Schreibtiſch, lud den Rechtsanwalt Bachmann ein, ſie heute abend zum Thee zu beſuchen, und ließ den Brief ſofort beſorgen.

Jetzt wollte ſie an dem zweiten Freier die Probe machen.

Pünktlich um ſieben Uhr erſchien der Rechtsanwalt, ein eleganter, ſchneidiger Herr.

Mit ritterlicher Eleganz begrüßte er ſie und küßte ihr die Hand. „Meine Gnädige, Ihre Einladung hat mich rieſig gefreut!“

Sie lächelte nur fein und hieß ihn willkommen.

Als ſie fünf Minuten ſpäter am Kamin ſaßen, und auf dem Eßtiſch der Theekeſſel ſummte, leitete er das Geſpräch von den alltäglichen Neuigkeiten geſchickt zu ſeinen eigenen Intereſſen über, indem er — genau wie der Doktor — fragte: „Wiſſen Sie übrigens ſchon, daß ſich Landgerichtsrat Weber verlobt hat?“

Frau Melanie lächelte, nickte und ſagte: „Doktor Müller erzählte es mir.“

Plötzlich fragte er: „Warum, meine liebe gnädige Frau, heiraten nicht auch Sie wieder?“

„Meinen Sie, daß ich mich beeilen müßte, um den

rechten Augenblick nicht zu verfehlen?“ Heiter sah sie ihn an.

Auch er wurde lustig. „Wenn ich das auch nicht so wörtlich meine, wie Sie es da sagen, so denke ich doch, daß diese Frage immerhin so viel Wichtigkeit für Sie hat, daß wir sie ernsthaft besprechen können.“

Einen Augenblick sah sie ihn an. Sie ärgerte sich, daß er ihr diese Lektion geben konnte, dann aber fand sie ihre Ruhe wieder und sagte mit ganz leiser Ironie: „Sie vergessen, lieber Freund, daß ich kein junges Mädchen mehr bin. Vor sechs Jahren, als ich heiratete, dachte ich ähnlich wie Sie, jetzt, nun ich die Ehe und das Leben kenne, denke ich anders darüber. Ich halte die Ehe für ein Lotteriespiel — der Vergleich mag alt sein, aber er ist treffend. Einmal bin ich in diesem Spiel mit keinem großen Gewinn herausgekommen; weshalb sollte ich also einen zweiten Versuch machen?“

„Weil man dem Glück die Hand bieten muß — um bei Ihrem Gleichnis zu bleiben.“

„Auch der Begriff von Glück ist verschieden. Wer sagt Ihnen, daß ich so, wie ich mir mein Leben jetzt eingerichtet habe, nicht glücklich bin?“

„Mit anderen Worten: Sie denken nicht wieder an eine Heirat.“

„Das will ich nicht gesagt haben,“ entgegnete sie zögernd und schaute in die Kaminglut. „Wenn der Rechte kommt, dann bin ich vielleicht doch nicht abgeneigt, über seinen Antrag nachzudenken.“

Er räusperte sich ein wenig, holte tief Atem und begann: „Nun, Frau Melanie, könnten Sie in mir nicht den Rechten sehen?“

Noch immer blickte sie in die Kaminglut und antwortete nichts.

„Sie müssen es doch längst gemerkt haben, daß ich

Ihnen mehr als bloße Freundschaft entgegenbringe, Frau Melanie."

Jetzt sah sie ihn an und nickte. „Ich weiß, daß Sie sich mit dem Gedanken tragen, mir einen Antrag zu machen. Sie sehen also, ich war darauf gefaßt, heute etwas derartiges von Ihnen zu hören."

Eine Pause entstand, beide sahen sich an.

Endlich fragte er: „Und was antworten Sie mir, Frau Melanie?"

Sie zuckte mit den Schultern, stand auf und sagte: „Kommen Sie zu Tisch, lassen Sie uns erst ein wenig essen."

Er folgte ihr, aber er ärgerte sich, daß sie ihn zappeln ließ. Er vermochte nur schwer, seinen Unwillen zu unterdrücken.

Als sie bei Tisch sich gegenüber saßen, bemerkte sie, daß er sich geärgert hatte. Aber ganz gleichmütig schob sie ihm die Schale mit den Kaviarbrötchen hin und bat ihn, zuzulangen.

Er dankte. „Wenn Sie gestatten, nehme ich nur ein wenig Thee," sagte er.

„Nein," bat sie, „das dürfen Sie mir nicht anthun! Geben Sie mir einmal Ihren Teller her — so, versuchen Sie erst einmal diese Kaviarschnitte, und dann ein wenig von der Pastete, auch ein Stückchen von der Ente, so — und dann werden Sie schon selber zulangen, wenn es Ihnen schmeckt."

Lächelnd besah er den Teller, den sie ihm so appetitlich angerichtet hatte. „Alle Achtung, Sie trauen mir einen gesegneten Appetit zu."

„Aber ich fühle mich gekränkt, wenn Sie nichts essen wollen bei mir. So etwas bin ich gar nicht gewöhnt."

Lächelnd sah sie ihn an. Er faßte offenbar Hoffnung.

Und ſo begannen ſie zu eſſen, und es zeigte ſich, daß auch er durchaus kein Koſtverächter war.

Plötzlich begann ſie: „Uebrigens bin ich Ihnen Offenheit ſchuldig, lieber Rechtsanwalt. Kennen Sie den Doktor Müller?“

„O ja,“ verſetzte er und wurde aufmerkſam.

„Kennen Sie ihn genauer?“

„Auch das.“

„Er iſt doch ein recht guter, braver Menſch, nicht wahr?“

„O ja“ — und er legte Meſſer und Gabel fort.

„Ich halte ihn für einen prächtigen Mann, dem man ſich wohl anvertrauen könnte. — Aber bitte, nehmen Sie doch noch ein wenig, bitte, ja!“

„Danke, danke,“ ſagte er nur.

„Ein Stückchen Paſtete oder etwas Salat.“

„Ich muß wirklich danken,“ wehrte er jetzt ſo energiſch ab, daß ſie ihn ſcheinbar erſtaunt anſah.

„Aber was fehlt Ihnen denn, lieber Freund? Sie ſind ja plötzlich ganz erregt.“

„O, es iſt wohl nur der Thee — ich habe zu ſchnell getrunken.“ Mit Gewalt nahm er ſich zuſammen und fuhr dann ruhiger fort: „Uebrigens — woher kennen Sie denn den Doktor ſo genau, wenn die Frage geſtattet iſt?“

„Er intereſſiert mich.“

„So, ſo!“

„Und ich möchte gern wiſſen, ob ich mich in meinen Beobachtungen nicht getäuſcht habe.“

„Und deshalb ließen Sie mich kommen?“ Mit ſchlecht verſtecktem Zorn ſah er ſie an.

„Ja,“ ſagte ſie mutig.

Es entſtand ein längeres Schweigen. Scheinbar harmlos, als ob nichts geſchehen wäre, ſaß ſie da und knabberte an einem Biskuit, während er nervös über ſeine Serviette ſtrich.

Endlich begann er mit erregter Stimme: „Alſo bitte, fragen Sie, was wünſchen Sie von mir über Herrn Doktor Müller zu wiſſen? Wie ſeine Finanzen ſind, oder wieviel Bier er trinkt, oder ob er ſonſt üble Angewohnheiten hat? — Fragen Sie nur ganz frei heraus. Wenn ich kann, will ich die denkbar beſte Auskunft geben, denn ſo viel habe ich ja ſchon gemerkt — der gute Doktor hat große Anwartſchaft, der bewußte „Rechte" zu ſein."

Lächelnd ſah ſie ihn an. „Lieber Freund, Sie ſind eiferſüchtig, und das iſt keine gute Eigenſchaft."

„Ich bedaure außerordentlich, daß ich Ihnen mißfalle, gnädige Frau, und ich bin überzeugt, daß meine Ausſichten nunmehr ſehr ſchlecht ſtehen," ſagte er mit ironiſchem Lächeln. „Aber ich kann mir nicht helfen, das iſt eben mein Naturell."

Damit erhob er ſich.

„Dann beneide ich die, welche einmal Ihre Frau wird, gewiß nicht." Auch ſie ſtand auf, verletzt durch ſeine Schroffheit.

„Sie geſtatten, daß ich mich empfehle, gnädige Frau."

„Herr Rechtsanwalt —"

Mit ſtummem Gruß verſchwand er. —

Als ſie allein war, hatte ſie den Aerger bereits überwunden und lachte nun laut auf. Das fehlte ihr auch gerade noch! Deshalb noch einmal ins Ehejoch gehen! Der erſte ein Menſch, dem ſein Magen über alles ging, und der zweite ein eiferſüchtiger, ſelbſtherrlicher Narr, der ſeinem Willen alles unterordnen würde — ach nein! Ehe ſie eine ſolche Ehe einginge, lieber Witwe bleiben bis an das Lebensende!

Aber da war ja noch der dritte Freier. Gut, ſie wollte auch das letzte noch verſuchen.

Und ſie ſetzte ſich nieder und lud den Direktor Schmelzer für den nächſten Tag zum Eſſen ein.

Direktor Schmelzer, ein Mann von fünfunddreißig Jahren, war Vorstand einer Versicherungsgesellschaft; früher war er Offizier gewesen, ein tüchtiger Soldat und für jeden lustigen Streich zu haben. Dann aber mußte er schuldenhalber den Dienst verlassen und sich eine bürgerliche Stellung gründen. Jetzt hatte er sich mit Hilfe eines Onkels so weit arrangiert, daß seine Zukunft gesichert war. —

Am anderen Tage erschien also dieser dritte bei Frau Melanie, die ihn freundlicher empfing als die beiden ersten Freier.

„Nun, meine Gnädige," sagte er mit leichtem Sarkasmus, „was verschafft mir denn die Ehre, wieder mal Ihr Gast sein zu dürfen?"

„Geschäftliche Fragen, lieber Freund, über die ich mich mit Ihnen beraten möchte."

„O, wollen Sie Ihr kostbares Leben versichern?"

Lächelnd verneinte sie. „Sie überschätzen den Wert meines Daseins ganz entschieden."

„Ganz gewiß nicht. Für mich hat es unbezahlbaren Wert."

„Für Sie? Und das soll ich Ihnen glauben?"

„Weshalb wollten Sie es denn nicht glauben?"

„Weil ich Ihnen gar nicht so viel Geduld zutraue, daß Sie sich die Zeit nehmen, meinen Daseinswert zu prüfen."

„Den versteckten Vorwurf fühle ich ganz deutlich."

„Aber ich will Ihnen gar keinen Vorwurf machen, im Gegenteil, ich kann es recht gut verstehen, wenn ein Mann sein Leben genießt und das Gute nimmt, wo er es findet."

Er aber machte ein würdevolles Gesicht und sprach: „Das war einmal, das liegt weit hinter mir, jetzt bin ich schon lange vernünftig geworden, so vernünftig, daß ich sogar ganz ernsthaft an —"

„An eine Heirat denke," vollendete sie schnell.

„Wie Sie doch alles gleich erraten!" neckte er sie.

„Damit imponieren Sie mir aber gar nicht, lieber Freund, mir waren Sie viel lieber, solange Sie nicht ans Heiraten dachten," rief sie lustig.

„Erlauben Sie, gedacht habe ich ans Heiraten schon, solange ich hier bei Ihnen ein- und ausgehe, nur habe ich bisher nie davon gesprochen."

„O, Sie schlechter Mensch! Das verdient energisch bestraft zu werden," und drohend erhob sie die Hand.

„Ich strafe mich sofort selber," rief er heiter, nahm ihre Hand und bedeckte sie mit vielen innigen Küssen.

„Man kann Ihnen wirklich nicht zürnen," rief sie lachend.

„Das soll man auch nicht," entgegnete er mit angenommener Würde, indem er ihre Hand streichelte, „im Gegenteil, man soll mich recht gut und lieb behandeln, und wenn ich jetzt sage: Frau Melanie, ich habe Sie recht von Herzen lieb, dann soll man mir antworten: Ich dich auch!" Und wieder küßte er die kleine weiße Hand.

„Sie sind heute besonders gut bei Laune," rief sie und entzog ihm schnell die Hand.

Inzwischen war das Essen fertig.

„Kommen Sie zu Tisch, Sie unartiger Mensch!"

Belustigt reichte er ihr den Arm. „Ich verspreche Ihnen hier reuevoll, daß ich mich bessern werde."

„Ueber diese Brücke würde ich gewiß nicht gehen."

„Sie können es dennoch, als angehender Ehemann muß ich ja vernünftig werden."

Als sie sich gegenüber saßen, goß er ihr Wein ein, während sie ihm die Speisen auflegte.

„Schmeckt es Ihnen?" fragte sie, nachdem sie ihn ein Weilchen beobachtet hatte.

„Von Ihrer Hand serviert, schmeckt mir alles."

„Ich liebe keine Komplimente.“

„Ich auch nicht.“

„Weshalb machen Sie ſie mir?“

„Ich ſprach die Wahrheit.“

Sie lächelte, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Was ſoll man mit Ihnen anfangen?“

„Man ſoll mich heiraten,“ entgegnete er ganz ruhig.

„Wiſſen Sie übrigens, daß ich ſchon zwei Anträge bekommen habe?“

„Nur zwei? Ich dachte, es würden mindeſtens ein Dutzend geweſen ſein.“

„Und darüber beunruhigen Sie ſich gar nicht ein bißchen?“

„Nein. Weshalb denn?“

„Nun, ich hätte doch einen Antrag annehmen können.“

Und heiter verneinte er: „Ich habe keinen Gegner zu fürchten.“

„Na, ein anſtändiges Selbſtbewußtſein haben Sie ja, das muß man Ihnen laſſen!“

„Ohne das kommt man auch nicht weiter.“

Sie ſahen ſich an. Er lächelte. Sie aber wurde ein wenig unſicher und ſenkte den Blick.

Nach einem Weilchen fragte ſie: „Aber warum eſſen Sie denn gar nicht mehr? Es ſchmeckt Ihnen wohl nicht?“

„O danke, es ſchmeckt vortrefflich, aber das Eſſen ſpielt nicht die wichtigſte Rolle in meinem Daſein.“

Sie ſah, er ging ihr nicht ins Garn, hier verfehlte ihr Prüfſtein die Wirkung.

Nach Tiſch ſprachen ſie von den Geſchäften. Sie wollte einige Papiere kaufen und erbat ſeinen Rat. Jetzt war er ganz der ernſte Geſchäftsmann. Sie aber merkte, daß ſie ihm gegenüber nicht mehr den harmloſen Plauderton anſchlagen konnte, daß ſie ihre Ruhe und Sicherheit

nicht mehr wie ſonſt beſaß, und deshalb wurde ſie kleinlaut und nervös.

„Fehlt Ihnen etwas, Frau Melanie?“ fragte er beſorgt, als er ihre Bläſſe bemerkte.

„Nein, danke, es iſt nichts“ — aber ſie ließ ſich doch in einen Seſſel fallen und ſchloß eine Sekunde lang die Augen.

Langſam trat er hinter ihren Stuhl, fuhr mit der Hand leiſe ſtreichelnd über ihr Haar und nannte ganz leiſe und bittend ihren Namen.

Da ſchlug ſie die Augen auf und ſah ihn an. Und da zog er ſie an ſich und gab ihr den erſten Kuß. Und dann ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Hals und erwiderte den Kuß.

* * *

Ein Vierteljahr ſpäter waren ſie Mann und Frau. Als ſie von der Hochzeitsreiſe zurückkehrten und in ihr trauliches Heim einzogen, fanden ſich auch einige ihrer alten Freunde und Verehrer ein.

Frau Melanie begrüßte ſie freundlich, denn ſie war noch zu ſehr daran gewöhnt, daß man ihr von allen Seiten den Hof machte, und dachte, daß dies auch jetzt noch ſo bleiben würde.

Ihr Mann dagegen behandelte den größten Teil der Freunde ſehr kühl, ſo daß viele von ihnen bald wieder verſchwanden.

„Was haſt du denn gegen die Menſchen, daß du ſo kühl biſt?“ fragte ſie ihn erſtaunt.

„Gar nichts,“ ſagte er heiter, aber beſtimmt, „ich habe gar nichts gegen ſie, aber ich mag es nicht, daß meine Frau ſich von jedem den Hof machen läßt.“

Damit ließ er ſie ſtehen.

Erſtaunt ſah ſie ihm nach. So hatte ſie ihn noch nie geſehen. Sie wußte gar nicht, was ſie davon denken

ſollte. Vor der Ehe war er doch ganz anders geweſen. Bei Tiſch trafen ſie ſich wieder.

Als ſie ſich gegenüber ſaßen, fing ſie wieder davon an, weshalb er ihre ehemaligen Freunde ſo kurz behandelt habe.

Und da entgegnete er: „Weshalb wollen wir uns denn die Freude an dem guten Mittageſſen verderben um der fremden Leute willen? Das hier iſt doch eine viel wichtigere Beſchäftigung.“

Und dabei aß er tapfer darauf los und überließ ſie ihren Betrachtungen.

Und wieder ſah ſie ihn erſtaunt an. Zum zweitenmal machte ſie eine neue Entdeckung an ihm, eine Entdeckung, die ihr denn doch zu denken gab.

Und wie nun die Tage ſo dahingingen, kam ſie nach und nach dahinter, daß ihr Mann ganz anders war, als er ſich ihr vor der Ehe gezeigt hatte. Erſtens war er eiferſüchtig und ſetzte ſeinen Willen ſtets durch; zweitens war er ein Freund von guter Küche, ſo daß ſie faſt immer zu thun hatte, für ſeinen verwöhnten Gaumen zu ſorgen. Alſo gerade die beiden Eigenſchaften, die ſie nach ihrer damaligen Prüfung als nicht vorhanden gewähnt hatte, gerade die hatte er, während jeder der beiden anderen Freier doch nur *einen* dieſer Fehler an ſich hatte.

Ach, wie ſchwer hatte ſie ihr unfehlbarer Prüfſtein im Stiche gelaſſen!

Sie ärgerte ſich, ſchämte ſich aber, ihre Niederlage einzugeſtehen, und ertrug ihr Schickſal mit Würde und weiblicher Geduld.

Als dann aber ein Jahr ſpäter ein kleiner blonder Stammhalter ankam, da hatte ſie nichts mehr zu leiden; nun war der Erbe die wichtigſte Perſon im Hauſe, dem zuliebe jeder gern ein Opfer brachte.

Und von dem Tage an grollte ſie auch ihrem Manne nicht mehr, ſondern ſie liebte ihn als den Vater ihres Kindes, dem ſie alles zu Gefallen that, was er auch von ihr verlangen mochte. —

Als die gute Freundin Emma ſie aber einmal fragte: „Du wollteſt mir doch immer mal deinen „Prüfſtein“ verraten?“ — da antwortete ſie: „Ach, das kommt doch immer alles ganz anders, als wir es uns gedacht haben.“

Der Kongostaat.

Geographisch-geſchichtliche Schilderung.

Von Professor E. Koller.

Mit 13 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

Der Kongo, der zweitlängſte Strom Afrikas, der mit 4640 Kilometer Länge nur dem Nil nachſteht, beſitzt ein Stromgebiet, das etwa ſechsmal ſo groß iſt als das Deutſche Reich. Von ſeinem Entdecker, dem Portugieſen Diego Cão, erhielt er 1484 den Namen Rio de Padrão, das heißt Pfeilerfluß, nach einem an der Mündung errichteten, mit dem portugieſiſchen Wappen verſehenen Grenzpfeiler. An dieſer Entdeckungsfahrt nahm auch der Deutſche Martin Behaim teil, der über den Kongo folgendes berichtet:

„Nachdem Cão das Kap Lopez hinter ſich gelaſſen hatte, gelangte er an einen Fluß, der bei den Eingeborenen Zaïre heißt. Er iſt durch ſeine Waſſermaſſe bemerklich und fällt zu der Zeit, wo in jenen Landen Winter iſt, mit ſolcher Macht ins Meer, daß man noch zwanzig Meilen von der Küſte ſein ſüßes Waſſer findet.“

Aus dieſer gewaltigen Waſſermaſſe ſchloſſen die Portugieſen auf einen weit im Inneren liegenden Urſprung, und ſo findet ſich ſchon in einer vor dem Jahre 1500

gezeichneten Karte die Quelle dieſes Stromes in einen nahe der Südoſtküſte liegenden See verlegt, aus dem auch der Nil fließt. Zu jener Zeit beſtand an der Mündung

Karte des unteren Kongogebietes.

des Kongo ein mächtiges Negerreich, deſſen Häuptling Mani-Kongo, das heißt Herr des Landes Kongo, bald für den friedlichen Verkehr und für das Chriſtentum gewonnen wurde und bis 1509 als Johann I., König von

Kongo, regierte. In ſeiner an einem Nebenfluſſe gelegenen Hauptſtadt Ambaſſi ließen ſich bald auch Miſſionare nieder, die ihr den Namen San Salvador gaben. Sie wurde der Hauptſitz der portugieſiſchen Macht in Afrika und entwickelte ſich bald zu einer großen Stadt mit ſchönen Straßen, zahlreichen ſtattlichen Gebäuden und einer gewerbthätigen Bevölkerung. Nach und nach jedoch geriet ſie in Verfall, und heute ſteht an ihrer Stelle nur ein Dorf mit etwa 200 erbärmlichen Hütten und 700 ſchmutzigen Negern. Nur wenige Ruinen, unter denen die Ueberreſte einer Kathedrale die wichtigſten ſind, erinnern noch an die einſtige Blüte.

Ueber den Kongo und ſein Stromgebiet war jahrhundertelang keine zuverläſſige Kunde zu erlangen, obſchon von Zeit zu Zeit Reiſeberichte erſchienen, wie zum Beiſpiel die nachſtehende, von einem Kapuzinerpater herrührende, phantaſiereiche Schilderung aus dem Jahre 1645:

„Unter den vielen großen und kleinen Flüſſen, welche das Kongoland durchſtrömen, iſt der mächtigſte der Zaïre, der nach den uns gemachten Mitteilungen aus einigen beſtändigen Waſſerfällen entſpringt, welche den Nil bilden. Beide Flüſſe kommen aus derſelben Quelle; der Nil fließt nordwärts durch ganz Afrika, bis er ſich in das Mittelländiſche Meer ergießt, und der Zaïre ſtrömt in entgegengeſetzter Richtung über mächtige Abhänge nach Weſten und windet ſich durch Klippen und Felſenbänke oft mit einem ſolchen Getöſe, daß dasſelbe noch in zwei oder drei Meilen Entfernung die Bewohner taub macht. Das Waſſer dieſes Fluſſes, das im Abwärtsfließen an Menge immer zunimmt, bildet Wirbelſtrömungen, breitet ſich an einigen Stellen ſo weit aus, daß man kaum die gegenüberliegenden Ufer unterſcheiden kann, und ergießt ſich ſchließlich durch ſieben große Mündungen in den

Atlantischen Ozean. Seine Schnelligkeit erschreckt selbst die kühnsten Lotsen, die es für unmöglich erklären, über

Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Der Markt in Njangwe.

From Harper's Magazine.

das offene Wasser zu setzen. Die Flußinseln sind stark bevölkert und sehr gut kultiviert. Ueberall im Königreich Kongo giebt es viele Flüsse, die jedoch weniger ihrer

Schnelligkeit, als der zahlreichen Krokodile, Flußpferde, ungeheuren Schlangen und anderer Ungetüme wegen, für welche wir keine Namen haben, bemerkenswert ſind."

Sichere Errungenſchaften hat die Geographie dieſes Tropengebietes erſt in der neueren Zeit aufzuweiſen, und zwar verdanken wir die erſte genaue und beſtimmte Auskunft über den unteren Lauf des Kongo der im Jahre 1816 von der britiſchen Regierung ausgeſandten Expedition unter dem Befehl des Kapitäns Tuckey. Unglücklicherweiſe ſtarben von den dabei beteiligten 56 Europäern 18, darunter Tuckey ſelbſt, innerhalb der kurzen Zeit von drei Monaten, wodurch dieſes Unternehmen, das zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt hatte, ein jähes Ende fand. Die ſeit dem 15. Jahrhundert beſtandene Annahme, daß der Kongo und der Nil einem großen Binnenſee entſpringen, hatte ſich bis auf unſere Zeit erhalten, und erſt als 1858 die Entdeckungsreiſenden Burton und Speke den Tanganjika und Viktoriaſee und ein Jahr ſpäter Livingſtone den Nyaſſa erreichten, kam man zu der Ueberzeugung, daß der bis dahin angenommene Binnenſee nicht vorhanden iſt, dafür aber mehrere einzelne Seen, die verſchiedenen Stromgebieten angehören.

Die wirkliche Kongoforſchung beginnt mit Livingſtone, der ſchon 1854 einige ſüdliche Zuflüſſe desſelben überſchritten hatte und 1868 bis an den Luapula vordrang, den er anfänglich für einen Quellarm des Nils hielt. Als er aber im nächſten Jahre ſeinen berühmten Vorſtoß nach Njangwe am Lualaba, der nördlichen Fortſetzung des Luapula, machte, ſtieg in ihm die Vermutung auf, daß dieſer der Quellfluß des Kongo ſei. Von da an bis zu ſeinem Tode im Jahre 1873 widmete er ſeine Kraft ganz der Erforſchung des Quellgebiets der beiden großen Ströme, deren Waſſerſcheide erſt nach und nach durch ſpätere Reiſende, in letzter Linie durch den Franzoſen

Liotard und durch Marchand auf seinem berühmt gewordenen Zuge nach Faschoda festgestellt worden ist. Livingstones Plan, den Lualaba hinunterzufahren, um zu untersuchen, ob er wirklich zum Stromgebiet des Kongo gehöre, scheiterte an dem Widerstand der arabischen Sklaven-

From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Die Stanleyfälle mit den Fischreusen.

händler in Njangwe; ebenso erging es dem Reisenden Cameron, der keine Fahrzeuge erhalten konnte. Die Lösung des Rätsels war der kühnen Thatkraft Stanleys vorbehalten, mit dessen Wirksamkeit ein neuer Zeitabschnitt in der Geschichte des schwarzen Erdteils beginnt.

Henry Morton Stanley, dessen eigentlicher Name John

Rowland und der nicht, wie gewöhnlich angenommen, amerikaniſcher, ſondern engliſcher Abkunft iſt, da er 1841 in der Grafſchaft Denbigh in Wales geboren wurde, war durch ſeine mit großen Schwierigkeiten verbundene Auffindung Livingſtones in Udjidji am Tanganjikaſee im Jahre 1871 mit einemmal berühmt geworden. Drei Jahre ſpäter unternahm er im Auftrage der Beſitzer des „New York Herald“ und des Londoner „Daily Telegraph“ eine neue Afrikareiſe, um die bis dahin gemachten Entdeckungen zu vervollſtändigen. Am 21. September 1874 von Sanſibar ausgehend, erreichte er im Februar 1875 den Viktoriaſee, den er während der nächſten zwei Monate in Kähnen umfuhr. Nachdem er das umliegende Gebiet erforſcht und noch weitere Seen entdeckt hatte, traf er im Mai 1876 zum zweitenmal in Udjidji am Tanganjika ein, wo er beſchloß, den Zuſammenhang zwiſchen dem Lualaba und dem Kongo zu erforſchen. Zu dieſem Zwecke rüſtete er ſeine Expedition neu aus und trat dann ſeinen denkwürdigen Zug nach Weſten durch ein von wilden Negerſtämmen ſtark bevölkertes Land an. In der Nähe des Lualaba traf er zufällig mit dem berüchtigten arabiſchen Elfenbein- und Sklavenhändler Mohammed bin Mohammed, genannt Tippu Tib, zuſammen, der ihm unter gewiſſen, in einem Vertrage feſtgeſtellten Bedingungen ſeine Unterſtützung mit einem Gefolge von zweihundert bewaffneten Kriegern zuſagte. Nach wenigen Tagen erreichten ſie Njangwe, die am weiteſten nach Weſten vorgeſchobene Niederlaſſung der Araber, deren Handelsmarkt Stanley folgendermaßen ſchildert:

„1000 bis 3000 Eingeborene beiderlei Geſchlechts und von dem verſchiedenſten Lebensalter ſtrömen hierher zuſammen. Wie ſehr ähnelt dieſer Marktverkehr mit ſeinem Lärm und ſeinem Gemurmel menſchlicher Stimmen unſeren Märkten! Derſelbe Wetteifer im Anpreiſen der Waren,

die heftigen, lebhaften Bewegungen, die ausdrucksvollen Gebärden, der forschende und prüfende Blick, der wechselnde Gesichtsausdruck der Geringschätzung und des Triumphes, der Besorgnis, Freude und des Beifallspendens!" — Auf diesem Markte ist alles zu haben, was

Leopold II., König der Belgier.

überhaupt in Afrika einen Wert besitzt: Sklaven, Vieh, Stoffe, Töpferwaren, Brennholz, Lebensmittel, Waffen, Gerätschaften, Schmuckgegenstände u. s. w.

Von Njangwe aus erreichte die Expedition nach einem vierzehntägigen, höchst beschwerlichen Marsche durch den Urwald den Lualaba wieder, worauf das mitgebrachte, in fünf Teile zerlegbare Boot „Lady Alice" flott gemacht

wurde. Nun begann mit der Fahrt auf dem Quellfluſſe des Kongo eine wahre Leidensgeſchichte von Kämpfen, Entbehrungen, Hunger und Krankheit. In einem hartnäckigen Kampfe mit den Wilden gelang es Stanley, 38 Kähne zu erbeuten, von denen er 23 behielt, um ſeine Mannſchaft unterzubringen, die bisher mit den

From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Boma am unteren Kongo.

Arabern den Fluß entlang zu Fuß gegangen war. Nach einem großen Abſchiedsfeſte kehrte Tippu Tib mit ſeinen Leuten um, und Stanley ſetzte mit 148 Begleitern ſeine Fahrt fort, die durch die wiederholten Angriffe der Wilden, die mühevolle Umgehung der zahlreichen Stromſchnellen und der ſieben aufeinander folgenden Stanleyfälle, ſowie durch den häufigen Mangel an Lebensmitteln eine faſt ununterbrochene Reihenfolge von Gefahren und Leiden war. Endlich, am 9. Auguſt 1877, dem 999. Tage nach der Abreiſe von Sanſibar, langte die Expedition

in einem Zustande gänzlicher Erschöpfung in der Hafenstadt Boma nahe der Mündung des Kongo an. Das Kongorätsel war gelöst!

Als Stanley nach der Durchquerung des dunklen Weltteils im Januar 1878 von Sansibar nach Europa zurückkehrte, um sich von den gehabten Anstrengungen zu

From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Basoko.

erholen, ließ er es sich nicht träumen, daß er noch vor Ende des Jahres eine neue Expedition nach den Ufern jenes Flusses vorbereiten würde. Allein als er in Marseille eintraf, erwarteten ihn daselbst zwei Abgesandte des Königs Leopold II. von Belgien, um ihm mitzuteilen, daß der König Wichtiges in Afrika zu thun gedenke und dabei auf seine Mitwirkung rechne. Auf diese Weise traten zwei Männer miteinander in Beziehung, welche von großem Einflusse auf die Geschicke Afrikas werden sollten — König Leopold II. und Stanley.

Schon im Herbſt 1876 hatte der für große Kolonialunternehmungen begeiſterte König von Belgien eine internationale Konferenz nach Brüſſel eingeladen, aus welcher die „Association internationale pour l'exploitation de l'Afrique centrale“ hervorging, die zu allſeitiger Forſcher- und Kulturthätigkeit anregte. In verſchiedenen Staaten bildeten ſich Zweigvereine, ſo auch in Deutſchland, wo ſich die ſchon 1873 gegründete „Deutſche Afrikaniſche Geſellſchaft“ zur „Afrikaniſchen Geſellſchaft in Deutſchland“ umgeſtaltete, welche ſich die Erforſchung des ſüdlichen Kongobeckens zum Ziele ſetzte, während in deſſen nördlichem Teile die Franzoſen ein Kolonialreich gründeten. Nach Stanleys Rückkehr bildete ſich unter dem Vorſitze Leopolds II. ein neues, von der genannten internationalen Geſellſchaft unabhängiges Privatunternehmen unter dem Namen „Comité d'études du Haut Congo“, in deſſen Dienſte Stanley trat, um eine neue, großartige Expedition zu unternehmen. Ungeheure Vorräte von Tauſchwaren, Gerätſchaften, Waffen, Munition und Konſerven wurden angeſammelt, und ein Dampfboot mit einem Schnellfeuergeſchütz, vier Dampfbarkaſſen nebſt Booten und Transportwagen zur Beförderung der zerlegbaren Dampfer ausgerüſtet. Im Auguſt 1879 landete Stanley mit den in Sanſibar angeworbenen Arbeitern in der Hafenſtadt Banana an der Kongomündung, um auf dem Fluſſe eine Dampfſchiffverbindung einzurichten und an geeigneten Stellen Stationen anzulegen. Nach etwa achtſtündiger Fahrt auf dem 10 Kilometer breiten, inſelreichen Strome wurde Boma, ein wichtiger, aus zahlreichen Faktoreien und verſchiedenen Miſſionsanſtalten beſtehender Handelsplatz erreicht. Weiter ſtromaufwärts, an dem äußerſten zu Schiff erreichbaren, von der Mündung 184 Kilometer entfernten Punkte gründete Stanley die Station Vivi. Da von hier bis zum Stanleypool die Schiffahrt

streckenweise durch Stromschnellen und Wasserfälle unmöglich gemacht wird, so mußte unter ungeheuren Schwierigkeiten eine 80 Kilometer lange Straße über zerklüftete Felsen und tief eingeschnittene Schluchten angelegt werden, deren Bau auf die Eingeborenen einen solchen Eindruck

From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Eingangsthor von Basoko.

machte, daß sie Stanley fortan Bula Matari, das heißt Felsenbrecher, nannten. Infolge dieses elf Monate dauernden Straßenbaues und einer gefährlichen Erkrankung Stanleys langte die Expedition erst im Juli 1881 am Stanleypool an, einem See, von dem aus der Strom auf eine Entfernung von 1700 Kilometer ohne Unterbrechung bis zu den Stanleyfällen schiffbar ist, welche im Dezember 1883 erreicht wurden. Den Unterschied

zwiſchen dem ruhig dahinfließenden und dem durch Felſen eingeengten gewaltigen Strom ſchildert Stanley ſehr anſchaulich in folgender Stelle ſeiner Reiſebeſchreibung:

„Der furchtbare Strom iſt nicht mehr das herrliche Gewäſſer, deſſen myſtiſche Schönheit und edle Erhabenheit, deſſen ruhiges, auf einer Bahn von beinahe 900 Meilen ununterbrochenes Fluten uns trotz der wilden Scenen, welche die Natur und die Menſchen an ſeinen Geſtaden bieten, immer bezaubert hat; er iſt im Gegenteil zu einem wütenden Fluſſe, einem rieſigen Bergſtrome geworden, welcher in einem abſchüſſigen Bette rauſchend hinabſtürzt; Lavariffe verſperren ihm den Weg und hervorſpringende Bergwälle, Reihen von ungeheuren Steinmauern, ſo daß er ſich in vielgekrümmtem Laufe bald durch tiefe Schlünde winden muß, bald wieder über gewaltige Terraſſen in einer langen Reihe hoher oder niedriger Waſſerfälle und Stromſchnellen hinabſtürmt.“

Auch von der Landſchaft an den Ufern des Fluſſes mit ihrer üppigen, farbenprächtigen tropiſchen Vegetation giebt Stanley eine ſehr anziehende Schilderung.

Unterwegs wurden verſchiedene Nebenflüſſe ſtreckenweiſe befahren und zahlreiche Stationen angelegt, zu welchen ſeither noch als eine der wichtigſten die an der Einmündung des mächtigen Aruwimi in den Kongo gelegene Station Baſoko hinzugekommen iſt. Sie wurde mit für die umwohnenden Negerſtämme uneinnehmbaren Befeſtigungen verſehen und gewährt einen ſtattlichen Anblick.

Auf der Fahrt nach den Stanleyfällen, wo die „Fallſtation“ gegründet wurde, kam die Expedition an zahlreichen Negerdörfern, darunter ſolchen mit regelmäßigen Dorfſtraßen und großen Häuſern und Hallen, vorbei. Jedes Haus beſitzt auch einen mit einem Zaun von gerade aufgerichteten Blöcken ſauber und ordentlich umgebenen

From Harper's Magazine

Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Negerhütten in Basoko.

Hof. Auf der Landſeite ſind dieſe Dörfer gewöhnlich durch Gräben und Wälle geſchützt.

Nach Anlage der Fallſtation trat Stanley im Dezember 1883 den Rückweg zur Küſte an, bei welcher Gelegenheit er mit den eingeborenen Häuptlingen 450 Verträge abſchloß. Seine Aufgabe war dadurch erfüllt. Die nun erforderlichen Arbeiten waren vorwiegend diploma-

From Harper's Magazine. Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Negerdorf bei den Stanleyfällen.

tiſcher Natur. Vor allem handelte es ſich für die „Association internationale du Congo“, wie ſich das „Comité d'études“ jetzt nannte, um die Gründung eines Freiſtaats, der von den Mächten anerkannt werden ſollte, damit nicht irgend eine europäiſche Macht von dem Gebiet Beſitz ergreife; denn bereits hatte Portugal mit England einen auf das Küſtengebiet und den Unterlauf des Kongo bezüglichen Vertrag abgeſchloſſen, der ihm bedeutende Vorrechte einräumte, und Frankreich hatte ſeit dem erfolgreichen Vor-

From Harper's Magazine

Copyright, 1900, by Harper & Brothers

Haus eines Negers in Bornok.

gehen Brazzas im Jahre 1877 den Grund zu dem großen franzöſiſchen Kolonialbeſitz „Congo Français“ gelegt.

Zur Löſung der entſtandenen Schwierigkeiten trat auf Grund einer ſeitens des Deutſchen Reiches ergangenen Einladung im November 1884 in Berlin die Kongokonferenz zuſammen, auf welcher faſt ganz Europa und die Vereinigten Staaten von Nordamerika vertreten waren. Die Unterhandlungen dauerten bis zum 26. Februar 1885, an welchem Tage die ſogenannte Generalakte unterzeichnet wurde, welche Erklärungen über die Handelsfreiheit im Kongobecken, die Unterdrückung des Sklavenhandels, die Neutralität des Freihandelsgebiets, die Schiffahrt auf dem Kongo und die Regeln für zukünftige Beſitzergreifungen in Afrika enthielt.

Die eigentliche Gründung des Kongoſtaates fand ſtatt, nachdem die belgiſchen Kammern den König Leopold II. ermächtigt hatten, das Haupt eines anderen Staates zu werden, worauf der König der Belgier die Mächte benachrichtigte, daß die Beſitzungen der internationalen Kongogeſellſchaft fortan einen unabhängigen, neutralen Staat bilden würden, und daß der König den Titel eines Herrſchers desſelben angenommen habe. Die Bildung des unabhängigen Kongoſtaates wurde am 1. Juli 1885 in Boma verkündet und von allen Mächten anerkannt.

Dieſer neue Staat umfaßt ein Gebiet von etwa 2,400,000 Quadratkilometer mit einer vorläufig unbeſtimmbaren, auf 12 bis 40 Millionen geſchätzten Einwohnerzahl. Im Norden iſt er durch das franzöſiſche Aequatorialafrika und den Sudan, im Oſten durch Britiſch- und Deutſch-Oſtafrika, im Süden durch britiſche und portugieſiſche Beſitzungen, im Weſten durch den Ozean begrenzt. Das Land iſt in zwölf Bezirke eingeteilt, in welchen nach und nach mit großer Mühe Regierung und Verwaltung organiſiert und befeſtigt worden ſind. Eine

From Harper's Magazine.

Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Parade in Stanleyville.

Hauptſchwierigkeit liegt in der großen Entfernung der Stationen und der mangelhaften Verbindung zwiſchen denſelben.

Die bei den Stanleyfällen errichtete Station wurde 1886 von den Arabern zerſtört, deren Einfluß im ganzen Oſten des Kongogebiets, namentlich aber in der ſchon genannten Stadt Njangwe fühlbar iſt.

Die hauptſächlich von belgiſchen Offizieren befehligte bewaffnete Macht zählt etwa 25,000 Eingeborene. Die Marine beſteht aus etwa 40 Fahrzeugen, unter denen ſich mehrere kleine Flußdampfer befinden.

Die Einrichtung der Verwaltung und die Förderung des Verkehrs verſchlangen große Summen, zu deren Deckung der König von Belgien bedeutende Beträge aus Privatmitteln gewährte, da die Einnahmen des Staates anfänglich viel zu gering waren. Eine Beſſerung trat ein, als die im Jahre 1890 zu Brüſſel tagende Antiſklavereikonferenz, deren Hauptzweck die Unterdrückung des Sklavenhandels war, auch über die finanzielle Lage des Kongoſtaates verhandelte, und ein beſonderes Abkommen getroffen wurde, welches die Erhebung eines Eingangszolls auf die in das Kongobecken eingeführten Waren geſtattete. Infolgedeſſen ſtiegen die Einnahmen, die 1890 gegenüber einer Geſamtausgabe von 4,500,000 Franken nur 1,180,000 Franken betragen hatten, im Laufe von ſieben Jahren bis zu 15,000,000 Franken, wobei ſie aber immer noch hinter den ebenfalls beträchtlich vermehrten Ausgaben zurückblieben. Seither hat ſich auch der Handel des Landes erfreulich entwickelt, und zwar hauptſächlich durch die Ausfuhr von Elfenbein, Kautſchuk, Palmnüſſen, Palmöl, Kaffee, Wachs, Kopal, Erdnüſſen und Häuten und die Einfuhr von Woll- und Baumwollgeweben, Glaswaren, Meſſingdraht, Waffen, Munition, Kurzwaren und Spirituoſen.

From Harper's Magazine.

Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Kleines Kriegsboot mit Maschinengewehr.

Die wichtigſten Bodenerzeugniſſe ſind Maniok, Mais, Erdnüſſe, Bataten, Bananen und in neuerer Zeit auch Kakao, Tabak, Zuckerrohr und indiſcher Hanf. Der Boden, über deſſen Ertragsfähigkeit die Anſichten ſehr verſchieden ſind, iſt meiſt mit einem mannshohen Graſe bewachſen, welches dem Landſchaftsbilde ein charakteriſtiſches Ausſehen verleiht, wie aus folgender Schilderung des deutſchen Reiſenden Dr. Pechuël-Loeſche hervorgeht:

„Ockerfarben, leicht ſepiabraun abgetönt, im Sonnenlichte goldig ſchimmernd, bekleiden die lockeren hohen Grasbeſtände die Gipfel und Hänge. Vereinzelt lugen charakteriſtiſche Steppenpflanzen, kümmerlich belaubte Büſche und Zwergbäumchen aus den wogenden Halmen, hie und da überragt durch Gruppen von Oelpalmen und Adanſonien. Wo verheerende Grasbrände ihren Lauf genommen haben, liegen zart graue und ſchwarze Flecken und Streifen wie Rieſenmuſter in dem warmen Gelb, die Ferne verſchwimmt in bläulichem Dufte.“

Vorausſichtlich werden auch die ausgedehnten Urwälder, in einigen Gegenden auch die neu entdeckten Queckſilber- und Goldminen im Laufe der Zeit eine reiche Ausbeute liefern.

Die Verbindung mit der Küſte geht hauptſächlich auf dem Waſſerwege vor ſich, da der Kongo mit ſeinen zahlreichen Nebenflüſſen zuſammen annähernd 10,000 Kilometer ſchiffbare Waſſerſtraßen bietet; dagegen fehlt es an guten Wegen und Landſtraßen. Da der Lauf des Kongo ſtreckenweiſe durch Stromſchnellen und Waſſerfälle für die Schiffahrt geſperrt iſt, ſo ſah man ſich zur Anlage einer Eiſenbahn genötigt, die in den letzten Jahren von Matadi am Südufer des Fluſſes bis zu der 400 Kilometer entfernten Stadt Leopoldville am Stanleypool gebaut worden iſt. Außer dieſer Hauptlinie giebt es am Kongo auch noch zwei weitere von Boma ausgehende Bahnen.

Ferner legen gegenwärtig belgische Ingenieure im Süden des Kongostaates die Strecke einer Bahn durch den erz-

Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

Der Kongodampfer „Baron Dhanis".

From Harper's Magazine

reichen Katangabezirk nach dem Tanganjikasee fest, und demnächst soll auf Befehl des Königs Leopold II. mit den Vorarbeiten für eine dritte Kongobahn begonnen werden, die von dem Nebenflusse Itimbiri zum Nilhafen Redschaf

bei Gondokoro führen ſoll. Nach der Erbauung dieſer etwa 1000 Kilometer langen Linie wird dann eine große Verkehrsſtraße quer durch Afrika von der Kongomündung bis zum Nildelta hergeſtellt ſein.

Telegraphenverbindungen beſtehen einſtweilen zwiſchen der Küſte und dem Stanleypool; von hier aus ſollen drei weitere Linien nach dem Aequator, den Stanleyfällen und dem Tanganjika fortgeführt werden, welch letztere namentlich auch für Deutſch-Oſtafrika wichtig ſein wird. Da die Grenze zwiſchen dieſen beiden Nachbarländern noch nicht vollſtändig feſtgeſtellt iſt, was im vergangenen Frühling zu einem Zuſammenſtoß zwiſchen deutſchen und kongoſtaatlichen Truppen in dem ſtreitigen Grenzgebiete am Kiwuſee und Ruſſiſiſluß geführt hat, ſo ſind die beiderſeitigen Regierungen am 10. April 1900 in Brüſſel unter ausdrücklichem Vorbehalt ihrer Rechte und Anſprüche übereingekommen, zunächſt eine genaue Beſtimmung der Lage des Kiwu und des Ruſſiſi an Ort und Stelle durch eine gemiſchte Kommiſſion von vier Fachmännern vornehmen zu laſſen, die ihre Arbeit innerhalb zweier Jahre beendigen ſoll.

Trotz vieler Mißgriffe in der Verwaltung, ſowie in der Behandlung der Eingeborenen ſeitens einzelner Stationskommandanten oder Truppenführer, wodurch häufige Aufſtände hervorgerufen worden ſind, ſchreitet die Entwickelung des Kongoſtaates entſchieden vorwärts und wird ſich um ſo ſchneller vollziehen, je eher die großartigen Pläne der Durchquerung Afrikas durch Schienenwege von Oſt nach Weſt und von Kairo bis zum Kap der guten Hoffnung ihre Verwirklichung finden.

Mannigfaltiges.

Eine deutſche Weihnachtsfeier unter hohen Breiten. — Am 15. Juni 1869, nachmittags 3 Uhr, erfolgte in Bremerhaven im Beiſein des Königs Wilhelm I. von Preußen die Abfahrt der mit Hilfe des deutſchen Volkes ausgerüſteten zweiten Nordpolexpedition. Zwei Schiffe, die „Germania" und die „Hanſa", traten unter den Jubelrufen der verſammelten Volksmenge die gefahrvolle Fahrt nach dem eiſigen Norden an.

Wie die Expedition verlaufen, iſt im allgemeinen bekannt, weniger dagegen ſind es die Erlebniſſe der einzelnen, und das Weihnachtsfeſt erinnert uns an das, was wir aus dem Munde eines dieſer kühnen deutſchen Nordlandsfahrer über die Erlebniſſe im arktiſchen Meere und ſeine Weihnachtsfeier auf mächtiger Eisſcholle vernommen haben.

Beide Schiffe, die „Germania" und die „Hanſa", waren bereits hoch in die Polarregion vorgedrungen und befanden ſich inmitten treibenden Schollenеiſes. Am 20. Juli ſahen ſich die Schiffe zum letztenmal. Unſer Steuermann ſah mit ſeinen Genoſſen von der „Hanſa" in den letzten Julitagen in der Ferne die dunkle Felſenküſte von Oſtgrönland, und von den vielen Seehunden, welche ſich in den Fluten und auf dem vorbeitreibenden Eiſe tummelten, fiel gar manches Exemplar der Bemannung als willkommene Beute in die Hände. Immer dichter und dichter wurde das Eis. Die „Hanſa" hielt auf die Küſte zu; aber immer unwahrſcheinlicher wurde es, dieſe zu erreichen. Schließlich lag das Schiff an einem großen Eisfelde feſt, welches bald zum

Tummelplatze der Mannſchaft wurde. Sie taufte die einzelnen Berge des Eisfeldes feierlich; ſo hieß ein großer Eisblock „der Teufelsdaumen" und der höchſte „Sinai", während zwei andere mächtige Eismaſſen das „Brandenburger Thor" benannt wurden. In dieſer Zeit wurden häufig auch Eisbären geſchoſſen, deren friſches Fleiſch den Nordpolfahrern ganz vortrefflich mundete.

So vergingen der Auguſt und der größte Teil des September leidlich angenehm. Bald jedoch galt es, Vorbereitungen für den Winter zu treffen. Da ſie die Möglichkeit, die „Hanſa" zu verlieren, zu erwägen hatte, ſo nahm die Mannſchaft den Bau eines feſten Hauſes auf dem Eisfelde in Angriff. Das Feuerungsmaterial, das man an Bord mitführte, beſtand aus Briquettes. Dieſe benutzte man zum Bau, ſtreute feinen Schnee zwiſchen die Fugen und begoß ihn mit Waſſer. Dieſe Art Mörtel gab eine dichte Verbindung, denn ſchon nach zehn Minuten waren die zuſammengefügten Briquettes feſt aneinander gefroren. Den Dachſtuhl fertigte man aus Segelſpieren und Faßſtäben und bedeckte ihn mit Segeltuch, während man den Fußboden mit Briquettes belegte und das Ganze alsdann mit einer Holzthür verſah. In Zeit von ſieben Tagen war dieſes Kohlenhaus unter Dach und Fach, und nun verſah man es mit Proviant.

Bald darauf brach ein heftiges Unwetter mit Schneetreiben los, welches innerhalb fünf Tagen Haus und Schiff faſt vollſtändig verſchüttete. Durch den Schneedruck hatte ſich das Eis ringsum vom Schiffe losgetrennt, und es begann jenes unheimliche Geräuſch des arbeitenden Eiſes, von dem alle Nordpolfahrer zu erzählen wiſſen. Das knallte und dröhnte, quietſchte und pfiff gar gewaltig unter der Eisfläche und klang bald wie ein Gewirr von Stimmen, bald wie das Knarren von Thüren und dann wieder wie das Bremſen eines Eiſenbahnzuges. Das Eisfeld hatte ſich im Treiben gedreht und drängte nun ſtärker an das Küſteneis heran. Aller Bruſt erfüllten bange Befürchtungen, die nur zu bald in Erfüllung gehen ſollten. Man räumte in großer Eile das Schiff und verſah das Haus mit allem Notwendigen, ſchaffte auch die beiden Oefen auf das Eis, ſowie Kleider, Bettzeug und Proviant. Schon kurze Zeit darauf entdeckte die Mannſchaft, daß Waſſer in das Schiff eingedrungen

war, und das Fahrzeug zu ſinken begann. Schnell wurde alles Greifbare aus dem Schiffe auf das Eis gebracht, und dann begab ſich die ganze Mannſchaft zum letztenmal auf das Schiff, um von ihm Abſchied zu nehmen. Der Kapitän durchſchnitt die Leine, welche das dem Untergang geweihte Fahrzeug mittels Eisankers noch am Eisfelde feſthielt. Das Schiff hielt ſich noch auf einige Stunden, endlich ſah die trauernde Mannſchaft das ſchöne Fahrzeug verſinken. Die drei Boote hatte man auf dem Eiſe hin zum Hauſe gezogen, wo ſie zur Aufbewahrung von allerlei Gegenſtänden dienten.

Nun ging es an das Wohnlichmachen des Hauſes. Den Kajütenſpiegel hing man an die hintere Wand, darunter ein koſtbares Barometer. Der Länge nach durchſchnitt den Raum ein bretterbelegter Gang, zu deſſen beiden Seiten quer Pritſchen zum Schlafen errichtet und darauf Strohſäcke gelegt wurden. An den mit Segeltuch beſpannten Wänden waren Borde angebracht, auf denen Bücher, Inſtrumente und Kochgeſchirre ihren Platz fanden. Der Kochofen, ſowie ein zweiter Ofen gaben dem Raum hinreichende Wärme, und durch ein Klappfenſter im Dache konnte man friſche Luft einlaſſen. Nachdem ſo einigermaßen Ordnung hergeſtellt worden war, belebte friſcher Lebensmut die armen Schiffbrüchigen.

Allmählich hatte der Schnee die Höhe des Hauſes erreicht; nur noch das Dach ſah daraus hervor. Nun gruben die Männer einen Gang rund um das Haus in den Schnee, der als Speiſe- und Vorratskammer diente. Auf einem Schneehügel hinter dem Hauſe hatte man die große Flagge aufgehißt. Täglich wurde ein Tagesbefehl ausgegeben, um die Leute entſprechend zu beſchäftigen. Man durchforſchte das Eisfeld in ſeiner ganzen Ausdehnung und maß es. Es umfaßte ſieben Seemeilen. Auch erlegte man in dieſem Zeitabſchnitte etliche Eisbären und ein großes Walroß. Das gab Abwechslung und war ein Mittel gegen die Niedergeſchlagenheit, die ſich der Mannſchaft, beſonders während des Dämmerlichtes der Polarnacht, mehr und mehr zu bemächtigen drohte.

Näher und näher rückte jetzt das Weihnachtsfeſt, und immer häufiger weilten die Gedanken der armen Schiffbrüchigen in der

trauten Heimat. Da lautete eines Morgens der Tagesbefehl des Kapitäns, es habe ein jeder zur Christbescherung eine Ueberraschung zu bereiten. Das gab zu denken und verscheuchte den Trübsinn, und alsbald entwickelte sich ein geheimnisvolles Treiben auf dem Eise. Jeder suchte sich ein anderes Plätzchen aus, an dem er ungestört seine Weihnachtsvorbereitungen treffen könnte. Der eine begab sich nach dem „Brandenburger Thor", der andere nach dem Berg „Sinai", um dort seine Ueberraschungen in stand zu setzen. Die beiden Steuerleute hatten aus dem Schiffe einen alten Reisigbesen mitgenommen. Diesen trugen sie, unter ihrem Pelz versteckt, zum „Brandenburger Thor" und machten sich dort an die Arbeit. Sie bohrten in den Besenstil ringsum Löcher und steckten in diese Reiser in der Form eines Tannenbaums. Ein sorgfältig aufbewahrter Wachsstock gab die Lichter, und schwerlich haben jemals zuvor Weihnachtskerzen von solch einem Weihnachtsbaum gestrahlt.

Am 24. Dezember, während ihre Gefährten abwesend waren, richteten die Steuerleute diesen Christbaum her. Manche Thräne der Wehmut rann den Heimkehrenden in den Bart, als sie die schwarze Kohlenhütte im hellen Weihnachtslichterglanz erblickten. Da war keiner unter ihnen, der auf der grönländischen Eisscholle nicht der fernen deutschen Heimat gedacht hätte, wo heute in der Eltern und der Freunde Haus der grüne Tannenbaum erstrahlte. Feierlich erklang das Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht" durch die Stille der Polarnacht.

Darauf erfolgte die Bescherung. Zunächst wurde der Kapitän mit einem Pulverhorn und einer Tasche bedacht, welche die Gefährten gemeinsam für ihn gearbeitet hatten. Sodann wurden die Kisten mit den Weihnachtsgeschenken, welche ihnen die Ausrüstungskommission in Bremerhaven mit an Bord gegeben hatte, geöffnet, und ihr Inhalt verlost. Da gab es allerhand Instrumente, auch Spiele, wie Damenbrett, Hampelmänner, Schokolade und Pfeffernüsse, so daß im Kreise unserer Schiffbrüchigen bald eine echt deutsche Weihnachtsstimmung herrschte.

„Wenn diese Weihnachten die letzten sind, die wir erleben," schrieb einer der Gefährten in sein Tagebuch, „so waren sie immer noch schön genug. Ist uns aber eine glückliche Heim-

kehr beſchieden, ſo werden die nächſten ein noch ſchöneres Feſt ſein."

Und keinem von den dreizehn todesmutigen deutſchen Männern blieb dieſe Hoffnung unerfüllt, alle kehrten ſie heim, doch keiner hat auch das denkwürdige Weihnachtsfeſt vergeſſen, das unter jenen hohen Breiten ſo ſtimmungsvoll gefeiert worden war. E. König.

Grüne und blaue Menſchen. — Zu Liſieux, einer kleinen Stadt in der Normandie, gab im Mai des Jahres 1828 Direktor Poiſſon mit ſeiner Schauſpielertruppe Vorſtellungen, die aber nur ſchlecht beſucht wurden infolge des wunderſchönen Frühlingswetters, welches die Leute zu Spaziergängen ins Freie lockte, ſo daß ſie den Kunſttempel verödet ließen. Poiſſon konnte ſchließlich die Gagen, ſo gering ſie auch waren, nicht mehr bezahlen, und er glaubte, daß er bald würde Bankerott machen müſſen. Soviel er auch ſein erfinderiſches Gehirn anſtrengte, es wollte ihm kein Rettungsmittel einfallen.

Eines Vormittags hatten ſich die Mitglieder ſeiner Geſellſchaft zu einer Probe im Theater eingefunden; nur ein Hauptmitglied, der Komiker Roſambeau, fehlte noch. Der Theaterdiener rannte endlich fort, nach einem Hauſe in der Nachbarſchaft, wo der Komiker bei einem biederen Färbermeiſter wohnte.

Nach wenigen Minuten kam der Sendbote ganz verſtört zurück. „Herr Roſambeau kann nicht kommen," keuchte er.

„Warum nicht? Er hat ſich doch hoffentlich nicht aufgehängt?"

„Nein, das nicht, aber beinahe wäre der Unglückliche ertrunken. Er iſt unverſehens in einen Farbenbottich gefallen, iſt zwar glücklich herausgezogen worden, doch grasgrün über und über, und der Färber ſagt, daß die Farbe ſo echt ſei, daß dagegen nicht viel ausgerichtet werden könne. Es gehöre Zeit dazu, um die Farbe von der Haut zu bringen. Wenigſtens vier Wochen lang wird Roſambeau ſo grasgrün bleiben, alſo kann er unmöglich jetzt auftreten."

Hatte der brave alte Theaterdiener geglaubt, daß dieſe vermeintliche Unglücksbotſchaft den bedrängten Direktor gänzlich in den Abgrund der Verzweiflung ſtürzen würde, ſo ſah er zu ſeiner Ueberraſchung ſich darin völlig getäuſcht. In Poiſſons Geiſt dämmerte bei Anhörung des Berichts ein grasgrüner Hoffnungs-

ſchimmer auf. Iſt ja doch auch Grün wirklich die liebliche Farbe der Hoffnung.

„Eine wahre Glücksbotſchaft!“ rief er ſtrahlend. „Der liebe Roſambeau reißt uns aus der böſen Patſche, in die wir hier geraten ſind. Denn nun haben wir ja, was wir brauchen, um mit magnetiſcher Gewalt die Leute ſcharenweiſe ins Theater zu locken: etwas nie Dageweſenes, etwas ganz Unerhörtes und nie Geſehenes, ein großartiges Naturwunder, nämlich einen grünen Menſchen!“

Poiſſon eilte ſofort zum Färbermeiſter und bewog dieſen und deſſen Leute zum Verſchweigen des Vorfalls. Darauf begab er ſich in das Zimmer des Komikers. Roſambeau wuſch ſich gerade mit aller Energie das Geſicht.

„Halten Sie ein!“ rief der Direktor. „Zerſtören Sie nicht dies ſchöne Werk des Schickſals. Welch ein herrliches Grasgrün!“

„Es ſcheint, Sie ſind damit ſehr zufrieden?“

„Jawohl, denn damit iſt Geld zu verdienen. Hören Sie meinen Plan!“

Roſambeau hörte, ſtaunte und ließ ſich mit Begeiſterung auf die Spekulation ein.

Durch große Plakate wurde in der Stadt angekündigt das mehrmalige Gaſtſpiel des „grünen Menſchen“, eines ausgezeichneten Originalclowns von den Inſeln des Grünen Vorgebirges an der afrikaniſchen Küſte.

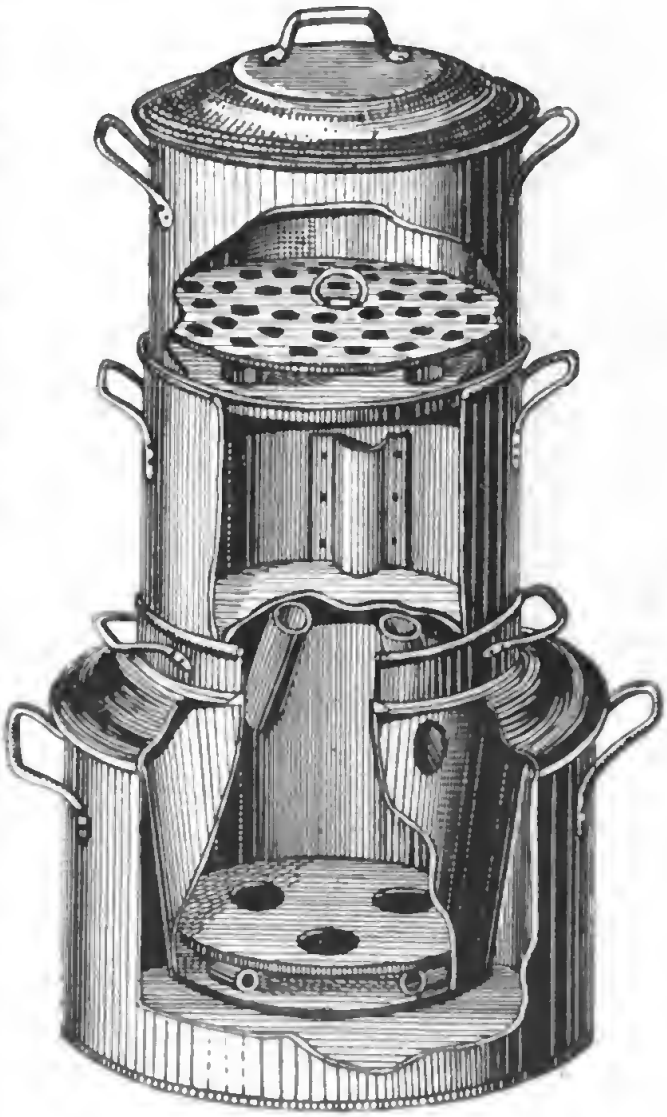
Am Abend war das Theater zum Erdrücken voll. Der grasgrüne Roſambeau, höchſt phantaſtiſch und abenteuerlich koſtümiert, machte ſeine tollen Sprünge und ſang nach bekannten und beliebten Melodien in einer von ihm ſelbſt ganz willkürlich erfundenen „Wildenſprache“ unverſtändliche Couplets, die rauſchenden Beifall fanden.

Weitere Vorſtellungen hatten ebenfalls viel Zulauf. Poiſſon rieb ſich vergnügt die Hände.

Dann zog die Truppe nach anderen Städten. Ueberall erregte der „grüne Menſch“ Senſation. Freilich gab es vernünftige Leute genug, welche ihn für einen Humbug, für einen grünen Schwindel erklärten. Aber dennoch ſtrömte, um ihn zu ſehen, das Publikum ins Theater und das Geld in die Kaſſe.

Unterdeſſen hatte Roſambeau natürlich einigemal den grünen Anſtrich erneuern müſſen.

Die Konkurrenz verdarb endlich dies gute Geſchäft. Es erſchienen auch auf anderen Bühnen „grüne Menſchen", ja ſchließlich ſogar „blaue", denn die Farbe dazu war ja leicht zu beſchaffen. Die Sache verlor den Reiz der Neuheit, und das Publikum mochte zuletzt weder die grünen noch die blauen Menſchen mehr ſehen, und ſie verſchwanden, um nicht wiederzukehren. F. L.



Der Etagen-Dampftopf.

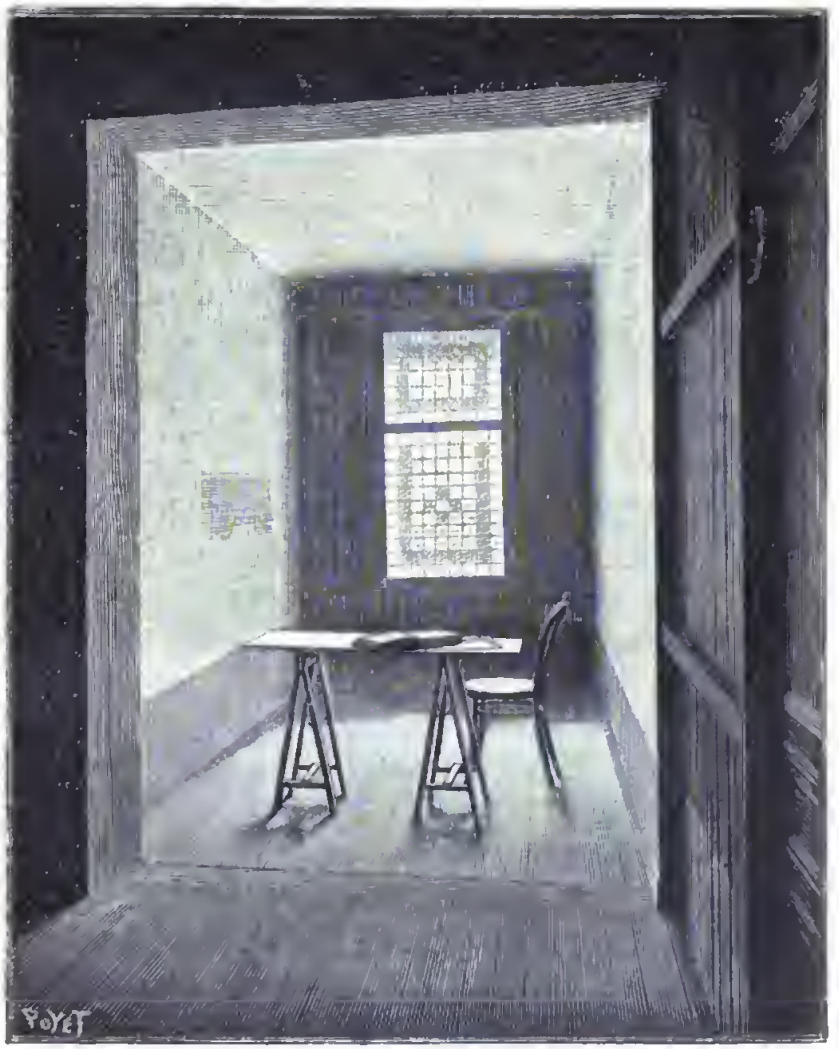
Neue Erfindungen: I. Der Etagen-Dampftopf. — Die Materialverſchwendung beim Heizen unſerer Zimmer iſt noch immer ungeheuer, nur ein geringer Teil der durch die Verbrennung der Kohle entwickelten Wärme kommt uns zu gute, das meiſte entweicht durch den Schornſtein, und jede kleine Verbeſſerung in der Konſtruktion unſerer Oefen iſt daher ein bedeutender wirtſchaftlicher Gewinn. Noch ſchlimmer ſieht es in dieſer Hinſicht in der Küche aus, trotz des engliſchen Sparherdes. Bei vollkommener Ausnützung der in der Kohle gebundenen Energie könnten wir mit einem ganz kleinen Teil des jetzt nötigen Brenn-

materials unſere Speiſen kochen. Aber der Herd, der ſolches ermöglicht, iſt noch ein Ideal der Zukunft. Da müſſen wir es freudig begrüßen, wenn wenigſtens von anderer Seite her eine praktiſche und Brennſtoff erſparende Neuerung kommt. Eine

Ein Zimmer bei Beleuchtung durch gewöhnliche Fenſter.

ſolche iſt der Etagen-Dampftopf, der aus drei in- und übereinander ſtehenden Kochtöpfen beſteht und es ermöglicht, auf einer Feuerſtelle gleichzeitig Fleiſch, Gemüſe und Kartoffeln zuzubereiten. Der Etagen-Dampftopf iſt für jeden gewöhnlichen Herd, ſowie für Petroleum- und Gaskochherde verwendbar und in drei verſchiedenen Größen erhältlich. F 3

II. Die Luxfer-Prismen. — Licht und Luft sind die größten Beförderer und Erhalter unserer Gesundheit. In lichtarmen Räumen gedeihen alle Krankheitskeime, während helles Licht sie abtötet. Es ist daher eine der ersten Anforderungen



Ein Zimmer bei Beleuchtung durch Luxfer-Prismen.

der Gesundheitspflege für den Stadtbewohner, daß er so viel Licht als nur möglich in seine Wohnzimmer dringen lasse. Leider läßt es sich bei der Bauart der modernen Mietshäuser, bei der jeder Winkel ausgenützt werden muß, selten erzielen, daß alle Zimmer genügend hell sind. Die nach den engen Höfen zu gelegenen Zimmer, wie die im Erdgeschoß leiden durchgängig

unter dem Mangel an Beleuchtung, es herrscht fast den ganzen Tag darin eine Art Dämmerung. Diesem Uebelstande kann jetzt abgeholfen werden durch eine neue Erfindung, die Luxfer-Prismen*), die den Zweck haben, das von oben her spärlich und schief hereinfallende Licht aufzufangen und gleichmäßig über das ganze Zimmer zu verteilen. Scheiben aus Luxfer-Prismen erfüllen diese Anforderung auf das beste. Es sind kleine Scheiben von 10 Centimeter im Geviert, nach außen glatt, nach innen treppenartig gestuft. Die Stellung der Prismenkanten ist verschieden. Es muß stets am betreffenden Orte erst festgestellt werden, welcher Prismenwinkel für die Ablenkung und Verteilung des Lichtes hier der günstigste ist. Die kleinen Luxfer-Prismenscheiben werden je nach Bedarf durch galvanoplastische Fassungen (Kupferbänder) zu großen Fensterscheiben vereinigt und bilden ein so festes Ganze, daß sie selbst bei Feuersbrünsten nicht auseinanderfallen. Unsere Bilder stellen ein Zimmer im Erdgeschoß eines Großstadthauses dar, und zwar zuerst mit frei durch das offene Fenster einfallendem Licht, sodann mit geschlossenem Fenster aus Luxfer-Prismen. Der Unterschied in der Beleuchtung ist so augenfällig, daß sich die neue Erfindung jedenfalls sehr schnell Bahn brechen wird. F. Z.

Seltsame Kur. — Im 16. Jahrhundert war das Hotel Rambouillet der Brennpunkt des litterarischen Lebens in Paris. Täglich kam dort eine Gesellschaft von geistreichen Herren und Damen zusammen, welche sich mit litterarischen Themen und der Kunst beschäftigten und so unterhielten. Ein ständiger Besucher dieses Hotels war auch der Marschall Grammont, bekannt als besonderer Liebhaber von Champignons. Einmal verzehrte er ein solches Quantum dieser herrlichen Pilze, daß es ein förmliches Entsetzen bei der ganzen Gesellschaft hervorrief. Der witzige Schriftsteller Chaudebonne schlug nach dem Fortgehen des Marschalls der

*) Wir entnehmen die folgenden Angaben, sowie die Illustrationen dem soeben erschienenen, prächtig ausgestatteten 21. Jahrgange des „Neuen Universum", jenes beliebten Jahrbuches der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, das den Erwachsenen als belehrender Hausfreund, der reiferen Jugend als eines der begehrtesten und nützlichsten Weihnachtsgeschenke längst bekannt ist.

Gesellschaft einen Witz vor, welcher allgemeinen Beifall fand. Sie bestachen den Diener des Marschalls, daß er ihnen die sämtlichen Röcke seines Herrn über Nacht zur Verfügung stellte. Mehrere Schneider mußten bis zum Morgen alle diese Röcke enger machen.

Am nächsten Morgen besuchte Chaudebonne mit ganz unschuldiger Miene den Marschall. Dieser ließ sich gerade einen Rock reichen und war nicht wenig überrascht, als er entdeckte, daß ihm der Rock auffallend zu eng war. Er zog den zweiten, dritten, vierten an — aber alle waren gleich eng.

„Mein Gott!" rief er endlich entsetzt, „mir scheint, die gestrigen Champignons haben mich aufgebläht."

Chaudebonne bemerkte teilnahmsvoll, daß diese Schwämme eine solche Wirkung in der That hervorbringen, ja, daß einer seiner Anverwandten an den Folgen ihres übermäßigen Genusses sogar gestorben sei.

Der Marschall hielt sich plötzlich für krank, gefährlich krank. Er fing an, über Kopfschmerzen zu klagen, über Magenschmerzen, über Schmerzen im ganzen Leibe, legte sich zu Bette und schickte nach dem Arzt.

„Nun, noch ist nicht alles verloren," beschwichtigte ihn Chaudebonne, „ich kenne ein Rezept, welches in gleichem Falle meinen Onkel rettete."

„Wirklich?" rief der Marschall frisch aufhoffend, „dann erbarmen Sie sich meiner und schreiben Sie mir das Rezept auf. Dort ist Tinte und Feder."

Chaudebonne schrieb ganz im Ernst das Rezept, reichte es dem Marschall, und dieser las: „Nimm einen Schneider und laß dir die Röcke wiederum um so viel weiter machen, um wie viel wir sie über Nacht enger gemacht haben."

Dieses Rezept machte den Marschall plötzlich gesund, so daß er noch viele Jahre ein Gegenstand der Unterhaltung war in dem Hotel Rambouillet. Champignons hat er dort aber nie mehr gegessen. F. H.

Rentabilität der Geflügelmast. — Die Nutzerträge der in Haus und Hof gehaltenen Geflügeltiere bestehen nicht nur allein in der Eierproduktion und in der Gewinnung von Fleisch und

Fett, ſondern auch in der Erzeugung von Dünger, in der Lieferung von Federn und in der Brutaufzucht. Die Eierproduktion, das heißt das Halten guter Legehühner, die bei einer entſprechenden Fütterung und Pflege viele Eier legen, iſt ein rentabler und müheloſer Zweig der Geflügelzucht. Denn wenn den Hühnern das erforderliche Futter gereicht wird und dieſen außerdem ein freier Grasgarten und Straßenauslauf zur Verfügung ſteht, ſo kann ein gutes Legehuhn pro Jahr 120 bis 150 Stück Eier legen.

Schwieriger geſtaltet ſich die Brutaufzucht, indem zur Erlangung kräftiger und widerſtandsfähiger Kücken nicht nur gewiſſe Kenntniſſe in den Aufzuchtsbedingungen, wie dem Zuſammenſtellen der Elterntiere, Auswahl der Eier u. ſ. w., erforderlich ſind, ſondern auch die Aufzucht, Hege und Pflege der Kücken mancherlei Mühewaltungen verurſacht.

Während ſich der Nutzertrag in der Eierproduktion auf das ganze Jahr verteilt, wobei ein gutes Legehuhn nach Abzug der Unterhaltungs- und Futterkoſten noch einen Reingewinn von drei bis fünf Mark bringt, geſtaltet ſich der Nutzertrag einer rationellen Geflügelmaſt günſtiger und vorteilhafter.

Zur Fleiſch- und Fettmaſt kann man ſowohl Gänſe, wie Enten, Hühner und Puter heranziehen. Je nachdem man für die Maſtprodukte eine gut bezahlte Abſatzquelle hat, werden nach den örtlichen Verhältniſſen vorwiegend Gänſe, Puter oder Hühner gemäſtet. Am häufigſten wird die Fettmaſt von Gänſen betrieben, zumal die Gänſe bei ihrer Gefräßigkeit und guten Verdauung viel Fett und Fleiſch anſetzen und in kurzer Zeit maſtreif werden.

Um gute und ſichere Maſtreſultate zu erzielen, empfiehlt es ſich, nur junge, ein- bis zweijährige Gänſe zur Maſt einzuſtellen, zumal ſich dieſe leichter auffüttern laſſen und in der Fettproduktion ſchnelle Fortſchritte machen. Aeltere Gänſe bedürfen, entgegen jungen Tieren, eine längere Maſtzeit, wobei ſie außerdem weniger Fett anſetzen und ein hartes, ſtrohiges Fleiſch liefern.

Außer dem Alter der Tiere hängt die Schnellmaſt auch von den zur Verwendung kommenden Futterſtoffen ab. Zu Maſt-

zwecken ſind daher nur ſolche Futterſtoffe zu verwenden, die einen hohen Gehalt an Eiweiß und Fett beſitzen und ſchnell zur Verdauung gelangen. Neben Hafer und Haferſchrot bilden Mais und Maismehl, Roggenkleie, abgerahmte Milch, Mehle u. ſ. w. gute und ſchnellmäſtende Futterſtoffe.

Um bei den zur Maſt eingeſtellten Gänſen eine erhöhte Freßluſt und eine normale Verdauung zu erzielen, bedürfen dieſe friſches und reines Waſſer, ſowie kleinkörnigen Sand und mancherlei Reizſtoffe. Dem Sand fällt die Aufgabe des Zerkleinerns und Zermalmens der in den Magen lagernden Futterſtoffe zu, daher dieſer gewiſſermaßen die Zähne erſetzt.

Die Reizſtoffe, wie Salz und Pfeffer, die dem Maſtfutter in kleinen Quanten beizumiſchen ſind, regen den Appetit und Durſt an, wodurch eine erhöhte Freßluſt eintritt.

Die ſchnellere oder kürzere Maſtreife der Gänſe wird auch durch den Aufenthalt im Stalle, ſowie die Beſchaffenheit des Aufhalteraumes gefördert oder zurückgehalten. Gänſe, die ſich in engen Behältern befinden und in der freien Bewegung gehindert ſind, gehen mehrere Tage zeitiger aus der Maſtreife hervor. Ebenſo trägt Ruhe im Stalle, ſowie das Reinhalten der Tiere ſehr viel zur ſchnelleren Maſtreife bei.

Tiere, die in der Maſtzeit beunruhigt werden oder in unreinen und kotigen Ställen hauſen und denen keinerlei Gelegenheit zum Baden und Reinigen des ſchmutzigen Gefieders geboten wird, ſetzen im Verhältnis zu rein gehaltenen Gänſen weniger Fett an. Ebenſo leiden die unrein gehaltenen Gänſe an der Federnfäule oder dem Federnbrand, indem den Tieren die Bauchfedern abfaulen, wodurch das Ausſehen der Gans und der allgemeine Wohlgeſchmack des Fleiſches weſentlich beeinflußt werden.

Um dem Fleiſche eine ſchöne und zarte Beſchaffenheit zu geben, empfiehlt es ſich, zwei bis drei Tage vor dem Schlachten die Maſtgänſe mit lauwarmer Milch zu tränken.

Daß Gänſemaſt rentabel iſt und einen lohnenden Gewinn abwirft, zeigt nachſtehendes Maſtreſultat. Es wurden 16 Stück gut gefütterte Stoppelgänſe zur Maſt eingeſtellt, wobei ſich die Koſten, wie folgt, beliefen:

60 Kilo Erbſen	9 Mk.	60 Pf.
58 Kilo Kleie und Futtermehl	7 „	56 „
47 Kilo Kartoffeln	1 „	75 „
Ankaufspreis pro Stück 3 Mk. 25 Pf. . .	52 „	— „
Unterhaltungskoſten und Arbeit pro Stück 40 Pf.	6 „	40 „
Sonſtige Ausgaben: Einſtreu, Salz, Pfeffer, Milch ꝛc.	4 „	80 „
Summe der Ausgaben	82 Mk.	11 Pf.

Geſchlachtet und gereinigt wogen die Gänſe 89 Kilo.

89 Kilo Fleiſch und Fett à Kilo 1 Mk. 50 Pf.	133 Mk.	50 Pf.
1¾ Kilo Federn à Kilo 5 Mk.	8 „	75 „
32 Stück Flügel à Stück 6 Pf.	1 „	92 „
Summe der Einnahmen	144 Mk.	17 Pf.

K. Schinke.

Noch einmal die „Feuerprobe“. — Im 2. Bande des laufenden Jahrganges befindet ſich auf Seite 220 ein hochintereſſanter Artikel über die Feuerprobe, zu dem ich einige Ergänzungen zu geben mir erlauben möchte.

Die Erklärung für die Thatſache, daß bei den im Mittelalter auch in Deutſchland üblichen „Gottesurteilen“ oft Perſonen über weißglühendes Eiſen mit nackten Füßen gingen, ohne ſich zu verletzen, iſt ſchon in der Mitte des 18. Jahrhunderts von Leidenforſt, 1743—1794 Profeſſor an der Univerſität Duisburg, gegeben worden.

Der „Leidenforſtſche Verſuch“ beſteht darin, daß man einen Waſſertropfen auf eine glühende Platinſchale bringt. Hierbei wird nicht, wie man erwarten ſollte, der ganze Tropfen unmittelbar in Dampf aufgelöſt, ſondern in dem Augenblick, in welchem der Tropfen die glühende Platinfläche berührt, verwandelt ſich nur die äußerſte Schicht desſelben wegen der hohen Temperatur der Unterlage in Dampf von ſo hoher Spannung, daß dieſer im ſtande iſt, das Gewicht des Waſſertropfens zu tragen und ſo eine direkte Berührung des Waſſers mit dem glühenden Platin zu verhindern. So ruht der Tropfen gewiſſermaßen auf einem elaſtiſchen Dampfkiſſen, und da der Waſſerdampf ein ſehr ſchlechter

Wärmeleiter ist, so kann die Wärme auch nicht von der glühenden Unterlage zu dem Wasser des Tropfens gelangen.

Dieser letztere zeigt dabei ein Verhalten, das man den „sphäroidalen Zustand" nennt, und welches darin besteht, daß derselbe eine eigentümlich schwingend-rotierende Bewegung annimmt, während sich sein Volumen allmählich verringert. Dabei bleibt seine Temperatur stets unter dem Siedepunkt des Wassers.

Erhält man durch Unterfeuerung die Platinschale auf der hohen Temperatur, so dauert der sphäroidale Zustand des Tropfens an, bis der letztere sich ganz aufgelöst hat; läßt man aber die Unterlage erkalten, so wird bei einer bestimmten Temperatur die mit der Abkühlung geringer werdende Spannkraft des Dampfkissens nicht mehr im stande sein, das Gewicht des Wassertropfens zu tragen, dieser wird mit der Unterlage, deren Temperatur immer noch über dem Siedepunkt des Wassers liegt, in direkte Berührung kommen und mit einem zischenden Geräusch plötzlich seiner ganzen Masse nach verdampfen.

Uebrigens beruht das wohl jeder Hausfrau bekannte eigentümliche Verhalten von Wassertropfen, die aus dem Kessel auf die heiße Herdplatte geraten, auf demselben Prinzip: sie gehen eben, wenn die Platte nur heiß genug ist, in den Leidenforstschen sphäroidalen Zustand über. Die Bedingung für das Zustandekommen des „Leidenforstschen Phänomens" ist eben die, daß die Temperatur der Unterlage hinreichend hoch über dem Siedepunkt der Flüssigkeit liegt.

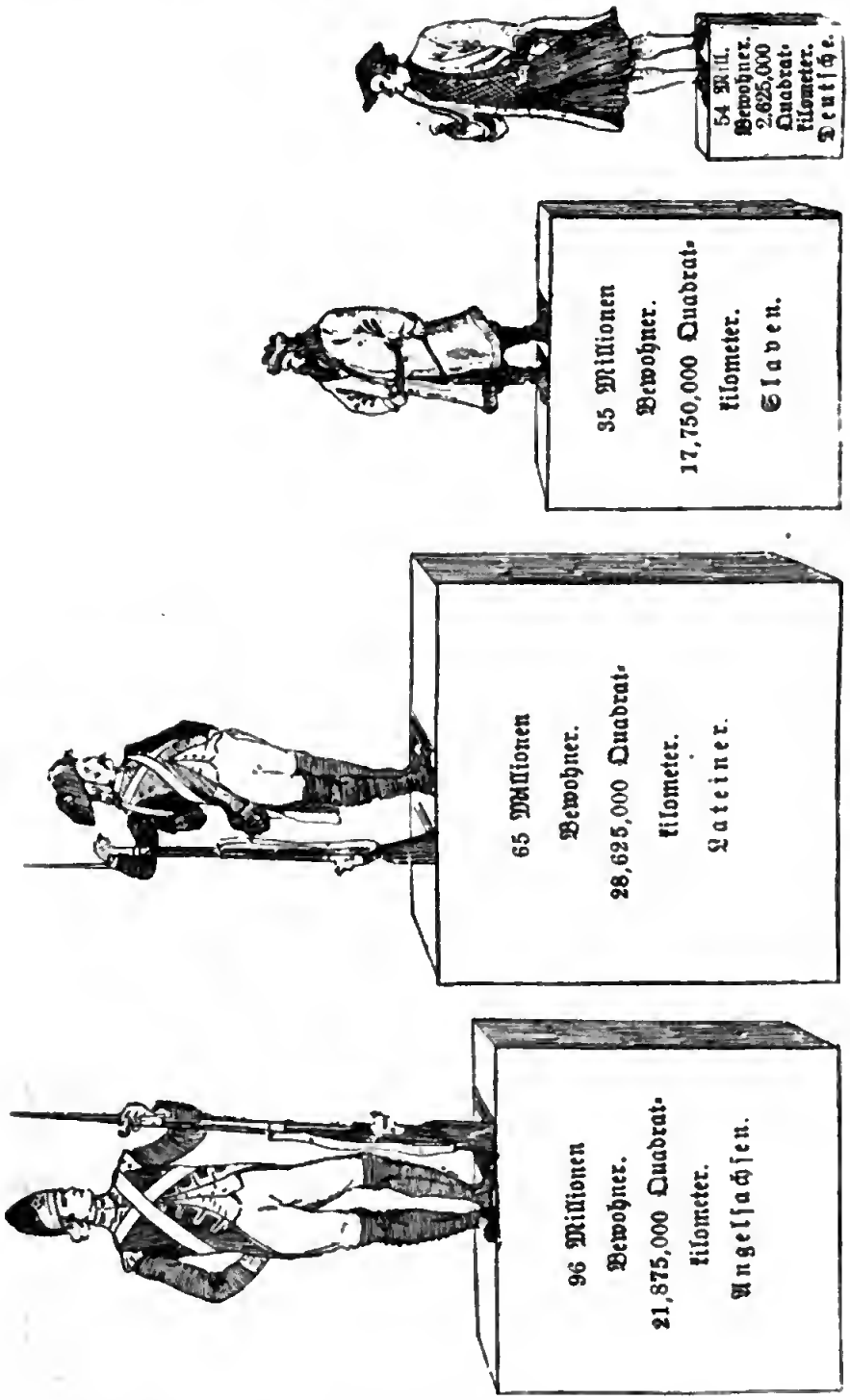
Am auffallendsten zeigte sich die Erscheinung bei einem Versuch des englischen Physikers Faraday, welcher ein Gemenge von Aether und fester Kohlensäure, eine der stärksten Kältemischungen, in einen glühenden Platintiegel brachte. Das Gemenge nahm dabei den sphäroidalen Zustand an und behielt eine so niedrige Temperatur, daß in dem glühenden Tiegel Quecksilber zum Gefrieren gebracht wurde.

Ganz auf dieselbe Weise erklärt sich nun der Vorgang bei der Feuerprobe. Bekanntlich ist die unempfindliche Epidermis, die äußerste Schicht der Haut des menschlichen Körpers, gerade an den Fußsohlen sehr dick. Betrat nun der zur Feuerprobe Verurteilte mit bloßen Füßen die Unterlage, und war dieselbe

heiß genug, so verwandelte sich die äußerste Schicht der Epidermis, die noch dazu meist eine ziemlich große Menge Feuchtigkeit enthält, augenblicklich in Dampf von so hoher Spannung, daß derselbe das Gewicht des Körpers zu tragen im stande war, und der Verurteilte ging auf dem so entstandenen Dampfkissen unversehrt über das weißglühende Eisen. Aber wehe ihm, wenn das Eisen nicht bis zur vollsten Weißglühhitze erwärmt worden war! Dann genügte die nun natürlich geringere Spannkraft des Dampfes nicht, um eine Berührung der Fußsohle mit dem heißen Eisen zu verhindern, und ein Verbrennen der Füße war unvermeidlich!

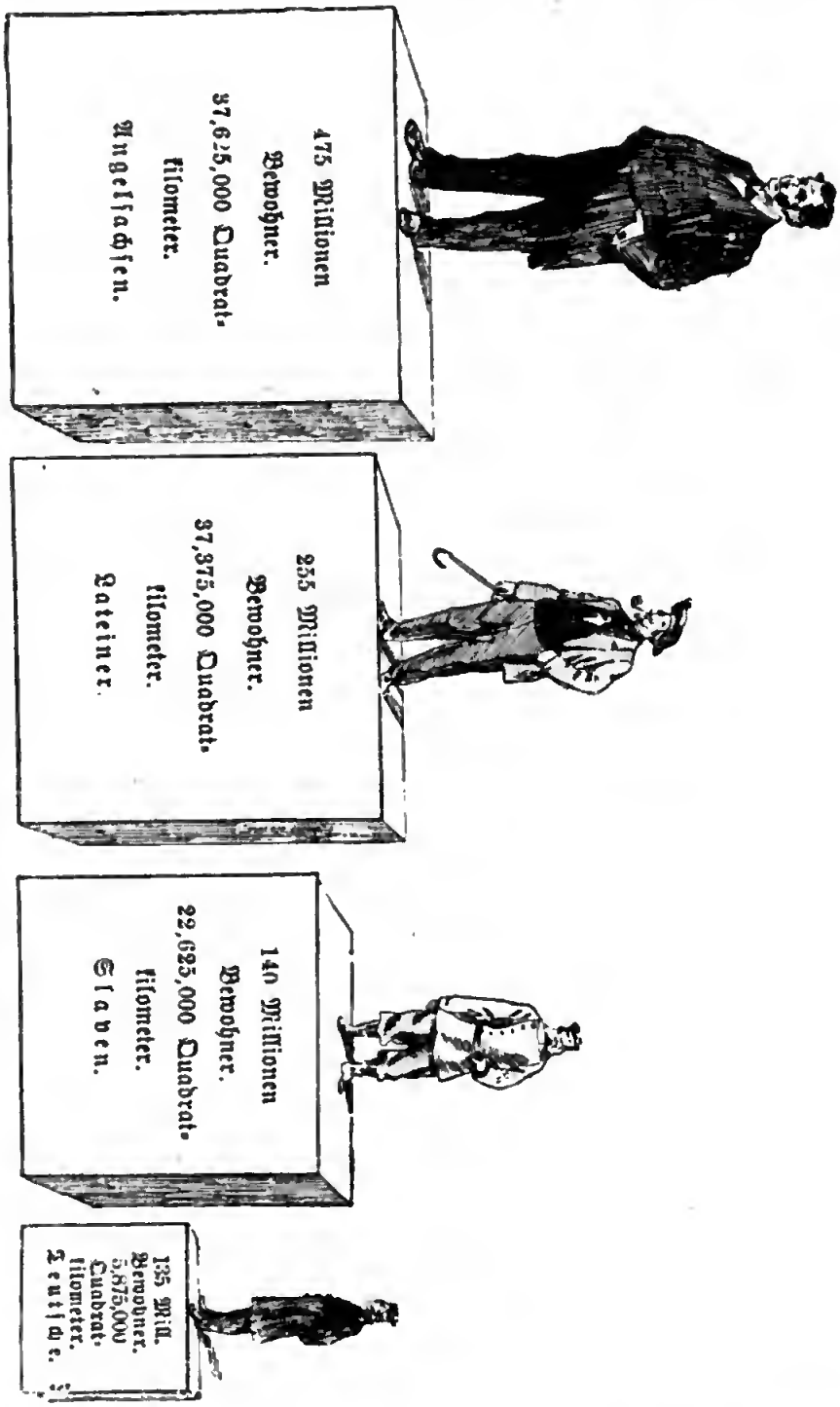
Die Thatsache, daß wirklich oft Menschen aus dieser Feuerprobe unversehrt hervorgingen, läßt es begreiflich erscheinen, daß jeder derartige Fall dem mittelalterlichen Aberglauben neue Nahrung zuführte, und daß man der festen Ueberzeugung war, daß nur ein „Gottesgericht" dies Wunder bewirkt habe. Der Umstand aber, daß es nur mehr oder weniger vom Zufall abhing, ob die Temperatur der Unterlage hoch genug war, um ein Bestehen der Probe zu ermöglichen, setzt die Grausamkeit dieser Art von Rechtspflege nur in ein um so grelleres Licht. Prof. Ad. Müller.

Das Gebiet und die Bevölkerung der angelsächsischen, lateinischen, slavischen und deutschen Völker von 1800 bis 1900. — An der Jahrhundertwende hat ein englischer Schriftsteller, G. B. Waldron, zwei von uns auf S. 235 und 236 wiedergegebene graphisch-statistische Darstellungen entworfen, welche die im Laufe des 19. Jahrhunderts stattgehabten Veränderungen an Gebietsumfang und Bevölkerung bei den angelsächsischen, den lateinischen, den slavischen und den deutschen Völkern zur Anschauung bringen sollen. In diesen Darstellungen, die eine sehr interessante Vergleichung ermöglichen, bedeutet jeder Würfel das Landgebiet der betreffenden Völkergruppe, während die darauf stehende Figur durch ihre Größe die Bevölkerungszahl ausdrückt. Um nicht zu falschen Vorstellungen zu gelangen, muß jedoch hervorgehoben werden, daß die Bevölkerungszahlen nicht bloß die Individuen der in Frage stehenden Rasse umfassen, sondern auch alle menschlichen Wesen, die freiwillig oder unfreiwillig unter der Oberhoheit jener Völkergruppe stehen. So figurieren zum Bei-



Landgebiet und Bevölkerung im Jahre 1800.

ſpiel die Millionen Indier, die der britiſchen Herrſchaft unterworfen ſind, unter dem Titel Angelſachſen und ebenſo die Bewohner von Cuba und die der Philippinen; andererſeits ſind die



Landgebiet und Bevölkerung am Ende des 19. Jahrhunderts.

Annamiten und Tonkineſen den lateiniſchen Völkern zugezählt. Im Anfang des 19. Jahrhunderts beſaßen nach G. B. Waldrons Berechnungen die lateiniſchen Völker, welche die neuere Ethno-

graphie gewöhnlich als Greco-Romanen bezeichnet, noch das ausgedehnteste Gebiet, während sie in Bezug auf die Bevölkerungszahl in zweiter Linie standen. Die Gruppe zählte 65 Millionen Bewohner auf einem Landgebiet von 28,625,000 Quadratkilometer, während die Angelsachsen, zu denen also auch die Iren und die Nordamerikaner gerechnet sind, mit 96 Millionen ein Gebiet von 21,875,000 Quadratkilometer bevölkerten. Die slavische Völkergruppe folgte als dritte nach dem Landbesitz (17,750,000 Quadratkilometer), aber erst als letzte in Bezug auf die Bevölkerung (35 Millionen); die Deutschen waren in der Kopfzahl von 54 Millionen über ein Gebiet von 2,625,000 Quadratkilometer verbreitet. Seitdem haben die Angelsachsen riesige Fortschritte gemacht, die der englische Statistiker besonders eindringlich hervorhebt. Sie haben in Nordamerika den Einfluß der Lateiner beinahe vollständig beseitigt, Australien kolonisiert, ihre Gebiete in Indien und Afrika ausgedehnt und noch zahlreiche andere Besitzungen erworben. Am Ende des Jahrhunderts betrug nach Waldron ihre Zahl 475 Millionen auf einem Gebiete von 37,625,000 Quadratkilometer, die der Lateiner 255 Millionen auf 37,375,000 Quadratkilometer, die der Slaven 140 Millionen auf 22,625,000 Quadratkilometer und die der Deutschen 135 Millionen auf 5,875,000 Quadratkilometer. Wenn auch der englische Autor die Zahlen anscheinend etwas willkürlich angenommen hat, so ist seine Darstellung doch immerhin sehr interessant. E. M.

Verbotene Weihnachten. — In dem sogenannten „langen Parlament", das am 3. November 1640 von König Karl I. von England einberufen worden war, bildeten die Puritaner die Mehrheit. Diese engherzige Partei setzte es durch, daß nicht allein alle bisher gefeierten kirchlichen Feste verboten wurden, sondern auch daß jeder letzte Mittwoch im Monat als ein strenger Fasttag gehalten werden sollte. Als nun das Weihnachtsfest des Jahres 1644 auf diesen Mittwoch fiel, ordnete das Parlament an, daß auch dieser Tag nicht gefeiert, sondern wie üblich als Fasttag zu halten sei.

Aber ein solches Fest zu verbieten und dieses Verbot durchzusetzen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Es gab viele Bürger, denen es durchaus gleichgültig war, ob sie vom König oder vom

Parlament regiert wurden; aber es war ihnen keineswegs einerlei, wie man in ihre Rechte, Feiertage zu halten, eingriff. Und sie waren bereit, sich den Verordnungen des Parlaments mit Gewalt zu widersetzen. Es war befohlen worden, die Läden offen zu halten, aber nur wenige folgten diesem Gebot, und diese hatten es zu bereuen, denn sie wurden vom Volk ausgeplündert. Die meisten Kirchen waren geschlossen, und nur in wenigen wagten es mutige Geistliche, die Kanzel zu besteigen. In der Kirche St. Margareta Westminster wurde nicht nur gepredigt, sondern man hatte auch den Altar und die Kanzel wie üblich mit Tannenzweigen, Immergrün und Rosmarin geschmückt. Natürlich wurde der Geistliche, der Kirchenvorstand und Kirchendiener verhaftet. Aber eine große Volksmenge, die den Gefangenen gefolgt war, nahm eine solch drohende Haltung an, daß der Richter vorzog, sie mit einer Verwarnung zu entlassen.

Als sich in den folgenden Jahren nun stets die Aufruhrscenen wiederholten, beschloß das Parlament 1652, das Weihnachtsfest ganz abzuschaffen, und ordnete an, daß an diesem Tage ein öffentlicher Markt abgehalten werden sollte. Die Läden der Kaufleute sollten durch Soldaten beschützt werden, und das Parlament selbst gab das Beispiel zum Nichtfeiern, indem es am Weihnachtsfeiertag eine Sitzung abhielt. Aber dieses Beispiel wurde nicht beachtet, die Bürger schlossen ihre Läden und gingen in die Tavernen und Bierhäuser. Im Jahre 1657 verbot Cromwell das Predigen in den Kirchen an Weihnachts-, Oster- und Pfingsttagen strengstens; aber es fanden sich immer tapfere Geistliche, die diesem Verbot zu trotzen wagten. Aber nun bestürmte ein wahrer Rattenkönig von Petitionen das Parlament. Die Lehrlinge und Dienstboten baten um Wiedereinsetzung der alten Feiertage, weil sie durch Verlust derselben um ihre althergebrachten Erholungstage gebracht worden seien. Die Diener, Kutscher, Dienstmädchen, Köchinnen beklagten sich, daß sie durch Aufhebung des Weihnachtsfestes um ihre Christbescherung gekommen seien, und baten um Ersatz. Die Spezereihändler jammerten, sie seien ruiniert, weil, da keine Festtage mehr seien, auch keine Gewürze und Delikatessen gekauft würden. Die Seidenhändler verkauften keine Seide, die Kürschner kein Pelzwerk, die Goldschmiede

keinen Schmuck mehr; kurz, alle Gilden und Zünfte sandten Petitionen.

Aber alle blieben bei dem starrsinnigen Cromwell ohne Erfolg, bis auf die der Lehrlinge. Er ordnete an, daß für Schüler, Dienstboten und Lehrlinge jeder zweite Dienstag im Monat als Feiertag gehalten werden sollte. So blieb es, bis endlich die Thronbesteigung Karls II. im Jahre 1660 diesem Zustande ein Ende bereitete, und das Weihnachtsfest nach einer fast zwanzigjährigen Pause wieder eingeführt und mit Freuden gefeiert wurde. W. Stellfes.

Alles mit Maß. — Die Hofhaltung des Landgrafen Wilhelm des Weisen von Hessen-Kassel (1532—1592) trug das Gepräge eines behaglichen Wohlstandes und bürgerlicher Einfachheit, welche ebensoweit entfernt blieben von luxuriöser Verschwendung, wie von knauseriger Sparsamkeit. Aehnlich den Einrichtungen auf größeren Oekonomiegütern wurden auch die für die Bedürfnisse des Hofes erforderlichen Vorräte an Lebensmitteln unmittelbar im Bereiche des Schlosses aufbewahrt, und das von den herrschaftlichen Fruchtböden zur Mühle gebrachte Getreide wurde, nachdem es gemahlen war, in Säcken auf dem Mehlspeicher des Schlosses aufbewahrt, von wo es der Hofbäcker persönlich abzuholen und daraus das Brot für den Hof zu backen hatte.

Eines Abends, es war schon dunkel, machte der Landgraf, wie er öfters zu thun pflegte, um sich zu überzeugen, ob alles in der gewohnten Ordnung sei, einen Rundgang durch die Räume des Schlosses und kam dabei auch an dem Mehlspeicher vorüber, bei welchem er einen Mann antraf, der sich abmühte, einen schweren Sack auf seine Schulter zu laden. Dieser bat den Landgrafen, welchen er für jemand von der Dienerschaft hielt, ihm beizustehen, was der Landgraf auch bereitwillig that, dabei jedoch, da er seinen Hofbäcker erkannt hatte, fragte: „Was hast du denn eigentlich in dem Sacke, guter Freund?“

„Kleie,“ erwiderte der Hofbäcker; „da es mir an Futter für meine Schweine fehlt, und der Landgraf Kleie in Ueberfluß hat, so dachte ich, es werde ihm auf ein Säckchen nicht ankommen.“

„Warum aber nimmſt du denn da nicht gleich einen Sack voll Mehl? Das wäre doch viel nahrhafteres Futter als Kleie.“

„Das wäre ja unrecht. Denn, weißt du, man darf zwar einen Nutzen von den Herren ziehen, muß ſie aber auch bei Brote laſſen.“

Mit dieſen Worten ſchleppte der Bäcker ſeinen Sack fort.

Anderen Morgens ließ ihn der Landgraf vor ſich beſcheiden und eröffnete ihm, wer ihm geſtern beim Aufhocken des Sacks Kleie behilflich geweſen ſei. Der aufs höchſte erſchrockene Bäcker bat fußfällig um Gnade. Doch der Landgraf gebot ihm freundlich, aufzuſtehen, und ſagte: „Hätteſt du mir ſtatt Kleie einen Sack Mehl genommen, ſo ließ ich dich heute hängen. Nun aber ſoll dir künftig die Kleie für deine Schweine umſonſt gegeben werden, damit du ſie nicht mehr zu ſtehlen brauchſt.“ R. v. B.

Ein intereſſanter Liebesbrief. — Vor einiger Zeit wurden in der vatikaniſchen Bibliothek alte Schriftſtücke photographiert, die ſich auf engliſche Geſchichte beziehen. Das intereſſanteſte darunter dürfte ein Liebesbrief Heinrichs VIII. von England an Anna Boleyn ſein, der, aus dem franzöſiſchen Original überſetzt, wie folgt lautet: „Das Herannahen der Zeit, die ich ſo ſehnlich erwartet habe, freut mich ſo ſehr, daß ſie mir bereits erſchienen zu ſein ſcheint. Die Begegnung wird von mir mehr als alles andere in der Welt gewünſcht, denn welche Freude kann größer auf Erden ſein, als die Geſellſchaft jener zu genießen, die meine teuerſte Freundin iſt? Da ich auch weiß, daß ſie gleiche Gefühle hegt, gewährt der Gedanke daran mir großes Vergnügen. Sie mögen beurteilen, welche Wirkung die Gegenwart dieſer Perſon auf mich haben muß, deren Abweſenheit meinem Herzen eine größere Wunde geſchlagen hat, als Wort und Schrift auszudrücken vermögen, und die nichts heilen kann, als ihre Rückkehr. Ich bitte Sie, teure Gebieterin, Ihrem Vater von mir zu ſagen, daß ich wünſche, er möge die Zuſammenkunft um zwei Tage beſchleunigen ... Nichts weiter vorläufig aus Mangel an Zeit. Ich hoffe, in kurzem Ihnen mündlich zu ſchildern, wie ſehr ich unter Ihrer Abweſenheit leide. Der Schreiber dieſer Zeilen iſt und wird ſtets ſein Ihr treuer und ergebenſter Diener Heinrich.“

Der Tyrann ließ ſeine unglückliche Gattin, der er dieſen rührenden Brief ſchrieb, bald darauf, da ſie ihm nicht, wie er

gehofft, einen Sohn, sondern eine Tochter, die spätere Elisabeth schenkte, enthaupten. E. K.

Originelle Wirtshäuser. — Die überaus große, das Bedürfnis weit übersteigende Anzahl von Kneipen und Wirtshäusern und die daraus hervorgehende erbitterte Konkurrenz hat in den großen Städten zu den seltsamsten Erscheinungen geführt. Man gehe nur in eine großstädtische Hauptstraße, und man wird mit Erstaunen sehen, daß auf etwa zweihundert Häuser mindestens zwanzig Wirtschaften kommen. Wenn heute ein Neubau in einer großen Stadt ausgeführt wird, so muß der Baumeister im Erdgeschoß ein Kneiplokal bauen, um aus der hohen Miete die Verzinsung der fabelhaft teuren Baustelle herauszuschlagen, der Inhaber einer Gastwirtschaft aber muß versuchen, sein Lokal um jeden Preis interessant zu machen und Gäste herbeizuziehen, damit er nicht zu Grunde geht. Die gewöhnliche Reklame durch Zeitungsinserate langt da in keiner Weise aus, es muß etwas anderes, Originelles gefunden werden. Originalität wird schon auf den Schildern der modernen Wirtschaften oder in dem Namen erstrebt: „Zur guten Schwiegermutter"; „Schultze mit tz"; „Zum geplagten Ehemann" — das sind zum Beispiel Berliner Titel. In der Nähe der Kaserne spielen die militärischen Titel eine Rolle, in der Nähe der Universität die klassischen. In der Nähe des Gerichtsgebäudes liegen die Lokale, die sich nennen: „Zur Versöhnung"; „Zum ehrlichen Zeugen"; „Zum Eidschwur"; in der Nähe der Bahnhöfe findet man Wirtshäuser: „Zur Lokomotive"; „Zur glücklichen Reise". Andere Schilder empfehlen wieder den Wirt oder seine Getränke: „Zur großen Flasche"; „Zum großen Seidel"; „Beim Pfundwirt"; „Beim gemütlichen Wirt" u. s. w. In Stettin giebt es eine Bierstube, in welcher man jedes fünfte Glas Bier umsonst erhält. In Breslau bekommt man in einer bekannten Bierstube überhaupt nur ein Seidel, enthaltend einen halben Liter. Alle folgenden Gläser sind nur „Schnitte". Der Gast bezahlt dafür zwei Drittel des Preises für ein Seidel, erhält aber doch das Glas fast voll. In einer amerikanischen Wirtschaft werden alle Gäste, die nur eine Kleinigkeit verzehren, photographiert. Der Gast kann eine Photographie mitnehmen. Der Wirt veranstaltete eines Tages eine Ausstellung der Photo-

graphien „ſeiner Gäſte“, obwohl viele darunter waren, die nur aus Neugier oder aus Zufall auf einen Augenblick in die Kneipe gekommen waren. Aber der Wirt erreichte ſeinen Zweck, er machte auf ſich aufmerkſam, und ſein Lokal iſt koloſſal beſucht.

Am weiteſten in dem Haſchen nach Originalität geht man in Paris, namentlich zur Zeit der Ausſtellung. Schon während der Ausſtellung von 1889 hatte zum Beiſpiel ein ſpekulativer Gaſtwirt eine „Bagnokneipe“ eingerichtet. Das Bagno war bekanntlich früher in Frankreich das Zuchthaus für die ſchwerſten Verbrecher, worin dieſe mit Kettenkugeln an den Beinen herumgingen und bei der Aufnahme mit glühenden Eiſen geſtempelt wurden. Der Beſitzer der Kneipe war ein ehemaliger Schauſpieler. Er pachtete ein leerliegendes Grundſtück, baute eine elende Baracke aus Brettern darauf, beſetzte ſie mit runden Tiſchen und Bänken und einigem Kneipgerät, und die Bagnokneipe war fertig. Er inſerierte, daß die Kellner, die bei ihm bedienten, echte, ehemalige Bagnoſträflinge ſeien, und ließ ſie in roten Jacken, grünen Mützen, mit Meſſingſchild und Nummern und gelben Hoſen die Gäſte bedienen. Jeder hatte eine Kugel mit Kette um den Fuß, und damit dieſe Kugel nicht beim Hin- und Hergehen die Gäſte beläſtigte, trugen ſie die Kellner an einem Gurt um den Leib gehängt. Die Zahlkellner waren als Sträflingsaufſeher gekleidet, und die Gäſte wurden nur truppweiſe hereingelaſſen. Der Unternehmer, der auch als Bagnoſträfling angezogen war, rief dann: „Laßt eine andere Lieferung von Verurteilten herein! Die Befreiten können zur Kanzlei gehen und ſich nach Hauſe packen!“ Der Mann hatte ungeheuerlichen Zulauf und machte ein glänzendes Geſchäft.

Andere Wirte ſind auf den Gedanken gekommen, aus ihren Lokalen eine Art Muſeum zu machen. Da ſind zum Beiſpiel Andenken an Nationalfeſte, Erinnerungen an die letzten Feldzüge, Waffen, Kugeln von den Schlachtfeldern in Frankreich geſammelt, Fremdenbücher, in denen ſich berühmte Leute verewigt haben, und dergleichen mehr. Etwas Feineres iſt die „Hiſtoriſche Weinſtube“, welche in ihrer Einrichtung ein beſtimmtes Zeitalter, zum Beiſpiel aus der Zeit Friedrichs des Großen oder Napoleons, kopiert, ſo daß alle Möbel, wenn nicht in Wirklichkeit,

ſo doch dem Stil nach, echt ſind. Hiſtoriſche Bilder, die ſich auf den betreffenden Zeitabſchnitt beziehen, bedecken die Wände, und gewöhnlich werden noch irgend welche hiſtoriſche Angedenken aus dem betreffenden Zeitabſchnitt in dem Lokal unter Glas aufgeſtellt. Ein anderer Wirt ſpekuliert wieder auf die eigentümliche Vorliebe, die die Leute für ein gewiſſes Gruſeln haben. Er dekoriert ſeine Weinſtube in einem Keller als Totengruft. Die Tiſche haben die Form von Sarkophagen, es ſind Särge aufgeſtellt, in den Ecken ſtehen Skelette, in finſteren Winkeln ſind Totenſchädel angebracht, in deren Augenhöhlen rote, elektriſche Glühlämpchen ſitzen, die hin und wieder aufflammen; kurzum, es iſt für die Leute, die das Gruſeln lernen wollen, in ausgiebigſter Weiſe geſorgt.

Man findet kleine Weinſtuben, die als Eiſenbahnwagen eingerichtet ſind. Man ſitzt zu zweien und zu vieren in kleinen Abteilungen mit nachgeahmten Fenſtern, und um die Täuſchung vollſtändig zu machen, wird vermittelſt eines Laufwerks eine gemalte Landſchaft an den Fenſtern vorübergezogen, ſo daß man bei einiger Phantaſie glauben kann, man ſitze in einem fahrenden Eiſenbahnzuge. Man richtet die Wirtſchaft auch als Alphütte, als Verbrecherkeller, als Bauernſtube, als Räuberhöhle ein; man giebt ihr das Ausſehen eines Zeltes oder des Inneren einer Hütte in den Tropen und läßt durch echte Neger in bunter Tracht die Gäſte bedienen. Daß die bedienenden Perſönlichkeiten, insbeſondere die Kellnerinnen, in manchen Lokalen wöchentlich in einem anderen Koſtüm auftreten, iſt ſchon eine alte Sache. In einem anderen Lokal marſchiert ſtündlich die Wachtparade Friedrichs des Großen mit Trommeln und Pfeifen durch das ganze Lokal. Der Wirt hat ſich halbwüchſige Jungen aus der Nachbarſchaft einexerziert, hat ihnen Uniformen aus der Zeit Friedrichs des Großen beſchafft, und die Jungen machen ihre Sache ganz gut. Ein ſpekulativer Wirt läßt nur „preisgekrönte Schönheiten" ſervieren, ein anderer mit einer humoriſtiſchen Ader hält ſeinen Gäſten komiſche Vorträge. Es giebt Lokale, die ganz militäriſch eingerichtet ſind. Die Kellner ſind in Soldatenuniform geſteckt, nennen jeden Gaſt Herr Leutnant und kopieren in ihrem ganzen Verhalten Soldaten, die mit Vorgeſetzten zu thun haben. Um die

Gäſte in das Lokal zu ziehen, läßt der Wirt auf der Straße einen „Einberufungsbefehl" verteilen, in dem es heißt: „Nichtpünktlichkeit und das bekannte Vorſchützen von Müdigkeit gelten nicht. Dieſe Ordre iſt mitzubringen und dem Wachthabenden der betreffenden Truppengattung vorzuzeigen. In der Kantine und Marketenderei werden von militäriſch geſchulter Bedienung ausgezeichnete Getränke ſerviert. Gegen Sonnenſtich ſind Vorkehrungen getroffen." Zulauf hat auch ein Lokal, das ganz nach Art eines Schiffsinneren eingerichtet iſt und in welchem Matroſen ſervieren. Man iſt in der Originalitätshaſcherei ſogar ſo weit gegangen, daß man aus der Oſtſee eine zu Verkauf geſtellte Brigg auseinandernahm, ſie von Stettin auf dem Waſſerwege bis in die Nähe von Berlin brachte, hier das Schiff wieder zuſammenſetzte, vollſtändig auftakelte und dann als „Kneipenbrigg" im Waſſer verankerte. A. O. Kl.

Die Probe der Mutter. — Im Jahre 1753 vermählte ſich die Gräfin v. Orkney mit dem Marquis v. Thomond. Sie war jung, ſchön, reich, ihr Gemahl trug ſie auf den Händen, aber ſie war — taubſtumm! Der Himmel ſchenkte dem jungen Ehepaar ein Kind. Zärtlich drückte es die Mutter an ihr Herz und überſchüttete es mit Küſſen und Liebkoſungen. Deſto auffallender erſchien der Amme das Benehmen der Marquiſe, das ſie eines Tages zeigte. Die Amme war auf ihrem Lager im Kindeszimmer eingeſchlafen, auch das Kind ſchlummerte ſüß in der Wiege. Da trat leiſe die Marquiſe ein, einen großen Stein in der Hand. Forſchend ſah ſie ſich nach allen Seiten um; als ſie niemand bemerkte, glitt ein triumphierendes Lächeln über ihr Geſicht. Halb ohnmächtig ſtarrte die Amme auf ihre ſcheinbar wahnſinnig gewordene Herrin. Die Marquiſe näherte ſich der Wiege. Einige Augenblicke beobachtete ſie das feſt ſchlafende Kind, dann hob ſie den Stein in die Höhe. Ein lauter Schrei entfuhr der Amme. Sie wollte aufſpringen, um das Kind noch zu retten, aber der Schreck lähmte ihre Glieder. Der Stein fiel nieder, aber nicht auf das Kind, ſondern auf den Fußboden, wo er ein donnerndes Gepraſſel hervorrief. Durch den Lärm erwachte das Kind und fing jämmerlich an zu weinen. Die Marquiſe aber fiel entzückt und in Thränen aufgelöſt bei der Wiege

nieder: sie hatte nun die Gewißheit, daß ihr Kind nicht das Gebrechen seiner Mutter geerbt habe.

Die Kaul. — Von je besaßen die seefahrenden Völker allerlei Mittel, welche angeblich vor dem Ertrinken schützen sollten: Amulette aller Art, Ringe, Krampfringe, welch letztere sogar testamentarisch vererbt wurden; ferner die Kniescheibe eines Schafes oder das Stück einer Aalhaut um ein Bein gebunden ꝛc. Das merkwürdigste dieser abergläubischen Schutzmittel aber war die „Kaul". Darunter ist die dünne zweite Haut zu verstehen, welche — was jedoch selten vorkommt — am Kopfe eines neugeborenen Kindes sich findet, und die ohne Schaden entfernt werden kann. In Niederdeutschland wird sie auch „Helm" genannt. Diese feine Haut, abgezogen und getrocknet, sollte das sicherste Schutzmittel gegen das Ertrinken sein, und jeder Seemann pries sich glücklich, der im Besitze einer solchen Haut war, die für schweres Geld angekauft und ebenfalls als ein kostbares Gut vererbt wurde. Der Kauf und Handel um dieses Schutzmittel zog sich, wie die folgenden Anpreisungen zeigen, bis in die neueste Zeit hinein. Eine Annonce der Times vom 21. Februar 1813 lautet: „Die Kaul eines Kindes, vorzüglich erhalten, billig zu verkaufen an Leute, die auf See gehen." In demselben Blatte wird am 8. Mai 1848 eine Kaul angepriesen und dabei gesagt, daß sie der Eigentümer über vierzig Jahre lang auf dem Meere getragen, in allen Gefahren seines Seemannslebens, und daß derselbe schließlich friedlich in seinem Bette verstorben sei. Im Jahre 1867 wurde eine Kaul für 100 Mark öffentlich angeboten, und im Jahre 1873 im Liverpooler Mercury sogar drei auf einmal und zwar zu den Preisen von 60 bis 80 Mark; ja im Jahre 1883 brachte die Chicagoer Times noch eine Annonce, in welcher ein englischer Besitzer eine Kaul für 400 Mark anbot. Das vermeintliche Schutzmittel wurde in die Beinkleider eingenäht getragen. Es genügte davon schon ein Stückchen so groß wie der Nagel eines Fingers, um vor dem Ertrinken gesichert zu sein. Auch in südlichen Ländern war die Kaul ein von Seeleuten sehr gesuchter Artikel. Sie wurde in der Kajüte aufgehängt, um das Schiff vor dem Untergehen zu bewahren, und viele Schiffskapitäne führten eine solche an Bord. Da ist es

leicht erklärlich, daß der gemeine Seemann mit großem Eifer auf eine Kaul Jagd machte. C. T.

Orientalisch. — Im Orient hegt man den Glauben, daß an jede Person oder Sache sich unglückliche Stunden knüpfen, welche aber durch andere übernommen werden können. Wenn daher zum Beispiel bei der Erbauung eines Hauses ein Maurer oder Dachdecker abstürzt und dabei den Tod findet, so sagt man, er habe das Unglück hinweggenommen, von welchem das Haus bedroht war.

Dieser Glaube hat den Tyrannen des Orients gegenüber zu sonderbaren Konsequenzen geführt. Als Ali Pascha von Janina 1817 die Hochzeit seines dritten Sohnes feierte, stürzte sich ein Derwisch von dessen Palast und schrie dabei: „Ich rufe das Unglück, das den jungen Ehegatten treffen könnte, auf meinen eigenen Kopf!" Der Mensch blieb tot auf dem Platze liegen, und alles bewunderte seinen Heroismus.

Bei derselben Gelegenheit, als der Hochzeitszug wieder zurückkehrte, stürzte sich ein Zigeuner vom Giebel des Palastes in den Hof hinab, mit dem Ausrufe: „Ich nehme das Unglück auf mich, das die junge Herrin treffen könnte!" Er brach dabei die beiden Beine. Zur Belohnung wurde ihm Unterhalt für Lebenszeit angewiesen. Als ein anderer Derwisch sah, wie dieser Zigeuner sein Glück bei dieser Thorheit machte, wagte er ebenfalls den Sprung vom Giebel des Palastes in den Hof hinab, aber das Unternehmen fiel für ihn unglücklicher aus, denn er fand dabei den Tod.

Am anderen Tage, als Ali Pascha ausfuhr, legte sich ein Grieche in ein Loch des Weges, um den Boden eben zu machen, über welchen die Kutsche seines Herrn hinwegrollte, damit dieser keinen unangenehmen Stoß empfinde. Zur Belohnung bewilligte ihm Ali dritthalb Pfund Brot täglich, solange er lebte. C. T.

Ein künstlerischer Zimmerschmuck. — Verfolgt man die Geschichte der Malerei durch das ganze neunzehnte Jahrhundert, so muß man staunen über die merkwürdigen Wandlungen, die sich in Bezug auf künstlerische Empfindung, technische Fertigkeit und Kolorit während dieses Zeitraumes vollzogen haben. Wahrhaft glänzende Fortschritte haben aber auch die graphischen Künste und Reproduktionsverfahren zu verzeichnen. Einen Beweis dafür liefert das prachtvolle Oelfarbendruckbild, das die Union

Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart nach dem ſtimmungsvollen Gemälde „Träumerei“ von A. Seifert hat herſtellen laſſen. Dieſes mit 16 Farbplatten gedruckte Kunſtblatt größten Formates, das von unſeren Leſern wie von allen Kunſtfreunden für den Preis von nur einer Mark bezogen werden kann (ein Beſtellzettel iſt dem vorliegenden Bande beigefügt), ſtellt einen wahrhaft künſtleriſchen Zimmerſchmuck dar. Namentlich bildet es auch ein Geſchenk, das jedem Empfänger hohen und dauernden Genuß bereiten dürfte, denn das Kunſtblatt giebt die Farbenpracht und den ganzen Reiz des Gemäldes in ſolcher Vollendung wieder, daß es in dieſer Beziehung hinter dem Original nicht zurückſteht. Dieſes bringt ein in ſtilles Träumen verſunkenes junges Mädchen zur Darſtellung. Auf einen hölzernen Zaun gelehnt, ſteht ſie da; Kopf und Oberkörper heben ſich ungemein wirkungsvoll von dem grünen Hintergrunde ab. Anmutig iſt die Haltung der Träumerin, deren ſeelenvolle Augen nach oben in eine weite Ferne zu blicken ſcheinen. Wovon ſie träumen mag? das mögen die Worte des Dichters Heinrich Seidel uns andeuten:

„Du gehſt in ſtillen Traum verſunken,
Du Holde, durch das junge Grün ...
Auch deine Seele hat getrunken
Vom Zaubertrank — bald ſoll ſie blühn!
Noch weißt du kaum, was ſtill und mächtig
Durch deine Seele knoſpend geht,
Bis daß auch ſie einſt wunderprächtig
In glutenvoller Blüte ſteht.“ Fr. R.

Beigelegter Zwiſt. — Bei einer Vorſtellung im Theater in Paris zur Zeit König Ludwigs XVI. trat ein Herr in Hofuniform in die Loge einer reichen Bankiersfrau, grüßte und ſagte: „Die Königin, Madame, ſchickt mich zu Ihnen; ſie hatte Ihre prächtigen Armbänder wahrgenommen und bittet um eines derſelben zur näheren Anſicht. Sie will ſich ein paar gleiche Armbänder machen laſſen.“ Vor Entzücken feuerrot, löſt die Dame ein Armband und übergiebt es dem Offizier, der nichts mehr noch weniger war als einer der feinen Spitzbuben, deren Paris ſo viele beſitzt.

Bei ihrer Heimkehr bemerkte ihr Mann den Verlust und bereitete der armen Frau einen schlimmen Abend. Am Morgen beim Frühstück wurden wieder Vorwürfe und Entschuldigungen gewechselt, da erschien ein höherer Polizeibeamter mit zwei Begleitern und berichtete, man habe am vorigen Abend nach dem Schauspiel einige Taschendiebe arretiert und bei ihnen neben einigen Uhren und anderen Pretiosen auch ein Armband mit Brillanten gefunden, und man sei geneigt, zu glauben, daß letzteres das abhanden gekommene Armband der Madame sei. Er bat um das andere Armband; nach gefundener Uebereinstimmung beider sollte die Rückgabe der Armbänder sofort erfolgen.

Die Frau wollte nicht daran, das Armband zu holen, doch ihr Mann drang und bestand darauf, daß sie es hingebe, und so geschah es.

Die Herren Gauner, denn auch diese gehörten zur Bande, verschwanden zufrieden mit ihrer Beute. Die Bankiersfrau aber konnte nun ihrem leichtgläubigen Eheherrn seine Vorwürfe in reichem Maße zurückgeben, sie waren vollständig quitt und der eheliche Zwist beigelegt. C. R.

Herzen und Seelen. — Im Kieler Frieden (1814) mußte der König Friedrich VI. von Dänemark Norwegen an Schweden abtreten. Vergeblich suchte er dann auf dem Wiener Kongresse um eine Entschädigung nach, sein Gesuch blieb unerledigt. Das hielt ihn jedoch nicht ab, während seines Aufenthalts in Wien sehr wohlthätig zu wirken, und so hatte der russische Kaiser Alexander I., als sich Friedrich bei ihm verabschiedete, ganz recht, wenn er sagte: „Euer Liebden nehmen alle Herzen mit!"

Der König jedoch erwiderte in wehmütigem Tone: „Das kann schon wahr sein, aber noch lieber wäre es mir, wenn ich ein paar Seelen mitnehmen könnte!" D.

Die Zeiten ändern sich. — Als Newton im Jahre 1650 zu Grantham studierte, hatte er recht wenig zu leben, da ihm gewöhnlich nur vier Schillinge wöchentlich zum Lebensunterhalt zu Gebote standen. Zweihundert Jahre später kaufte Lord Shrewsbury einen Zahn dieses Gelehrten für 16,595 Franken. Th.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Die glücklichen Kuren

in Paschen's orthopädischer Heilanstalt in Dessau

haben den vorzüglichen Ruf dieses vor nun bald 14 Jahren gegründeten Muster-Instituts längst auch jenseits des Ozeans in der wirksamsten Weise verbreitet. Denn Paschen bekommt schon seit Jahren außer seinen zahlreichen deutschen Patienten Kranke nicht nur aus Italien, Rußland, Frankreich ꝛc., sondern auch aus Amerika, Afrika und Asien, und die fast alljährlich vorgenommenen Vergrößerungen der Anstaltsgebäude haben sich immer wieder als unzureichend erwiesen. Durch verschiedene Neubauten prächtigster und originellster Art, die sich durch den Ankauf eines großen Nachbargrundstückes ermöglichen ließen, ist in diesem Jahre Vorsorge getroffen worden, sodaß jetzt fast die doppelte Anzahl Leidender Raum findet und sich trotzdem auch die verwöhntesten Patienten dort in jeder Beziehung wie zu Hause fühlen können. Es wird den Leser interessieren, zu erfahren, was eigentlich bei Paschen in Dessau geheilt wird. Alle Abnormitäten des Rückgrats, Lähmungen, Fußleiden, Klumpfüße, Rückenmarkschwäche ꝛc.! Natürlich überläuft den Unkundigen sofort eine Gänsehaut; denn er sieht im Geiste einen großen Operationssaal mit teuflisch blitzenden Messern, blutigen Tüchern und anderen gruseligen Dingen; oder er erinnert sich gar der Notiz über das Verfahren des Dr. Callot in Paris, der armen Buckligen frisch und fröhlich die Wirbelsäule mit Gewalt eindrückt, um sie in die normale Façon zu bringen. An dergleichen Sachen ist jedoch in der Paschen'schen Anstalt gar nicht zu denken! Ohne Operation, ohne Gewaltmittel, ohne Gipsverbände, ohne Streckbett, nur durch eigens für jeden einzelnen Fall genau konstruierte Gelenkapparate oder Korsetts, verbunden mit vernünftiger Lebensweise, sorgfältig geregelter knochenbildender Diät, Massagen, Elektrisierungen, Bäder, Uebungen an Turn- und Handapparaten ꝛc. erzielt der gewissenhafte und reich erfahrene Leiter des Dessau'schen Instituts seine oft wunderbaren Erfolge. Mittels Röntgenapparats wird Sitz und Natur des Leidens zunächst festgestellt, und alsbald geht es an die Herstellung des nötigen aus Lederhülsen, Stahlschienen, Polsterungen, komplizierten Charnieren ꝛc. zusammengebauten Rüstzeugs, das den Patienten sofort in den Stand setzt, das Siechenlager verlassen und, ohne Schmerzen zu empfinden, sich frei bewegen zu können! Welch wonnige Empfindung durchströmt die Brust solches Armen, der die Hoffnung schon aufgegeben hatte, je wieder Gebrauch von seinen Gliedmaßen machen zu können! Von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl der glücklich Geheilten, die ihrem Retter nicht Dank genug zu sagen wissen für die überraschende Hilfe, die ihnen hier endlich zu teil geworden. Beinbrüchige, die bisher zu monatelangem Siechenlager verurteilt waren, erlangen mit Anlegung des Apparats sofort die Fähigkeit, wieder zu gehen; Rückenmarksleidende, die jahrelang im Rollstuhl zugebracht haben, gewinnen durch das Skoliosenkorsett wieder Halt im Körper; Kinder, die an Verkrümmungen leiden und durch die Streckbettbehandlung sehr heruntergekommen sind, erholen sich hier schnell, da sie sich mit ihrem Apparat bewegen, im Park tummeln können und dadurch Appetit und Blutzirkulation haben.

Paschen's Heilanstalt liegt in gesunder gartenreicher Gegend und doch noch im Weichbilde der Stadt Dessau. Der große Komplex von Gebäuden enthält neben komfortabel eingerichteten Wohnräumen für die Patienten die Arbeitsräume des Direktors nebst den Werkstätten seiner Mitarbeiter; sodann einen großen mit allen möglichen Turnapparaten, Dreirädern ꝛc. ausgestatteten Turnsaal, einen brillant eingerichteten Lesesalon, Speise- und Empfangsräume, Badezimmer, ferner das durch den Neubau entstandene Sonnenkurhaus, einen kleinen Glaspalast mit den prächtigsten Kindern der südlichen Flora ausgestattet, sowie ein in seiner ganzen Einrichtung höchst praktisch angelegtes Schulgebäude, in dem die kleinen Patienten auf allen nur wünschenswerten Gebieten durch eigene Lehrkräfte weiter gefördert werden. Die Erwärmung der Räume geschieht durch Central-Warmwasser-Anlage; die Beleuchtung durch Elektrizität. Der die Anstalt umgebende Garten ist parkartig und nur für die Patienten bestimmt. Die Wege darin sind den Leidenden entsprechend vorzüglich gehalten. Bei schlechtem Wetter bietet eine herrlich dekorierte Wandelhalle Gelegenheit zum Promenieren. Ueberall herrscht unter den Patienten Fröhlichkeit, nirgends sieht man verdrießliche Gesichter, niemals vernimmt man Aeußerungen des Schmerzes. Es fühlt sich eben jeder hier wohl und geborgen, tröstlicher Hilfe sicher, wozu das musterhaft geschulte Personal nicht zuletzt beiträgt.

Auch ärztliche Autoritäten, wie Professor von Bergmann, Professor von Leyden, der verstorbene Volkmann-Halle ꝛc. haben die Erfolge Paschen's verschiedentlich und rückhaltslos anerkannt. Das Institut sei daher allen, die für die obengenannten Leiden Besserung und Genesung suchen, mit der Mahnung empfohlen, das was sie thun wollen, bald zu thun. Je früher man gerade bei diesen Krankheiten vor die rechte Schmiede geht, je sicherer darf man auf Erfolg rechnen.

Theodor Weinert.

Butter umsonst

Wiederverkäufern lohnender Rabatt!

erhält man in 6–10 Minuten durch Selbstherstellung aus dem von der täglichen Kaffeemilch angesammelten Rahm (Sahne) mit der gesetzlich geschützten

Haushaltungs-Buttermaschine.

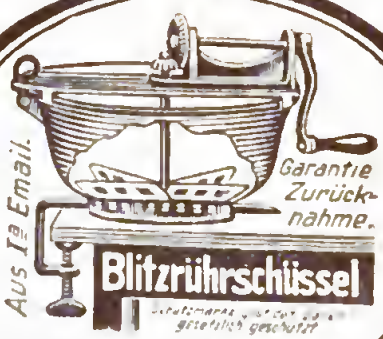
Schutzmarke „mit dem Bären" — Jährliche nachweisbare Ersparnis für den Haushalt ca. 100 Mark. — Täglich frische unverfälschte Butter von köstlichem Wohlgeschmack und die ärztlich so sehr empfohlene Buttermilch kostenlos

☛ Zugleich bester Schneeschläger, Chocoladequirler etc

Preise

in hocheleg. solidest. Ausführung mit Glasgefäss 1 2 3 4 Lit. Inhalt

Mark 3 75, 5 50, 7 —, 9 —.



80 % Zeit- u. Kraftersparnis beim Teigrühren.

Unerreicht prachtvolle Back-Resultate!

Preis nur noch ℳ 15.— (ohne Befestigungsvorr. ℳ 13).

Nach Abnahme des Triebwerks für alle Küchenzwecke das ganze Jahr verwendbar.

Schönstes Geschenk für Hausfrauen Kochbüchlein mit erprobten Rezepten für die bessere Küche gratis und franco.

Erhältlich in den besseren einschlagigen Geschäften, wo nicht, direkt gegen Nachn. vom alleinig. Fabrik **R. v. Hünersdorff Nachf., Stuttgart,** welcher auch Prospecte und Ia.-Zeugnisse gratis und franco versendet

---

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Universal-Bibliothek für die Jugend. Eine Auswahl der besten und bekanntesten Jugendschriften in neuen Ausgaben zu sehr billigen Preisen von 20 Pf. an bis höchstens 1 M. 20 Pf.

Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Fabeln etc. zu beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen.

Es sind 380 Nummern erschienen. Ausführl. Inhaltsverzeichnisse in jeder Buchhandl. gratis.

Zu Geschenken geeignete, **hochelegante Neuheiten in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc.** bezieht man besonders billig von

F. Todt, Fabrikation von Juwelen, Gold- und Silberwaren, Pforzheim.

Versand direct an Private zu billigen Preisen gegen bar oder Nachnahme.
Spezialität feinste Brillantwaren und Tafelbestecke.

No. 2889 1/2. Ring.
1 Opal, 10 Ia. echte Brillanten M. 100.—

Rococo-Muster.
12 Löffel oder Gabeln.
Silber 800/1000 fein M. 90.—
Alpacca-Silber M. 32.—

No. 1640 I. Ring.
14 carat. Gold massiv mit Ia. echtem Brillant M. 87.—

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko.
Firma besteht über 40 Jahre; auf allen beschickten Ausstellungen prämiiert.
Alte Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber und Edelsteine nehme in Zahlung.

Emil Ziegler, Pforzheim 11

Prachtkatalog gratis. *Fabrik mit elektrischem Betrieb*

Direkter Versand an Private gegen Baar od. Nachnahme.

No. 2656. Halskette, 40 cm lang, 8 kt. Gold, M. 16.50
Gold a. Metall M. 6.75

No. 2609. Damenring, Opal und Perlen, 8 kt. Gold M. 9.—

No. 2635

Lange Damen-Uhrketten.

No. 2635.
14 kt. Gold
M. 75.50
8 kt. Gold M. 52.–
Gold auf Metall
M. 12.25

No. 2633.
14 kt. Gold
M. 57.50
8 kt. Gold
M. 37.50
Gold auf Metall
M. 9.50

No. 2633

No. 2655. Halskette, 40 cm lang, 8 kt. Gold, M. 16.50
Gold a. Metall M. 6.75

No. 2138. Herrenring, 14 kt. Gold M. 18.35

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Am Kreuz.

Ein Passionsroman aus Oberammergau

von

Wilhelmine von Hillern.

Neue Ausgabe in einem Bande.

Eleg. brosch. M. 5.—, fein geb. M. 6.—

Die Verfasserin der „Geier-Wally" bietet in ihrem Roman „Am Kreuz" eine dichterische Darstellung der Oberammergauer Passionsspiele. Die hinreißende Gewalt der Sprache, die wahrhaft künstlerisch durchgeführte Handlung, eine Seelenmalerei, welche dem Leser, oft gegen seinen Willen, das Herz rührt, vereinen sich, das Werk hoch über das Maß des Alltäglichen zu erheben. Dieser Roman ist für alle Besucher des Passionsspiels von höchstem Interesse.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Empfehlenswerte Festgeschenke
in gediegener Ausstattung:

Der Jugendgarten. Band 25.

Eine Festgabe für Mädchen. Elegant gebunden M. 6.75.

In modernem, neuem Einbande präsentiert sich das für die reifere Mädchenwelt bestimmte, nützliche Buch als besonders schönes Festgeschenk. Der mit Illustrationen reich geschmückte Inhalt berücksichtigt auch praktische Lebensfragen, und kann „Der Jugendgarten" als eines der besten Mädchen-Jahrbücher empfohlen werden

Hirzepinzchen.

Ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach. Mit farbigem Buchschmuck von Robert Weise.
Elegant gebunden M. 3.—

Mein Tagebuch.

Ein elegantes Tagebuch mit feinster Schreibpapiereinlage, für ein ganzes Jahr berechnet. Mit 12 mehrfarbigen Monatsbildern und Randverzierungen von R. E. Kepler. Fein gebunden mit Goldschnitt M. 6.—

Hesperiden.

Victor Blüthgens Märchen für jung und alt. Vollständige Ausgabe. Mit vielen Illustrationen.
Elegant gebunden M. 5.—

Kamerad-Bibliothek.

In dieser Sammlung spannender, effektreicher, bei ihrem ersten Erscheinen im „Guten Kameraden" mit so großem Beifall aufgenommener Erzählungen für die deutsche Knabenwelt sind bisher erschienen:

Band 1. Karl May:
Der schwarze Mustang.

Band 2. Franz Treller:
Der Letzte vom „Admiral".

Band 3. Max Felde:
Der Arrapahu.

Band 4. Th. Berthold:
Lustige Gymnasialgeschichten.

Jeder Band mit zahlreichen Textillustrationen und 1 Titelbild.
Preis elegant gebunden je M 3.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Für den Weihnachtstisch empfehlen wir die nachstehenden Geschenkwerke:

Das Neue Universum.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.

Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend.

Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung: **Häusliche Werkstatt.**

XXI. Band.

Reich illustriert. In moderner Ausstattung. Elegant gebunden M. 6.75.

Victor Blüthgens
Gesammelte Jugendnovellen.

Lebensfrühling. Vier Erzählungen für Mädchen. Mit 4 Farbendruckbildern von Rich. Gutschmidt. Geschmackvoll geb. M. 2.—

Der Weg zum Glück. Fünf Erzählungen für Knaben. Mit 4 Farbendruckbildern von E. Zimmer. Geschmackvoll geb. M. 2.—

Licht und Kraft.

Die Elektricität u. ihre Anwendung im täglichen Leben.

Ein Handbuch für Haus u. Familie, insbesondere für die reifere Jugend.

Von Th. Schwartze.

Mit zahlreichen Abbildungen Elegant gebunden M. 6.—

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Jedes Bändchen in handlichem Taschenformat elegant gebunden.

Preis für das Bändchen 1 Mark.

Nr. 1. **Berufswahl: Armee u. Marine.**
Nr. 2. **Aquarium und Terrarium.**
Nr. 3. **Liebhaber-Photographie.**
Nr. 4. **Der junge Elektrotechniker.**
Nr. 5. **Kleine Sternkunde.**
Nr. 6. **Jugendtheater.**
Nr. 7. **Der Schmetterlingsammler.**
Nr. 8. **An der Hobel- und Drehbank.**
Nr. 9. **Berufsw.: Die 4 Fakultäten.**
Nr. 10. **Radfahren.**
Nr. 11. **Der Briefmarkensammler.**
Nr. 12. **Der junge Schiffbauer.**

Unsere Taschenbücher, von welchen die obengenannten zwölf Bändchen erschienen, sind bestimmt, über die Praxis jugendlicher Liebhabereien, wichtiger Lebensfragen, über Sport und Spiel 2c. zweckmäßige Auskunft zu geben und dem Laien ohne großen Geldaufwand die mangelnde Erfahrung zu ersetzen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Dr. Oetker's { Backpulver, Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver

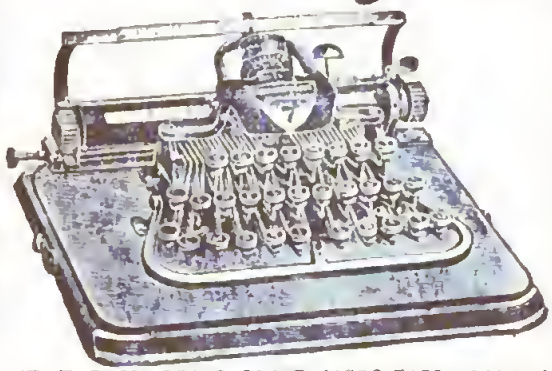
Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

à 10 ₰

Die Blickensderfer



vereinigt bei einfachster und garantiert dauerhafter Konstruktion in einer Maschine die Hauptvorzüge aller Schreibmaschinen.

Ueberall Referenzen: 52 000 Maschinen bei vielen höchsten Behörden des In- und Auslandes, Industriellen, Rechtsanwälten, Schriftstellern u. s. w. in Verwendung.

Grösste Leistungsfähigkeit, sichtbare Schrift, direkte Färbung ohne Farbband (daher einzig schöne und klare Schrift sowie bedeutend geringere Unterhaltungskosten), auswechselbares Typenrad, unveränderl. Zeilengeradheit, stärkste Vervielfältigung.

(D. R. P. Nr. 53295, 59697, 61836, 70716, 81061.)

Aus dem redakt. Bericht der Schreibmaschinen-Zeitung über die Schreibmaschinen-Ausstellung Berlin: „Augenscheinlich war jedermann überrascht, von der Blickensderfer die **gleichen Leistungen** vollführt zu sehen, welche die teuren Bandmaschinen aufweisen."

Preis 175 Mark und 225 Mark.

Vorführung oder Probesendung kostenfrei; Katalog franko

Groyen & Richtmann, Köln. Filiale BERLIN: Kronenstr. 68—69.

500 Postkarten für Sammler

seltene, ortsgestempelte und ungebrauchte Ansichten aus der ganzen Welt, auch China, Japan, Samoa etc., in elegant. Mappe sportmässig geordnet, senden wir kostenfrei zur Ansicht u. Auswahl.

Internationale Ansichtskarten-Gesellschaft m. b. H.
Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 239.

Postkarte genügt. Kein Kaufzwang!

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1481

Lose Blätter aus Ihren Büchern, abgebrochene Stücke von Möbeln, Porzellan etc. werden eines Tages

verschwunden

sein, wenn Sie sie nicht mit Syndetikon dahin kleben, wo sie hingehören. Otto Ring's Syndetikon wird Ihnen Freude machen und nie mehr aus Ihrem Haus kommen, wenn Sie es erst einmal benutzt haben.

für 25 Pf. überall zu haben.

Direct 4 Tuben franko gegen Einsendung von 1 Mark.

Friedenau-Berlin. Gegr. 1878. **Otto Ring & Co.**

Filmed by Preservation 1992